

NDL

NEUE DEUTSCHE LITERATUR

MONATSSCHRIFT FÜR SCHÖNE LITERATUR UND KRITIK

HERAUSGEGEBEN VOM DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERVERBAND

Chefredakteur: Wolfgang Joho

Redaktionskollegium: Helmut Hauptmann, Rosemarie Heise
Henryk Keisch, Achim Roscher, Elli Schmidt, Paul Wiens

INHALT

Was uns fehlt und was wir brauchen / <i>Wolfgang Jobo</i>	3
Beginn auf der Werft / <i>Franz Fühmann</i>	8
Das Lachen der Überlegenen / <i>Bruno Apitz</i>	45
Der Spuk von Frankenhöh / <i>Harald Hauser</i>	47
Der Käufer im Visier / <i>Martin Walser</i>	99
Spruch / <i>Peter Huchel</i>	112
Legende von der Stadt am Meer / <i>Kuba</i>	113
Vielfaches Unbehagen und ein Modell / <i>Hermann Kant</i>	114
Gedicht / <i>Günter Kunert</i>	130
Geheimnis und Geschäft (II) / <i>Rolf Recknagel</i>	132

NEUE BÜCHER

Gerhard Kasper: Literatur aus der Aktion (Adolf Endler, „Weg in die Wische“, S. 149; *Ursula Behse*: Kulturrevolution gegen Kulturreaktion („Feuilleton der roten Presse 1918–1933“), S. 151; *Franz Hammer*: Der aus dem Hinterhaus (Peter Nell, „Heinrich Roths Schuh erzählt“), S. 153; *Klaus Walther*: Stationen der Erkenntnis (Jurij Brezan, „Semester der verlorenen Zeit“), S. 155; *René Schwachbofer*: Gedichte eines Wismut-Kumpels (Horst Salomon, „Getrommelt, geträumt und gepfiffen“), S. 158.

UMSCHAU

Helmut Kaiser: Partisanen des Konformismus, S. 161; *Rolf Seeliger*: Zum Tode Ernst Rowohlt, S. 164; *Heinz Auerbach*: Dramatik aus dem Äther, S. 165; *Walter Grupe*: Gutzkows Kompromiß, S. 169; Informationen u. a.

Vor dem V. Schriftstellerkongreß

Wolfgang Jobo

WAS UNS FEHLT UND WAS WIR BRAUCHEN

Die Diskussion zu Problemen des V. Deutschen Schriftstellerkongresses, die in Heft 1/1961 mit dem Artikel „Unsere nationale Aufgabe“ begonnen wurde, wird auch in dieser Nummer fortgesetzt. Dies geschieht nicht nur mit dem folgenden Beitrag, sondern unter anderem auch mit dem Vorabdruck „Beginn auf der Werst“ aus Franz Fühmanns Reportage, die eine Forderung an unsere Schriftsteller beispielhaft in die Tat umsetzt, und mit Hermann Kants Analyse der westdeutschen Literatursituation.

An Aufsätzen, Reden, Tagungen, die sich grundsätzlich und prinzipiell mit den verschiedensten Problemen der Literatur befassen, mangelt es bei uns ebenso wenig wie an Forderungen, Erwartungen, Wünschen und guten Ratschlägen, die an den Schriftsteller herangetragen werden. Es werden viele richtige und kluge Dinge gesagt und geschrieben; es werden hier Fortschritte, dort Fehler, Mängel, Schwächen, Unzulänglichkeiten unserer Literatur festgestellt. Aber mit Hinweis auf all dies zu behaupten, es gäbe unter den Schriftstellern einen schöpferischen Meinungsstreit, wäre Schönfärberei und Selbsttäuschung. Die wenigen Ausnahmen, bei denen etwas von der fruchtbaren und reinigenden Atmosphäre offener Auseinandersetzung zu spüren ist, gleichen jener einen Schwalbe, die noch keinen Sommer macht. In der Regel hat man nach der Lektüre von Aufsätzen über Literaturprobleme oder nach dem Besuch von Diskussionsabenden, Foren und Konferenzen zwar den Eindruck, was da geschrieben und gesagt worden ist, sei richtig und das angenehm beruhigende Gefühl, man sei sich über die Grundfragen wieder einmal völlig einig – aber in Bewegung gesetzt wird selten etwas, ein Funke springt nicht über, und der scheinbare Meinungsstreit geht aus wie das Hornberger Schießen, mit viel Geräusch und wenig Wirkung. Ist von Fortschritten die Rede, so ist jeder überzeugt, sein Teil dazu beigetragen zu haben. Werden Fehler angeprangert, fühlt sich keiner betroffen, sondern schießt auf den Kollegen, der allein mit der Kritik gemeint sein kann.

Ab und zu freilich – selten und sporadisch – schießt aus solch mild ruhiger Glut allgemeiner Literaturdiskussion plötzlich eine Flamme empor: Ein Name wird genannt, ein Buch, ein Theaterstück, ein Film werden aufs Korn genommen und als warnendes Beispiel für Mängel und Schwächen an den

öffentlichen Pranger gestellt. Und nachdem nun einer, der Autorität besitzt oder dem man sie wenigstens zubilligt, begonnen hat, konkret zu werden, treten auch die anderen aus ihrer Reserve heraus und richten aus allen Rohren das konzentrierte Feuer der Kritik auf diesen einen Fall, als gäbe es nur diesen, um ein offenes Streitgespräch in Gang zu bringen. Allerdings kommt es auf solche Weise keineswegs in Gang, denn nachdem in diesem besonderen Fall einmütig das Urteil gesprochen worden ist, fällt die Flamme, die eben noch hell aufloderte, wieder in sich zusammen. Zurück bleibt der Eindruck, die plötzliche, heftige und vereinzelte Auseinandersetzung mit einem Werk und einem Autor habe lediglich als Beweis dafür herhalten müssen, daß die Atmosphäre schöpferischer Literaturdiskussion existierte. Man schickt den einen Sündenbock in die Wüste und gibt sich der doppelt trügerischen Meinung hin, etwas zum schöpferischen Streitgespräch getan zu haben und der eigenen Mängel ledig zu sein.

Zuweilen auch findet vor dem Forum des Schriftstellerverbandes eine Auseinandersetzung mit dem Werk dieses oder jenes Kollegen statt. Wird sie gut vorbereitet und gut geführt, dann entsteht in der Tat das, was uns sonst fehlt und was wir brauchen: ein echtes Literaturgespräch und etwas von jener literarischen Atmosphäre, von der Schriftsteller, die in der Sowjetunion zu Gast waren, begeistert und voll Neid berichten. Diese nützlichen und begrüßenswerten Diskussionen haben, abgesehen von ihrer Seltenheit, nur einen Fehler: Sie finden im kleinen, oft kleinsten Kreise statt.

Woran liegt es, daß wir trotz einiger Ansätze und vereinzelter Beispiele den offenen schöpferischen Meinungsstreit bis heute noch kaum haben? Sicher nicht daran, daß es Werke, an denen sich eine solche Diskussion entzünden könnte, nicht gibt. Noch nicht einmal mit so wichtigen Büchern wie „Die Entscheidung“ und „Ein neues Kapitel“ hat es eine gründliche Auseinandersetzung gegeben, obwohl über sie viel mehr zu sagen wäre als bisher gesagt und geschrieben worden ist – von anderen Büchern ganz zu schweigen. Es ist ein Armutszeugnis für unsere Literatursituation, daß wir nicht selten die gründlichen Analysen bei uns erschienener Werke aus dem Russischen übersetzen müssen, weil die sowjetischen Freunde das getan haben, was wir versäumen. Der Mangel an Auseinandersetzungen läßt sich auch nicht damit erklären, daß es etwa nicht sehr verschiedene und oft gegensätzliche Meinungen über die Erzeugnisse unserer Literatur gäbe. Man braucht nur die Gespräche der Schriftsteller unter sich zu belauschen, um den Beweis zu haben, wie unterschiedlich die Ansichten sind und wie heftig über Vorzüge und Schwächen gestritten wird. Nur: die vielfältigen und widerspruchsvollen Meinungen, Urteile, Äußerungen, die privat in Wandelgängen, Clubs, Cafés und in den vier Wänden der Wohnungen vorgebracht, und jene weit weniger vielfältigen und nur selten widerspruchsvollen, die in der Öffentlichkeit ge-

äußert werden, gleichen zwei Parallelen, die nebeneinander herlaufen und sich erst in der Unendlichkeit schneiden. Darauf aber können wir nicht warten, denn wir haben es mit der Endlichkeit zu tun. Daß Meinungen, Urteile, Ansichten im Bereich des Privaten gebannt bleiben, anstatt öffentlich ausgesprochen und miteinander konfrontiert zu werden, ist eine der wesentlichsten Ursachen für das Fehlen eines schöpferischen Meinungsstreites und für das Vorhandensein einer oft muffigen, ungesunden und gespannten Atmosphäre.

Daß wir trotz weniger gelungener Versuche noch immer viel zu selten davon loskommen, zwar von Vorzügen und Mängeln unserer Literatur zu sprechen, aber die Nennung von Namen und Werken ängstlich zu vermeiden, ist eine andere Ursache für das Fehlen einer echten Auseinandersetzung. Wir erheben allgemein und abstrakt Forderungen, erörtern Probleme und üben Kritik, aber wir befassen uns trotz aller gegenseitigen Versprechungen und guten Vorsätze bis heute nur in verschwindend geringem Maß mit einer allseitigen Analyse der konkreten, vorhandenen und jedermann zugänglichen Werke unserer Literatur. So wie die zahlreichen privaten und die kargen öffentlichen Meinungsäußerungen über Schriftsteller und literarische Werke Parallelen gleichen, so gibt es auch viel zu selten eine Berührung, gar innige Verschmelzung allgemeiner Erörterungen mit Diskussionen über den konkreten künstlerischen Gegenstand. Aber erst durch diese Verbindung wird das Abstrakte anschaulich und beweiskräftig und das Streitgespräch fruchtbar.

Wer trägt die Schuld an diesem Zustand? Der Schriftstellerverband oder die Redaktionen der Zeitungen und Zeitschriften, die solche Auseinandersetzungen nicht oder ungenügend organisieren? Die Kritiker und Literaturtheoretiker, die den Mut zum offenen Wort nicht aufbringen? Oder die Schriftsteller selbst, die sich ebenso scheuen, mit dem Werk eines Kollegen hart und offen ins Zeug zu gehen, wie gar sich selbst der öffentlichen Kritik zu stellen? Es wäre eine zu bequeme und falsche Sündenbockmethode, diese oder jene Gruppe mit der Alleinschuld zu beladen. Die Fehler werden von allen Beteiligten gemacht, und sie lassen sich auf einen Nenner bringen: Man geht zu gern den Weg des geringsten Widerstandes, indem man Dinge nicht anpackt, die – meist zu Unrecht – als heiße Eisen gelten, und Ansichten nicht äußert, die unpopulär sein oder mißdeutet werden könnten. Wir sind nicht mit jener leidenschaftlichen Anteilnahme bei der Sache, die allein imstande ist, Leidenschaften zu entfachen. Wir beschäftigen uns in der mit dem Hinweis auf taktische Erwägungen verbrämlten Absicht, keinem weh zu tun, mit der Oberfläche, anstatt zum Kern vorzudringen, wir ritzen die Haut, anstatt den Körper zu sezieren. Und wir scheuen schließlich von allen Seiten die Auseinandersetzung mit dem konkreten Gegenstand der Literatur nicht zu-

letzt deshalb, weil wir allzuoft keinen klaren, parteilichen, hieb- und stichfesten eigenen Standpunkt einnehmen und darum gewärtigen müssen, im öffentlichen Streitgespräch widerlegt zu werden. Wo aber sonst könnte man sich denn den klaren Standpunkt gemeinsam erarbeiten, wenn nicht eben in solchen Streitgesprächen, bei denen Meinung mit Meinung konfrontiert, aus These und Antithese in dialektischem Prozeß schließlich die Synthese gewonnen wird?!

Sowenig sich Schuldanteile säuberlich gegeneinander abwägen lassen, muß doch eines deutlich ausgesprochen werden von Schriftsteller zu Schriftsteller: Ein gerüttelt Teil Schuld an dem Fehlen einer Atmosphäre offener Auseinandersetzung tragen die Schriftsteller selbst, die sich sträuben, sich und ihr Werk der öffentlichen Aussprache zu stellen und, was man dort sagt, zwar nicht als Urteilsspruch hinzunehmen, aber als Hilfe anzuerkennen oder wenigstens zu vertragen. Wenn ein Autor, dessen problematisches Werk von einem qualifizierten Forum diskutiert wird, seine Teilnahme an der Aussprache mit dem Bemerkten verweigert, er sei an der Diskussion mit Fachkollegen nicht interessiert, sondern möchte sich lieber mit Arbeitern im Betrieb oder Bauern in den Produktionsgenossenschaften unterhalten, so mag das recht fortschrittlich klingen, ist aber im Grunde nichts als Ausflucht. Und es ist obendrein falsch, denn es gibt zwischen Fachgespräch und Auseinandersetzung mit der breiten Masse der Leser keine Alternative, kein Entweder-Oder. Das eine schließt vielmehr das andere nicht aus und macht es nicht überflüssig. Wer mit seinem Werk vor die Öffentlichkeit tritt, muß es sich nicht nur gefallen lassen, daß in aller Öffentlichkeit darüber gesprochen wird, er sollte sogar froh darüber sein, daß dies geschieht. Ist er dazu nicht willens und fühlt sich wegen seiner Empfindsamkeit nicht dazu imstande, dann bleibt ihm nichts übrig, als sein Werk in der Schublade aufzubewahren oder es nur solchen Freunden zu zeigen, von denen er Kritik und Widerspruch nicht zu gewärtigen hat. Daß jenes freilich nicht die beste Methode und diese nicht die besten Freunde sind, wird er eines Tages zu seinem eigenen Schaden merken müssen.

Ohne daß der Schriftstellerverband, die Redaktionen, die Kritiker ihrer Verantwortung für die Schaffung einer schöpferischen Atmosphäre ledig gesprochen werden sollen, muß doch festgestellt werden, daß das negative Verhalten mancher Schriftsteller eine offene Aussprache nicht gerade leicht und angenehm macht. Die Erfahrungen schrecken. Die Schriftsteller, die doch, wenn sie es auch nicht immer wahrhaben wollen, letztlich selbst die größten Nutznießer an einer gründlichen und sachlichen Auseinandersetzung mit ihrem Werk sind, leiden bei uns häufig an einem Widerspruch, der das Entstehen einer schöpferischen Atmosphäre in unserem Literaturleben hemmt: Dem hohen Bewußtsein, das sich in ihren Büchern äußert und von

dem die Gestalten in ihren eigenen Schöpfungen zeugen, entspricht nicht ihr Verhalten gegenüber der begründeten Kritik. Während sie dort als Sozialisten und reife Menschen erscheinen, benehmen sie sich hier wie Mimosen und gekränkte Pensionatsmädchen oder gar wie Märtyrer, die man zu Unrecht verfolgt und wie Feinde zur Strecke bringen möchte. Sie sind, paradox, der eigenen und gleichen Gesellschaft böse, in der und für die sie schreiben.

So lange aber nicht auf der einen Seite offen, prinzipiell, kenntnisreich und mutig Kritik geübt und auf der anderen Seite solche Kritik, wenn auch nicht in allem akzeptiert, so doch zum mindesten angehört wird, kann es ein schöpferisches Streitgespräch in der Literatur nicht geben.

Damit nicht mißverstanden werde, was hier ausgesprochen wurde: Es soll nicht dem Streit um seiner selbst willen, gar dem Verriß oder der anarchischen Bolzerei das Wort geredet werden. Es erklingt auch nicht der Ruf nach einer irgendwie gearteten Zensur- und Inquisitionsinstanz, die ein Verdict über den Schriftsteller sprechen soll. Dies würde nicht den Autor, sondern unsere Literatur selbst zur Strecke bringen und die Atmosphäre vergiften, die bereinigt werden soll. Auch wird von den literarischen Streitgesprächen nicht zu erwarten sein – und es ist nicht ihr Sinn –, am Ende Sieger und Besiegte festzustellen. Eine offene Auseinandersetzung, von allen Beteiligten mit klarem Standpunkt, sachlich und um der Sache willen, anhand der Person, aber nicht aus persönlichen Motiven geführt, soll und kann nur mit einem Sieg für beide Partner enden, das heißt mit einer Fort- und Höherentwicklung der Literatur und ihrer Schöpfer. Muffige Flüstergespräche im privaten Rahmen, hämische Bemerkungen von Ohr zu Ohr, gar das Ausspielen von Cliques gegeneinander wirken schädlich auf die Entwicklung des Einzelnen wie des Ganzen. Die kämpferische Auseinandersetzung aber ist, in der richtigen, das heißt dialektischen Auslegung von Heraklits berühmtem Wort, der „Vater aller Dinge“ – auch jener der Literatur.

Wir alle erinnern uns noch aus der Zeit vor zehn, acht oder auch fünf Jahren des betretenen Schweigens in den Betriebsversammlungen, sobald zur Diskussion aufgefordert wurde. Man scheute sich, den Mund aufzumachen. Dieser Zustand ist in den Betrieben unserer Republik wie überhaupt in den meisten Bezirken unseres öffentlichen Lebens lange überwunden. Es wäre an der Zeit, daß er auch in den Aussprachen der Schriftsteller überwunden würde.

BEGINN AUF DER WERFT

Mein erster Eindruck von der Werft war der eines phantastischen Gesichts. Ich fuhr, es war im späten September, mit dem Autobus von Rostock, wo ich, um die Stadt kennenzulernen, für ein paar Tage abgestiegen war, meerwärts nach Warnemünde; über den Wiesen links und rechts der schmalen Straße lag Nebel, und plötzlich drang durch den grauen Nebel ein weicheres Grau. Es waren sechs turmartige Gebilde, von schrägen Pfeilern gestützt; es waren durchbrochene Türme, und drei waren deutlich zu sehen, während drei, dahintergelegen, mit dem lagernden Nebel gerade verschwammen, und von den Türmen vorn zu den eben verfließenden im Hintergrund zogen sich silbergraue Fäden, die wie ein Netz den Nebel durchwirkten. Ein Filigran, das mit unserer Fahrt vorbei sich in sich drehte, so stand die zauberhafte graue Schöpfung vor unserem Blick, als plötzlich vom Meer her ein Windstrich den Nebel zerschlitzte, und nun lagen auf der Wiese zu unserer Rechten Schiffe. Es waren riesige Schiffe, die da wie Bauklötzer klein auf der Wiese lagen: rot-schwarz das eine, silbergrün das zweite, und hinter den Schiffen, die uns die gedrungenen Leiber zukehrten, starrrte, Maste und Ladebäume, ein spitziger Wald. Nichts war phantastischer als dies plötzliche Erscheinen der Schiffe auf der Wiese, darauf am Straßenrand die Kühe weideten, und nun sprühten violette Lichter auf den Rümpfen, ich sah das Filigran als Kräne mit Kabel und Laufkatzen; Eisen schwebte in Päckchen durch die Luft, ich glaubte Hämmer zu hören, und dann fiel der Nebel zurück und deckte die Schiffe wieder zu. Der Nebel war jetzt stärker geworden, auch die Kräne waren nun verschwunden, man sah nur einen flatternden Wiesenstreif und, milchig, die Schatten der weidenden Kühe.

Der Autobus fuhr Schritt.

„War das die Werft?“ fragte ich meinen Nachbarn.

„Das war die Werft, der Hafen liegt viel weiter weg“, sagte er. Er musterte mich kurz; ich spähte durch den Nebel. „Wollen Sie dort Arbeit suchen?“ fragte er. „Nein“, sagte ich überrascht und schrak zurück, denn diese Frage rührte an eine Wunde. Zehn Jahre hatte ich an einem Büroschreibtisch gesessen und die Zeit mit der Gliederung von Lektionen und Referaten, mit Aktennotizen und einem Rattenkönig an Papier und Protokollen hingebracht; eine notwendige Arbeit, gewiß, aber unterdessen war eine Republik

entstanden mit neuen Städten und Genossenschaften und Werften und Werken, eine Republik, von der ich nichts kannte außer ihren Autobahnen und Konferenzsälen und dem Abklatsch der Wirklichkeit auf Rotations- und Schreibmaschinenpapier. Zehn Jahre lang hatte ich im Gehäuse der Theorien und dem Schattenreich der eigenen Vergangenheit gelebt; nun aber war ich frei und wollte die Republik kennenlernen und wußte doch nicht wie. Die Welt des Großbetriebs war mir fremd und fern; in meiner Kindheit waren die Fabriken düster wie Kerker vor meinem Blick gestanden; aufs Gymnasium kamen Arbeiter nicht; nach dem Abitur war ich zur Wehrmacht gekommen und hatte ein Maschinengewehr bedienen gelernt; in sowjetischer Kriegsgefangenschaft hatte ich in einem kleinen Waldlager Bäume gefällt und dann Karl Marx gelesen, und nach meiner Entlassung war ich für zehn Jahre an einen Büroschreibtisch geraten, einen breiten, geräumigen hellgelben Schreibtisch in einem breiten, geräumigen hellgelben Büro, und nun war ich ebenso hilflos wie frei. Es drängte mich, über unser neues Leben zu schreiben, aber eben dieses Leben kannte ich nur höchst unvollkommen, seine innersten Bezirke waren mir fremd, und ich hatte Scheu, ja Angst vor dieser eisernen Welt mit ihren unverständlichen Maschinen und ihrem bedrohlichen Hasten und Tosen. Ich starrte durch den Nebel nach der Werft, und die Werft lag unsichtbar im ziehenden Grau. Der Bus hielt; ich hatte an den Strand gehen wollen, aber nun ging ich den Strom hinab der Werft zu. Die Fischkutter wiegten ihre Maste, Nebelhörner brüllten und Möwen schrien, die Kutter blieben zurück, und dann tauchten, gleichmäßig grau, die Rumpfe der Schiffe wie Wale aus dem Nebel. Lampen sprühten; eine Schrift flammte blau. Aus der Nacht des Nebels drang Stampfen und Krachen. Ich stand vorm Tor der Werft; Polizisten patrouillierten, und rechts, in einem würfelförmigen Häuschen, sah ich hinter einem Glasschalter einen Pförtner über ein mächtiges Buch gebeugt. Ich stand vorm Tor; der Wachtmeister blickte mich an. Ich fühlte das Lächerliche meiner Lage und wandte mich zum Gehen. Ich hatte eben den ersten Schritt getan, da stieß ich mit meinem Busnachbarn zusammen.

„Nanu“, sagte er, als er mich ansah, „Sie wollen also doch auf die Werft?“

Was geht's dich an? dachte ich wütend und verlegen, und mein Nachbar musterte mich, wie vorhin im Bus, mit einem merkwürdigen Blick; mir schien, als überlege er, und ich wollte mir schon sein Benehmen verbitten, da sagte er, einen Schritt zurücktretend: „Verzeihung, sind Sie nicht Herr –“, und er nannte meinen Namen. „In der Tat, das bin ich“, sagte ich, und da fiel mir auch sein Name ein. Wir waren zusammen in sowjetische Kriegsgefangenschaft geraten, waren auseinandergekommen, er nach dem Ural und ich nach dem Kaukasus, und dann hatten wir uns in einer Antifaschule wiedergefunden, nach deren Absolvierung sich unsere Wege wieder getrennt

hatten, um uns hier vor der Werft wieder zusammenzuführen. „Alter Junge, hast du dich verändert!“ sagte mein Bekannter. „Zehn Jahre ist's her, das müssen wir feiern“, sagte ich. Mein Freund führte mich in ein kleines Café; wir tranken einen dreistöckigen Grog, und mein Freund sagte, er sei Wirtschaftsfunktionär und habe viel mit der Werft zu tun, und ich sagte, daß ich zehn Jahre an einem schönen hellgelben Schreibtisch gegessen hätte und mich jetzt erst einmal in der Republik umsehen wollte. „Das trifft sich ja wunderbar“, sagte mein Freund, „da könntest du doch eine Reportage über die Werft schreiben, über ihre Menschen und Probleme, das wäre wirklich eine wichtige Sache!“

„Ich glaube nicht, daß ich das kann“, sagte ich, und ich sagte, daß ich nichts von Technik und Metall und Maschinen verstehe, daß ich noch nie in einem Großbetrieb gewesen sei und daß ich vielleicht einen Hühnerhof übersehen würde, aber niemals ein solches Riesengelände wie die Werft.

„Das lernt man“, sagte mein Freund, „würde es dir denn Spaß machen?“

„Das schon“, sagte ich, und da hörte ich plötzlich stampfende Kolben und sah krachendes Eisen, „das schon“, sagte ich zögernd, „aber“, sagte ich und ich stockte und zögerte, meine Scheu einzugestehen. Mein Freund aber streckte mir die Hand hin und sagte: „Abgemacht!“, und er sagte, er habe ein paar Tage Urlaub, da könne er sich um mich kümmern, und er schlug mir vor, morgen früh zur selben Stunde hierherzukommen, er würde mich durchs Werk führen. „Abgemacht?“ wiederholte er mit offener Hand. Ich sah, blau übersprüht, die Leiber der Wale. Ich schlug ein.

Es war ein heller Tag; die Sonne schien, wir gingen durchs Werfttor, links lagen die Schiffe, aber wir gingen, ein Eisenbahngleis überquerend, von den Schiffen weg und bogen in einen vorstadtähnlichen Bezirk ein. Mein erster Eindruck war: Blumen. Wir gingen eine breite gepflasterte Straße hinunter, und links und rechts standen Steinhäuser und Holzbaracken, und zwischen den Häusern und Holzbaracken standen in breiten Reihen Blumen. „Vor fünfzehn Jahren war dies alles Sumpf“, sagte mein Bekannter, „Sumpf und Trümmer der kleinen Krügerwerft, die hier ungefähr beim Werktor gestanden hat.“

Aha, dachte ich, nun wird der historische Teil der Reportage geliefert, aber die Historie interessierte mich jetzt gar nicht. Mir kam alles ganz unwirklich vor: Ein Zeitungskiosk, ein Textilladen, eine Buchhandlung, im Schaufenster Brecht und Cézanne; Bänke in einer Parkanlage, die Kabelkräne lagen fern und von Schiffen war nichts mehr zu sehen. „Mit fünf Arbeitern, einem Schuppen und ein paar Hämmern und schartigen Meißeln und ringsum Sumpf, den wir erst einmal trockenlegen mußten, so hat es damals hier angefangen“, sagte mein Bekannter.

„Und heute blühen hier Blumen“, sagte ich.

„Tatsächlich“, sagte mein Bekannter überrascht, „man bemerkt sie schon gar nicht mehr. Astern und Birken!“ Er blieb stehen und sah auf eine der Birken, von denen die Werftstraße gesäumt war. Er sah sie an, als hätte er noch nie eine Birke gesehen. „Nun bin ich auf der Werft“, sagte ich, „zum erstenmal in einem Großbetrieb, und ich entdecke Blumen!“

„Das ist der Vorteil, wenn man auf Sümpfen baut“, sagte mein Freund ganz ruhig, „es macht zwar ungeheure Arbeit, aber man hat Platz, soviel man braucht, und eine Werft braucht Platz!“

Vor mir das freie Feld zog sich zum Horizont.

„Wie groß ist das Werftgelände?“ fragte ich.

„Ich schätze sechs Quadratkilometer“, sagte mein Bekannter, „drei Kilometer lang und zwei breit“, und ehe ich noch danach fragen konnte, nannte er die Zahl der hier Beschäftigten: über siebentausend.

Ich hatte keine Vergleichsmaßstäbe.

„Die größte Werft Deutschlands?“ fragte ich.

„Eine der großen Werften Deutschlands“, sagte mein Bekannter. Wir gingen weiter die Straße hinab; sie und die Straßen, die sie kreuzten, trugen Namen wie die Straßen einer Stadt, und wir gingen an einem Lebensmittelladen vorbei und an einer Zeitungsredaktion, an Konstruktionsbüros, deren breite Fenster mit großblättrigen Pflanzen und grünem Gerank gefüllt waren; ein Schild wies zur Bibliothek und eins zum technischen Kabinett, zur Linken lag ein Werkrestaurant und zur Rechten ein Parkplatz und ein Fahrradstand von fünfzig Kufen. Die Straße, auf der wir gingen, hieß „Straße der Werftarbeiter“ und sie führte zu den ragenden Kränen, aber wir bogen ab und stapften querfeldein einem großen planen Platz zu, der mit Eisenplatten vollgestapelt war.

„Das ist das Blechlager“, sagte mein Bekannter, „hier beginnt das Schiff: als Stapel Blech.“ Ich sah die Stapel an. In meiner Vorstellung war Blech etwas, was man mit der Hand biegen konnte; das Blech hier aber waren Platten, finger- bis daumendick, einen Meter breit und bis zu sechs Meter lang; sie lagen im Gras und waren quittengelb und apfelsinenrot. „Das ist das Blechlager“, wiederholte mein Bekannter. „Blech ist das Rohmaterial des Schiffsrumpfes und aller seiner Aufbauten, und jedes Schiff beginnt hier seine Bahn!“ Nie im Leben zuvor hatte ich so interessiert auf quittengelbes Eisen gestarrt. „Die Platten sind nach Größe und Dicke sortiert“, erläuterte mein Bekannter; „man sucht aus, was man braucht, dann nimmt ein Kran die gewünschte Platte hoch und jagt sie durchs Sandstrahlgebläse, wo der gelbe Belag, der Zunder, durch den Sandstrahl gewissermaßen abgebürstet wird. Dann kommt die Platte in eine Walze, die alle Unebenheiten und Spannungen herausbügelt, und dann fährt man sie in die Schiffsbauhalle dort

drüben, wo sie zunächst einmal zugeschnitten wird.“ Abbürsten? Ausbügeln? Zuschneiden? dachte ich, und da fiel mir das Märchen vom König ein, der ein Kleid aus Kupfer, Silber und Gold zu schneiden befahl und der einen Schneider fand, dessen Schere Metall schnitt und dessen Nadel Metall nähte. Diesen Schneider und seine Werkstatt sollte ich also kennenlernen! Ich sah über das Blechlager hin, da schlenkerte schon des Schneiders Arm heran; ein Arm aus Stahl, zwei Finger, und die Finger griffen nach einer der tonnenschweren Platten, die, schon gesäubert, vor der Werkhalle lagen; sie klemmten sie fest, hoben sie hoch, warfen sie auf einen Wagen, und der Wagen fuhr durchs offene Tor in die Halle hinein. „Und nun wird zugeschnitten?“ fragte ich und betrat, während ich das fragte, die Halle, aber da ich die Halle betrat, hörte ich meine Stimme nicht mehr. Mein Freund antwortete etwas; ich sah, daß er den Mund öffnete und die Lippen bewegte, doch ich hörte nicht, was er sprach. Ich beugte mich an sein Ohr und schrie, daß ich nichts verstanden habe; er schrie etwas zurück, und ich hörte weder meine Stimme noch seine. Dafür fühlte ich in den Ohren einen Druck, als ob ich tief unter Wasser tauchte.

Die Halle war hoch, die Halle war riesig, zweihundert Meter lang, wie ich später erfahren sollte; es war die größte Schiffsbauhalle Europas, und sie war mit Lärm randvoll gefüllt wie ein Meeresbecken mit seiner schweren Flut. Dieser Lärm lag; es war kein Lärm, der von einem Ort herkommt, anschwillt und wieder verhallt; er brauste und wehte nicht, er lag in der Halle, körperhaft, eine alles ausfüllende Materie; er drückte in die Ohren, und sein Druck nahm zu, je tiefer wir in das Becken der Halle tauchten. Es war der Lärm von Hunderten Eisenfäusten, die, Rundhämmer, Rammen und Stanzen, auf Eisen schlugen; es war ein ungeheures Dröhnen geschlagenen und geschliffnen Metalls, ein unverändert eintöniger Eisendonner, in dem ich erst viel später die Untergeräusche seiner Blitze, der Schweiß- und Schneidbrennerflammen wahrnehmen konnte. Betäubt stand ich am Eingang der Halle; ich war betäubt, ich war befangen und verwirrt, und ich hatte, warum soll ich's verschweigen, Angst. Mein Bekannter schrie etwas, und ich hörte es nicht; er nahm mich am Ärmel und zog mich die linke der beiden Hallenstraßen hinab zu einem Stapel Eisen, auf dem eine der Platten, die der Arm des gigantischen Schneiders hierhergeschleppt hatte, nun niedergelegt war. Mein Bekannter schrie wieder etwas, und nun glaubte ich Laute zu ahnen, jedoch ich brauchte seine Erklärungen jetzt nicht, denn nun, so sah ich, wurde das Eisen wahrhaftig zugeschnitten, und dazu wurde den Platten erst einmal ein Schnittmuster angelegt. Das Schnittmuster war eine Schablone aus Holz, eine glatte gekrümmte Scheibe mit ovalen Ausschnitten; sie wurde aufs Blech gelegt, und nun zog Kreide, wahrhaftig Schneidkreide, ihre Konturen nach, die dann ein Stahlstichel unverwischbar in die

Eisenhaut trieb. Es waren langgestreckte Ovale, die sich, Punze um Punze, in regelmäßigen Abständen auf dem Blech abzeichneten, Ovale wie etwa die Ärmellöcher im Wams eines Goliath, und diese Ovale mußten ausgeschnitten werden. Jede metallene Schere hätte hier versagt; nur die Schärfe des Feuers schnitt diesen Stoff. Es war ein Dolch, der schnitt; sein Griff war ein Eisenrohr und seine Klinge eine blauzischende Flamme. Der Dolch schnitt lautlos; ich sah die Flamme zischen und Funken sprühen, doch ich hörte das Zischen und Sprühen sowenig wie meine Worte; aller Schall versank im Meer dieses Lärms. Wir gingen die Straße hinunter; ein Feuerofen blakte; Eisen fuhr durch die Luft von den Stapeln zu den Maschinen und von den Maschinen hin zu den einzelnen Teilstücken des Schiffsrumpfs, die, Platte an Platte geschweißt, hier wie urtümliche Organe entstanden: Waben und Zellen, ovale Gänge, Kantengeripp und geschwungene Buchten; Gänge, von Gängen durchkreuzt, und Waben, in Waben gewebt; ich sah, von drei Arbeitern mit Vorschlaghämmern dirigiert, die Platte mit den ovalen Ausschnitten in eine offene Eisenkammer hineinschweben; sie setzte weich auf, unhörbar, die Arbeiter klopften sie, unhörbar, in den genauen Winkel, und nun wurde genäht, und wieder war die Nadel Feuer, und diesmal war das Feuer sanft und violett. Es war zum Entzücken, ein violetter Schein, der leicht über das rostrote Eisen huschte; ich starrte in den milden magischen Schein, von dem übersprüht die Männer mit ihren dicken blauenstrigen Helmen die Naht zwischen zwei Platten legten. Mein Bekannter schrie etwas, doch ich hörte nichts, da packte er mich wieder am Arm und zog mich der Tür zu. Eine Wagenladung Eisenschienen fuhr lautlos über unseren Köpfen dahin. Ich sprang aus der Tür. Mit ungeheurem Donnern brach die Stille in mein Ohr. Mein Bekannter sprach, und seine Worte hallten wie Posaunenstöße. Langsam begann ich zu verstehen und langsam hörte ich auch das Krachen und Brausen der Arbeit hier auf dem Platz vor der Halle. „Nie-mals in eine Schweißflamme sehen!“ sagte mein Bekannter, „du kannst dir dabei ganz scheußlich die Augen verderben!“

„Warum?“ fragte ich mechanisch und noch immer benommen.

„Weil die Schweißflamme ultraviolette Strahlen aussendet, die auf die Netzhaut wirken“, sagte mein Bekannter, und da wandte ich den Blick von den Schweißflammen auf den Schiffsrümpfen, die nun vor uns unter den ragenden Kränen lagen. Es waren die Kräne, deren zartes Filigran ich gestern im Nebelgrau gesehen hatte; wir standen mit dem Rücken zur Schiffsbauhalle, und vor uns standen die Kräne auf riesigen Füßen, ein jeder ein Turm, und über unseren Köpfen hingen schwingend die Kabel, an denen weit über den Platz die Katzen fuhren. Jenseits des offenen Platzes hoben sich wieder die Füße der Kräne und zwischen ihnen waren, wie Häuser hoch, vier Baugerüste getürmt, in denen je ein rostroter Schiffsrumpf stak

wie in einer aufgebrochnen Schale ein Kern. Zwischen den Holzbauten glänzte Wasser.

„Das ist die Vormontage“, sagte mein Bekannter und deutete über den Platz, und er sagte, daß hier die Einzelstücke, die in der Halle zusammengeschweißt worden waren, nun zu größeren Raumgebilden, den Volumensektionen, aneinandergefügt würden, um dann zum Schluß auf der Helling, den Holzbühnen am Wasser, zum Schiffsrumpf vereinigt zu werden, der dann auch dort von Stapel liefe. Dann wies er auf die Kabelkrananlage und nannte Zahlen: Vierundzwanzig Laufkatzen trügen, von sechs je fünfundsechzig Meter hohen Kränen gehalten, bis zu zehn Tonnen schwere Bauteile über die dreihundertzwanzig Meter von der Halle bis zur Helling an jeden gewünschten Platz, und man könne die Kräfte von vier Katzen zusammenlegen und somit Sektionen bis zu 40 000 Kilo bewegen. Ich sah an einem der Stahlträger in die Höhe: Oben saßen, in fünfundsechzig Meter Höhe also, die Kranführerinnen in ihren Glaskabinen; man sah sie nicht, doch mir schwindelte, da ich zu ihnen hinauf sah. Ich kann nicht aus dem Fenster einer zwei Stock hohen Wohnung sehen; ich bin außergewöhnlich schwindelanfällig, und allein beim Gedanken, dort oben auf dem Kran zu sitzen, wurde mir übel. Schnell sah ich über den Platz zur Helling hin. „Suchst du auch hier Blumen?“ fragte mein Bekannter, „hier wirst du vergebens nach Blumen suchen!“

„Natürlich werden hier Blumen gezüchtet“, sagte ich, „so ein Schiff wächst ja, wenn ich richtig gesehen habe, genau wie eine Blume aus ihren sich teilenden Zellen auf!“

Der Vergleich traf nicht genau: Gleich Pflanzen wachsen Häuser und Türme, alles im Erdreich verwurzelte; ein Schiff aber wächst wie ein tierischer Organismus aus einem Keimblatt. Das Keimblatt ist das erste Stück des Kiels, des späteren Rückgrats des Schiffes; ein sanft am Rand gebogenes Blatt des Kiels, so tritt der Keim des Schiffes in die Welt, und nun beginnt der Organismus zu wachsen: Blätter schließen sich links und rechts an, geschwungene Blätter, schon in den Raum gebogen, und der Kiel streckt sich lang; nun ist schon eine breite gemuldete Rinne da, Unterstück eines Urkanals, und jetzt wachsen die Zellwände senkrecht auf; Wand um Wand weitet sich aus, und wieder teilen Wände die Längsräume quer, nun sind es schon Bündel von Zellkammern, und zwischen ihnen ziehen sich die Rippen, die Spanten, und dann formen sich in riesigen Hohlräumen die wuchtigen Organe: Herz, Magen, Lunge, Milz-Maschinenraum, Laderaum, Kesselraum, Ölraum; in der Länge und Breite ausgewachsen, stockt es sich auf, ein Deck übers andre, und nun breiten sich Adern und Nerven und Därme, die Rohre und die Kabel, aus; die Organe umspannen sich mit Häuten, und

die Rohre und Kabel werden zu Strängen gebündelt und mit Sehnenscheiden, Glaswolle und Tuch umflacht. Die Kommandobrücke erhebt sich als Stirn, Millionen elektrischer Zellen umschließend; Radaraugen beginnen zu peilen, eine Stimme hebt an, den Nebel zu durchbrüllen, der ganze Organismus gewinnt sein hundertfältiges Gefühl, und nun, ausgewachsen in Länge, Breite und Höhe und längst getauft, wird der Körper gereinigt und geschmückt, die Haut wird geglättet und gefärbt, und, Flaggen als Blumen im Haar seiner Trossen, so zieht das Schiff in seine Bahn. Während es wächst, wandert es; es schlägt, im Süden, in der Schiffbauhalle als Keimblatt beginnend, über die Vormontage und die Helling hin zu den Ausrüstungskais im Norden, einen halben Bogen um die Werft. Auf dieser Bahn wächst es wie der tierische Organismus amphibisch auf, nur sind die Elemente vor und nach der Geburt vertauscht: Der tierische Embryo entwickelt sich im Wasser des Fruchtgefäßes und wird bei der Geburt auf das trockne Element gestoßen; die Embryonalentwicklung des Schiffes von der Werkhalle bis zur Helling vollzieht sich hingegen an Land, und ihr Abschluß, der Stapellauf, die Geburt gewissermaßen, ist der Übergang von der Feste des Lands in den Schoß aller Meere. Einmal ins Wasser gesetzt, wandert der Schiffsrumpf langsam die Kais hinunter, immer größere Vollkommenheit gewinnend, bis er schließlich vom letzten Ausrüstungskai als fertiges Schiff zu seiner Probefahrt in See sticht.

Wir gingen diesen Weg nach, und ich sollte ihn noch einige Male gehen, bis ich ihn in jeder seiner Phasen verstand. Zunächst begriff ich nicht viel; wir gingen über die schrägen Bahnen der Helling hin und die Kais entlang, an denen ein Dutzend Schiffe lagen; wir gingen auf Straßen, die gepflastert waren und von Schienen durchquert und von Eisenplatten und Astern und Birken umsäumt; wir gingen an Werkhallen vorbei und an Kiosken, an Zeitungsläden und Materiallagern und Kohlenhalden und Kantinen und Garagen und einer Berufsschule und einer Poliklinik und einer Feuerwehalle; Elektrokarren, Lastautos, Züge und Handwagen ratterten vorüber; Menschen, Wagen und Kräne schleppten Bleche, Bretter, Kisten, Motore; Scheinwerfer blitzten und Schneidbrenner sprühten, Dünste von Säuren und Schwaden von Rauch wehten vorbei, wir trieben im wirbelnden Wirbel der Werft und gingen dem Werdegang eines Schiffes nach, und ich verstand seinen Werdegang und verstand doch nichts. Wie war das organisiert, nach welchen Plänen war das Ganze gesteuert, von welchen Kräften war das bewegt, wer beherrschte diesen Strudel von Menschen und Maschinen, welche Gesetze regierten diese Werft, deren Oberfläche mich verwirrte? Ich wußte es nicht; es war lächerlich, aber ich wußte es nicht; ich wußte nichts vom Großbetrieb; ich lebte, ein Zeitgenosse der Weltraumraketen, in dieser Beziehung am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts! Ich

stolperte über Kabel; überall lagen und hingen Kabel; die Schiffe waren behangen mit ihnen, Kabel und Schläuche, und sie waren von verschiedener Farbe und damit wohl auch von verschiedener Funktion, und ich unterschied sie nicht. Ein Chaos von Geräuschen wallte über die Werft, das ich nicht entwirren konnte; ich war fremd hier und ich fühlte mich fremd, und meine Befangenheit wuchs aufs äußerste, als wir, da mein Bekannter einen Meister suchte, eine der Schlosserwerkhallen am Ausrüstungskai betraten. In der Schiffsbauhalle, am Anfang unserer Reise, waren wir im Lärm und in der Unendlichkeit des Raums untergegangen, hier aber wandten sich die Augen uns zu, ich spürte, wie ich gemustert wurde und fühlte mich unbehaglich. Welche Umgangsformen waren hier üblich, grüßte man oder grüßte man nicht, gab es Gesetze und Tabus, womit machte man sich hier lächerlich und womit unbeliebt, was war zu lassen und was war zu tun? Ich hatte gelernt, wie man sich verhält, wenn man einem Herrn oder einer Dame vorgestellt wird; ich wußte, wie man sich in einer Moschee benimmt oder in einem englischen Klub, aber in die Umgangsformen in einem Großbetrieb hatte mich bisher kein Mensch eingewiesen. Geräusche, Gesichte; an einer Maschine wurde Blech zu schmalen Streifen geschnitten, und hier war das Blech meinen Vorstellungen verwandter, es war silbriges Zinkblech und es war dünn, man mußte es biegen können. Lampen brannten, obwohl es heller Tag war. Hinter meinem Rücken töffte es; ich verstand nichts; es töffte wieder, mein Bekannter zog mich zur Seite, und von einem wohl ob meiner Taubheit mit dem Kopf schüttelnden Alten gelenkt, glitt ein Elektrokarren an uns vorbei die Halle hinab. Ich trat unwillkürlich einen Schritt zurück und stolperte über eine Stange, es war der Auslösehebel einer Blechschneidemaschine, und eine riesige Schere rasselte hinter einem Gitter ins Leere hinab. „Vorsicht, Vorsicht, junger Mann!“ sagte eine stämmige Frau in blauem Schlosserzeug und fing mich, der ich rückwärts stolperte, auf. Lachen ringsum; ich bekam einen roten Kopf, und jetzt stand mir alles im Weg: Stapel Blech lagen im Weg, Blech kam mir entgegen, Blech fuhr auf Handwagen vorbei; ich drückte mich an die Wand, und an die Wand war Blech gelehnt und rutschte polternd ab. Nein, die Reportage sollte schreiben wer wollte, nicht ich! Ich fühlte mich beengt; ich war hier fremd; ich stand nur im Weg, ich fühlte mich unwohl, ich wollte weg. Drängend sah ich meinen Bekannten an. „Na, Junge“, sagte der, „in so einer Halle lebt man doch richtig wieder auf, wenn man monatelang am Schreibtisch verkümmert ist, stimmt's?“ Dann rief er „Holla!“, winkte einem jungen Mann zu, der nah vorbei durch die Halle ging, und eilte zu ihm. Ich stand allein und fühlte mich hilflos. Ein Handwagen, mit Blechstreifen beladen, strebte zum Ausgang; ich lief hinterher. Draußen atmete ich auf. „Ist dir nicht gut?“ fragte mein Bekannter, der mir gefolgt war. „Nein, es ist nichts“, sagte ich schnell.

„Du schreibst also die Reportage?“ fragte er. Ich wollte nein sagen, da sah ich auf die Schiffe. „Ich weiß nicht“, sagte ich.

Wir standen am Ende des Kais, vor uns lagen zwei Schiffe, rot-schwarz das eine und silbergrün das andre, es waren wohl die Schiffe, die wir vom Autobus aus gesehen hatten. „Halle“ hieß das eine, „Dubassary“ das andre, die „Dubassary“ erschien mir schlank, die „Halle“ stämmig, doch beide Schiffe empfand ich als schön. Sie lagen ganz ruhig im Wasser, das unbewegt lag; es war der Arm am Arm eines Wasserarms der See, und keine Welle kam hier herein, obwohl der frische Wind die See bewegen mußte. Die Rumpfe ragten hoch aus dem Wasser; so hoch erhob sich wohl ein vierstöckiges Haus, und vom Kai aus führte eine flach ansteigende Brettertreppe über zwei Absätze aufs Deck. Die Treppe vom Kai zum Deck hatte nicht die ganze Höhe des Schiffs, denn der Kai lag noch etwa einen Meter über dem Wasser, einer schmutzigen, stumpfschwarzen unbewegten Flut, in die das Schiff bis zur Hälfte getaucht war. Ich überlegte, ob ich mit meinem blödsinnigen Schwindelgefühl hier hinaufkommen würde; vielleicht würde es gehen, dachte ich, da unter mir dann Wasser war und ich vor dem Wasser keine Angst hatte, doch ich war mir nicht vollkommen sicher, ob es tatsächlich gehen würde. Klingeln; und diesmal verstand ich: Ein Schienenkran, kirchturmhoch, rollte klingelnd heran; hier war keine Zeit zu Beschaulichkeiten. Wir gingen den Kai hinab zum Tor, und mein Bekannter erläuterte mir im Gehen die Topographie eines Schiffes: Hauptdeck, Brückendeck, Bootsdeck, Peildeck, Bug und Heck und Back und Poop; das Klingeln verstummte, eine Sirene schrie, ich nahm nichts mehr auf. Wir standen vorm Tor, ich zeigte meinen Passierschein. „Schluß heute“, sagte ich.

Mein Freund lachte.

„Was du in der Schiffsbauhalle gesehen hast, war eigentlich schon die Vergangenheit der Werft“, sagte er, „die Vergangenheit, die bald nicht mehr da sein wird!“

„Wieso?“ fragte ich verblüfft und wider Willen interessiert.

„Die Zukunft zeige ich dir das nächste Mal“, sagte mein Freund, „ich rufe dich morgen im Hotel an, dann sprechen wir weiter über deine Reportage!“

„Ich glaube nicht, daß ich der richtige Mann bin, sie zu schreiben“, sagte ich und war wütend auf mich, daß ich nicht das sagte, was ich dachte, nämlich: Stell dich auf den Kopf, mein Lieber, diese Reportage schreib ich nicht!

Mein Bekannter wollte nach Rostock zurück; er ging, es waren nur wenige Schritte, zum Bahnhof, der gegenüber dem Werfttor lag. Es war dies noch nicht der Bahnhof von Warnemünde; es war der Vertrauensbahnhof unmittelbar am Werftgelände, und kein Kontrolleur knipste dort die Karten. Ich

machte mich auf den Weg nach Warnemünde. Es führte nur eine Straße von der Werft nach Warnemünde, und die Straße war schlecht: Aufgerissen, voll Schlaglöcher und schlammig, ein Schlamm aus Kohlengrus, Schmutz und Öl. Linker Hand zog sich das Bahngleis hinter einem Bretterzaun hin; rechts lag, im Hintergrund, der Kai mit den Schiffen, und unmittelbar an der Straße hackte ein Trupp Arbeiter den Boden auf. Sie fielen mir auf; sie arbeiteten langsam, sie arbeiteten viel langsamer als ich die Arbeit auf der Werft hatte laufen gesehen, und jeder der Arbeiter trug an Hose, Kittel und Mütze einen Streifen gelber Ölfarbe, und als ich dann die Posten in den grünen Uniformen sah, begriff ich: Hier arbeiteten Strafgefangene. Ich blieb stehen und musterte sie. Es waren meist junge Leute, erschreckend viel junge Leute, und sie arbeiteten langsam, obwohl sie kräftig aussahen und anständig ernährt. Sie waren es wohl gewohnt, neugierig gemustert zu werden, denn sie nahmen nicht die geringste Notiz von mir; sie hackten und schaufelten ein paar Takte, dann stürzten sie sich auf die Hacke oder Schaufel und unterhielten sich. Einer sprach mit dem Wachtmeister, und der Sträfling lachte, und der Wachtmeister lachte auch. Eigentlich müßte man als Schriftsteller auch wissen, wie der Strafvollzug in unserer Republik aussieht, dachte ich, und zu gleicher Zeit dachte ich, daß es schwierig sein werde, ihn unbefangen zu studieren, und plötzlich dachte ich, daß ich ja nicht einmal wußte, wie es in einem unserer Großbetriebe aussah und daß ich drauf und dran war, mir das Wissen darum endgültig zu verbauen. Was aber war zu tun? Als neugieriger Beobachter in den Hallen zu stehen war einfach peinlich, es war lächerlich und peinlich, und ich sah auch nichts als ein Chaos vom Leben des Betriebs, wenn ich so im Straßenanzug in der Werkhalle stand. Einen Leseabend veranstalten? Ich verwarf den Gedanken, noch ehe ich ihn zu Ende gedacht hatte. Arbeiten? Ich konnte ja kein Handwerk. Der Posten kam auf mich zu. „Starren Sie bitte die Strafgefangenen nicht so an, mein Herr“, sagte er, „sie arbeiten hier wie alle anderen Arbeiter auch!“

„Verzeihen Sie, ich war in Gedanken; Sie haben natürlich recht“, sagte ich und ging weiter. Drei russische Matrosen gingen vorüber; einer trug einen mächtigen Seesack über der Schulter; sie rauchten Machorka und unterhielten sich laut, und ich hörte den Namen Sewastopol. Hinter ihnen trippelten, die Pfennigstöckelschühlein vorsichtig durch den schwarzen Schlamm steuernd, zwei sehr junge Mädchen mit wippendem Petticoat; sie schauten auf die Uhr unter dem Werktor und beschleunigten ihren trippelnden Schritt. Es war drei Viertel elf. Warum trippelten die beiden so hastig, warum mußten sie um drei Viertel elf auf der Werft sein, in welchem Rhythmus schwang hier die Zeit? Die Straße vor mir war jetzt völlig aufgerissen; eine Wand aus Eisenplatten, wie Haken eines Reißverschlusses ineinander verkeilt, trennte das schwarze Wasser vom schwarzen Land.

„Was wird hier eigentlich gebaut?“ fragte ich einen der Polizisten, die mit einem Schäferhund am Rand der Straße standen. „Ein Schwimmdock“, sagte der Polizist. „Aha“, sagte ich und dankte und fragte mich, was ein Schwimmdock wohl sei. „Bittel!“ sagte der Wachmeister, und ich ging weiter; eine Umleitung führte links über die Gleise, und die Bahnschranke drehte sich gerade bimmelnd herab. Es waren nur zwei Minuten, während denen die Bahnschranke den Weg versperrte, aber in der kurzen Zeit sammelte sich hüben wie drüben eine stattliche Schar Menschen an, die von der Werft kamen oder zur Werft wollten, Angestellte wohl, Einkäufer, Ingenieure, Vertreter, Kaufleute, Reeder, Wirtschaftsfunktionäre, dazwischen Matrosen und, mit schaukelnder Kistenfracht, ein riesiger LKW. Die Bahn brauste vorbei, doppelstöckige Waggons, die Schranke hob sich, und nun trieben die gestauten Scharen aneinander vorüber. Zwei schmächtige junge hochaufgeschossene Männer, der eine mit Rucksack, der andere mit vollgestopfter Aktentasche, gingen an mir vorbei; sie schienen an der Schranke miteinander Bekanntschaft geschlossen zu haben, denn: „Wo komschts du her?“ fragte der eine, und: „Von Kölle“, sagte der andere im schönsten Rheinisch, und: „Da bin ich ebe erscht gwe“, stellte der erste abschließend fest. Vorbei. Hinter mir schritten drei Herren, sie sprachen über einen Film, den zwei gesehen und einer nicht gesehen hatte, und die beiden versuchten den anderen zu überzeugen, sich diesen Film anzusehen. „Wirklich gelungen, kein DEFA-Film, wissen Sie“, sagte der eine, doch der Herr, den sie überzeugen wollten, knurrte verächtlich und machte eine unwillige Handbewegung. „Keine Zeit für das Zeugs“, brummte er, und einer der beiden Herren, die den Film gesehen hatten, sagte: „Gewiß, gewiß!“ Es war der, der soeben zum Besuch des Films geraten hatte. Die Herren hatten es eilig, sie überholten mich; sie trugen große Aktentaschen und einen grauen Straßenanzug wie ich. Vorbei. Die Umleitung mündete in die Hauptstraße ein, dort wartete ein Auto, und die drei Herren nahmen darin Platz. Die Hauptstraße führte hinauf zur Mole, und man mußte der Werft, deren Schiffe bisher noch immer zur Rechten gelegen hatten, den Rücken kehren. Ich sah mich noch einmal um, und da lagen die Leiber der Schiffe, und hoch auf der Spitze des Mastes schwankte funkensprühend ein violettes Feuer. Ich sah den Mann nicht, der da oben unter der Mastspitze stand, ich konnte nur das violette Feuer sehen; es sprühte wie der Kopf eines Kometen, und Schauer von Funken stoben herab und erloschen wie Sternschnuppen in der Luft. Ich wandte mich jäh um und ging die Hauptstraße hinunter; ich hatte mir Warnemünde ansehen wollen, aber nun ging ich nur bis zur Bushaltestelle und fuhr nach Rostock zurück. „Mein Zimmer wird morgen frei, ich reise ab“, sagte ich zum Portier des kleinen Hotels, der gerade auf einem elektrischen Kocher in einem unförmigen Topf Kaffee kochte. Er nickte und schaute in seinen

Topf, das Wasser wallte, und er sah gebannt dem Schauspiel zu. Ich ging in die Loge, holte mir den Schlüssel und begab mich aufs Zimmer. Eine lange Weile saß ich da und starrte durchs Fenster auf die schmale Gasse, deren Katzkopfpflaster hell im Sonnenschein glänzte. Kinder hüpfen. Ich starrte auf das Pflaster und dachte an den Arbeiter, der da auf der Spitze des Mastes gestanden hatte, und ich war neidisch auf ihn; ich war neidisch auf alle, die da in der Werft aus und ein gingen; ich fühlte mich ausgeschlossen, ich wollte weg. Da klopfte es an die Tür. Ich würde am Telephon verlangt, sagte der Portier. Am Telephon war mein Bekannter. Morgen sei ein Stapellauf auf der Werft, sagte er, die „Gera“ liefe von Stapel, ob ich Lust hätte, mir das anzusehen. Ich witterte den Haken im Köder, aber der Köder, in dem der Haken stak, war doch zu fett. Einen Stapellauf mußte man wohl einmal im Leben gesehen haben. Ich willigte ein. „Morgen um halb zehn vorm Hotel“, wiederholte ich. „Aber das Zimmer wird doch frei?“ fragte der Pförtner ängstlich, „ich habe es nämlich schon vergeben!“

„Gewiß“, sagte ich, „das Zimmer wird frei, ich reise morgen mit dem Abendzug.“

„Gut“, sagte der Portier und rührte in seinem Kaffeetopf, und dann schlug er, schluckweis seinen Kaffee schlürfend, eine bunte Illustrierte auf und ließ sich von ihr in die Ferne zu Palmen und Pyramiden treiben.

Der Stapellauf schien ein Volksfest zu werden, die Tore der Werft waren weit geöffnet und Hunderte Schaulustiger strömten zur Helling. Die Helling selbst war abgesperrt und nur den Ehrengästen zugänglich; wir standen am Kai vorm Ende der Helling, dort, wo ihre abschüssige Gleitbahn ins Wasser greift. Eine gespannte Schnur hielt uns in gebührender Distanz; sie lief quer über ein Rasenstück, und die Kinder lagerten sich und sahen plappernd auf das lustige Schiff, das da, von enormen Holzkeilen auf der Gleitbahn gehalten, roh und mennigerot vor unseren Augen lag. Eigentlich war es ja ein wildes, ein trotziges Schiff; man sah, daß es aus der Schneiderwerkstatt meines Märchens kam, man sah die Nähte, die grauen dicken Nähte, und das Schiff hätte wie das Gefährt eines antiken Kriegsgottes gewirkt, wäre es nicht von Mast zu Mast mit bunten Fähnchen und Wimpeln behangen gewesen. Über dreißig Flaggen und Wimpel zählte ich, und jedes war anders geartet: Rot und weiß geviertet wie ein Harlekinkostüm das eine, ein anderes aus einem schwarzen, blauen, gelben und roten Dreieck gefügt, ein drittes schließlich von einem leuchtenden Blau, in dem ein weißes Quadrat stak wie ein Wölkchen im Julihimmel. „Das ist der blaue Peter“, sagte mein Bekannter und wies auf die blaue Flagge, „der blaue Peter ist das, und wenn das Schiff im Hafen liegt und der blaue Peter gehißt wird, dann weinen die Mädchen, denn dann müssen die Matrosen an Bord.“

„Jede Flagge hat ihre Bedeutung?“ fragte ich.

„Es sind die Flaggen und Wimpel des internationalen Abc“, sagte mein Bekannter, „jede Flagge bedeutet einen Buchstaben und gleichzeitig auch eine bestimmte Mitteilung, eine Aufforderung oder Warnung oder Frage; die rot und weiß geviertete Flagge etwa ist die Flagge Ullrich, und sie bedeutet: Vorsicht, Sie begeben sich in Gefahr; das blau-weiße Schachbrettmuster dort ist die Flagge Nanni und heißt: Nein, ich bin nicht einverstanden; und die gelbe Flagge ist die Flagge Quatsch und sagt: An Bord ist alles wohl!“

Ich fragte nach den Wimpeln. „Wimpel bedeuten Zahlen“, sagte mein Freund, „der weiße Wimpel mit dem roten Oval heißt: 1, und der blaue Wimpel mit dem weißen Oval heißt: 2, und dort, der schwarz-weiße Preußenwimpel hat nichts mit den Hohenzollern zu tun, sondern bedeutet einfach: 6.“

Plötzlich kam Bewegung in die Reihen der Kinder auf dem Rasen; sie wandten sich um und klatschten in die Hände, und da zog Feuerwehr im Sturzhelm auf, und die Männer entrollten die Schläuche und richteten die Rohre auf die Helling. „Feuerwehr, Feuerwehr!“ riefen die Kinder. „Wozu, um Himmels willen, braucht man hier am Wasser die Feuerwehr?“ fragte ich, und mein Bekannter sagte: „Die Rampe beginnt beim Stapellauf zu qualmen; die Reibung ist ja enorm, im Nu kann das Holz in Flammen stehn!“ Musik schmetterte. Der Himmel war hell, die Sonne drückte nicht. Die Messingrohre glänzten. Hoch oben, auf der Höhe des Hecks, standen, auf die Reling gestützt, Brust an Brust die Schiffsbauer und sahen über die Werft. Heute war ihr Richtfest; zehnmal im Jahr war Richtfest, zehn Schiffe verließen im Jahr die Werft. Die Schiffsbauer standen unbewegt, man konnte ihre Gesichter nicht erkennen; sie standen Brust an Brust, auf die Reling gestützt, und über ihnen wehten die Wimpel und Flaggen weiß und grün und gelb und rot und in leuchtendem Blau. „Bleiben die Schiffsbauer an Bord?“ fragte ich. „Das ist das Kommando, das die ersten Arbeiten nach dem Stapellauf ausführt“, sagte mein Freund, „sonst darf niemand auch nur in die Nähe des Schiffes!“

„Schade“, sagte meine Nachbarin, eine rundliche Frau, und stieß meinen Freund an. „Schade“, sagte sie, „wenn där Seggd bis dadrhär schbrizzen dähde bei drr Daufe, da dähdn mer aber die Gusche aufduhn, gell?“ Eine Frau, die vor uns stand, wandte sich um. „Der schbrizsd aber nich bis dadrhär, där Seggd“, sagte sie zu meiner Nachbarin. „Aber wennrsch dähde“, sagte die rundliche Frau. „Wie sie den Zeppelin getauft haben, da war ich auch dabei“, sagte ein alter Mann mit spitzem weißem Bart, „da war was andres los als hier, meine Herrschaften!“ – „Beim Zäbbelin?“ fragte die rundliche Frau, und die Frau vor mir wiegte das Haupt und sagte: „Da mag sich aber richdsch was gedahn ham beim Zäbbelin“, und der alte Herr nickte mit dem

Kopf. Er nickte stumm, und seine Augen blickten sehnsuchtsvoll: Sicher sahen sie den Kaiser. „Gugge nur“, sagte meine Nachbarin, „da gimm Kineser, ne gugge nur, kants kelpo Kineser!“ Zwei junge chinesische Monteure gingen zur Helling hinüber. „Haben die denn auch Schiffe?“ fragte der alte Herr erstaunt. „Nein“, sagte mein Freund, „die sind extra gekommen, um sie sich von uns abzuschauen, genau so wie das Pulver und das Porzellan!“ Der alte Herr sah ihn böse an. „Bscht!“ sagte meine Nachbarin, „ich klaube, s gähd los!“ Die Musik hatte ausgesetzt; aus dem Mikrophon drangen seltsame Geräusche, Wortfetzen gleich. Ich dachte an eine Mikrophonprobe, aber es war schon der Beginn des Taufakts: die Begrüßungsansprache wurde gesprochen. Ich verstand nicht viel; es war ärgerlich, wie schlecht das vorbereitet war. Die Lautsprecher über unseren Köpfen waren schräg nach oben gerichtet und standen zudem noch einander paarweis gegenüber, so daß sie sich gegenseitig niederschrien. Man konnte nur erraten, was hier gesprochen wurde; nun gut, man würde es morgen in der Ostseezeitung nachlesen können, doch da fiel mir ein, daß ich ja heute abend noch abreisen wollte. Ich bemühte mich, wenigstens den Sinn der Rede zu erfassen, und nun, da sich das Ohr ein wenig eingewöhnt hatte, waren Bruchstücke von Sätzen verständlich; es war die übliche Rede, die auf Richtfesten gehalten wurde, Worte des Dankes, Worte der Verpflichtung, Worte der Mahnung, das Geschaffene zu schützen, und dann brauste Beifall durchs Mikrophon. Wir konnten die Redner nicht sehen und nicht die, die Beifall klatschten, sie standen vorn auf der Helling, am Bug, an dem herab bald der Sekt über den Namen „Gera“ fließen würde, und wir standen hinten am Heck, das sich weit über den Flügel des fünfmannshohen Steuerblattes schwang. Mein Blick fiel auf die Schiffsschraube hinter dem Steuerblatt; es war grotesk, welch winziges Gebilde das war, ein kleines Organ, gekräuselt, vier Locken, und es bewegte ein Schiff. Die Schiffsbauer waren von der Reling zurückgetreten, der Applaus war verhallt, wieder erklang eine Männerstimme, und sie war ebensowenig verständlich wie die andere, und wieder folgte Beifall, und dann verhallte auch er. Ruhig stand das Schiff auf der Rampe, seine letzten Augenblicke an Land. Eine Frauenstimme erklang, sie war besser zu verstehen; sie sagte nur einen Satz, und wir hörten: „... taufe ich ... stolzes Schiff ... Namen Gera und ... allzeit gute Fahrt“, und dann knatterte Beifall, und das Schiff glitt ins Wasser, und das Wasser teilte sich sanft und ohne Sprühn. Spielerisch glitt das Schiff ins Wasser, ganz leicht, auf leichtesten Schuhen; es lief wie auf Kugellagern die Schräge hinab, schnitt, ohne einen Tropfen der Flut aufzuwerfen, lautlos ein, und es lag, schwebend, halb im Wasser und halb auf dem Holz, da rauchte die Rampe auf. Es war ein dichter weißer Qualm, der sich von der Rampe hob und den Bug des Schiffs umnebelte; er schlug bis übers Deck und überm Deck zusammen,

und nun sprühte es rot unter der Bahn, die das Schiff übers Holz zog; die Feuerwehrschräuche blähten sich und sandten ihre Strahlen, aber da lag das Schiff schon im Wasser, vom Land gelöst, und sanft, ein schwereloser Schwan, glitt es nahe am Pflaster des Kais dahin. Die Musik war verhallt, der Beifall verstummt; eine Weile standen wir schweigend und sahen dem Schiff nach, wie es sanft dahinglitt, von einer unsichtbaren Hand geschoben, und die bunten Fähnchen über dem grauen und mennigeroten Stahl flatterten hell unter dem helleren Stahl des flachen Himmels. Ich sah dem Schiff nach und stand wie im Traum, und der Lärm von der Helling her toste, und der Lärm war gewaltig und schön. Noch immer glitt das Schiff dahin, in sanfterster Fahrt zog es am Kai vorüber, den früher geborenen Schwestern zu, die Kinder plapperten und lachten, das Eisen toste von den Hallen her, Rauch trieb, die Feuerwehrmänner rollten ihre Schläuche ein, die Schiffsbauer kamen die Helling herauf, sie lachten, man sah ihre Zähne, und wir gingen im Strudel der Menschen quer über die Werft zum Tor hin, und ich fragte meinen Bekannten: „Kannst du mir ein Zimmer in Warnemünde besorgen?“

„Warum?“ fragte er erschrocken, „du hast doch dein Zimmer in Rostock im Hotel.“

„Das hab ich aufgegeben“, sagte ich, „ich kann doch nicht gut im Hotel wohnen, wenn ich hier auf der Werft arbeiten will!“

Es war wirklich schwer, zu dieser Jahreszeit ein Zimmer in Warnemünde zu finden. Ich versuchte es im Ledigenheim der Werft; es war dies eine Art Massenhôtel, das im Wettlauf mit der Zahl der Wohnungssuchenden vielflüglig und sechsstöckig am Strand aus dem Sandboden schoß, allein es war, trotz seiner hohen Bettenzahl, überbelegt, und selbst in den Räumen, in denen noch gearbeitet wurde, waren schon Gäste untergebracht. Schließlich fand ich eine Kammer hoch über dem Stadtwald. Eine Kammer, ein Kämmerchen, schräg unterm Dach, und mit Bett, Schrank, Stuhl und Waschtisch völlig ausgefüllt. Im schrägen Dach stak eine Luke nach Bullaugenart; man sah die Wipfel der Espen und Rüstern mit ihren Krähen- und Kleibernestern. Mir gefiel's. Ich schrieb meiner Frau, ich würde noch einige Zeit bleiben und bat sie, mir Wäsche und meinen Mantel nachzuschicken. Es klopfte, mein Freund trat ein; ich mußte mich aufs Bett setzen, um ihm den Stuhl anbieten zu können. „Was willst du denn auf der Werft arbeiten?“ fragte mein Freund. „Das weiß ich ja selbst nicht“, sagte ich, „ich kann ja nichts!“ – „Macht nichts“, sagte mein Freund, „da fängst du eben von der Pike auf an, am besten bei den Schlossern!“ Ich sagte, mir sei alles recht, nur möge man Rücksicht auf meine Schwindelanfälligkeit nehmen, und mein Freund sagte, er kenne einen Meister bei den Schiffsschlossern gut und

werde sich bemühen, mich dort unterzubringen. Dann ging er, und ich blieb mit jenem Gefühl zurück, das man Lampenfieber nennt. Es war dasselbe Lampenfieber, wie ich es immer bei der Abgabe eines Manuskripts, vor einer Premiere, vor dem Gang ans Rednerpult oder an den Vorlesetisch habe: Eine völlig unerklärbare und durch Vernunftsgründe nicht zu besiegende Furcht, alles falsch zu machen; man ist auf das Schrecklichste vorbereitet und erwartet das Schrecklichste. Seit mein Bekannter gegangen war, konnte ich nichts mehr arbeiten; ich lief vom Zimmer an den Strand und vom Strand ins Zimmer zurück; der Tag verging tickend, Sekunde um Sekunde, der Abend kam, und da endlich rief mein Freund an und sagte, ich sollte übermorgen früh um acht bei der BGL der Werft, Kollege R. sein. Die Nacht schlief ich schlecht; der Tag darauf verging in Unrast, so wie ruhloser Rauch am Himmel vergeht, und die Nacht darauf konnte ich nur wenig schlafen. Ich starrte lange durch die Luke; für zwei Stunden sah ich gelb den Mond. Wie wird man mich aufnehmen, dachte ich, wie wird es beginnen und wie sich entwickeln? Ich stand früh auf; lange vor acht war ich bei der Anmeldung, um acht war ich bei der BGL, dann bei der BPO, dann bei der Kaderleitung und dann bei der Ausweisstelle, und zu Mittag klinkte ich die Tür zum Büro des Meisters in Halle 61 auf. Ich hatte geglaubt, einen alten Arbeiter vorzufinden, aber der Meister war ein junger Mann, sehr jung und pausbäckig und gut genährt, und sein Gesicht strahlte eine wohlthuende Ruhe aus.

„Ich heiße Bruno“, sagte er, nachdem ich mich vorgestellt hatte, und bot mir die Hand. „Du willst also hier bei uns arbeiten, Franz?“ fragte er.

„Wenn ihr mich nehmt?“ sagte ich. „In Ordnung“, sagte er, „wir haben hier zwei Brigaden in der Meisterei, die Brigade 1. Mai und die Brigade 7. November, da gehst du am besten zu Günther, zu den November-Leuten!“

„Gut“, sagte ich.

„In Ordnung“, sagte der Meister, und er sagte, die Brigade sei auf die verschiedenen Schichten aufgeteilt und wir müßten sehen, wo ich am besten unterkäme, und ich sagte: „Gut“ und fügte hinzu, man möge, um Enttäuschungen zu vermeiden, bedenken, daß ich blödsinnig schwindlig sei und zudem keine Ahnung vom Schlossern habe, und der Meister sagte, darum eben käme ich zu Günther, das sei ein guter Anlerner. Allerdings gäbe es zur Zeit noch Schwierigkeiten mit der Arbeit, sagte der Meister, die Brigaden seien nicht voll ausgelastet, man habe schon Kräfte nach Wismar und Schwerin abgegeben und produziere nebenbei Bedarfsgüter, hauptsächlich Kückentränken. Erzfrachter und Kückentränken! Ich fragte, woher der Arbeitsmangel käme, und Bruno sagte, daß erst vor wenigen Wochen die „Jurij Dolgorukij“, die ehemalige „Hamburg“, von der Werft gegangen sei, ein 40 000 Tonner, der hier zum Walfangmutterschiff umgebaut worden war,

wofür die Werft eine unproportioniert große Zahl von Schiffsschlossern habe aufnehmen müssen, die man nun wieder abgebe. „Aber ich habe jetzt Aufträge rangeholt“, sagte Bruno und zeigte auf einen Stoß blauer Karteikarten, die mit hektographierten Zahlen und Chiffren bedruckt waren, und er fragte, wie meine Entlohnung geregelt werden sollte. Ich sagte, daß ich ja blutiger Anfänger sei und der Brigade mehr im Wege stehen als ihr helfen würde und darum nichts haben wolle. Dann würde er eine Regelung finden, sagte Bruno und schrieb einen Schein aus, laut dem ich Arbeitsschutzbekleidung empfangen sollte. Ich ging zur nächsten Bekleidungsabgabe. Das übliche Magazin: Lager und Schalter und davor ein kahler Gang, auf dem man sich umzog. Ich gab meinen Schein ab und zeigte meinen Werftausweis.

„Neueinstellung?“ fragte die Kollegin am Schalter.

„Ja“, sagte ich.

„Deinen Laufzettel“, sagte die Kollegin.

„Ich hab keinen“, sagte ich, „ich arbeite nur ein paar Wochen mit.“

Hinter mir stellten sich zwei Männer an.

„Von welcher Dienststelle kommst du, Kollege?“ fragte die Kollegin.

Sie fragte langsam und bedächtig, wie es im Norden Brauch ist, und füllte dabei langsam einen weißen Schein bedächtig mit Blockbuchstaben aus. Die Schlange der Wartenden hinter mir wuchs.

„Nu macht schon“, sagte einer halblaut.

„Von welcher Dienststelle?“ fragte die Kollegin und bohrte die Bleistiftspitze in die entsprechende Spalte ihres Scheines.

„Ich bin Schriftsteller“, sagte ich, „ich will hier mitarbeiten und dann etwas schreiben.“

„Aber ich muß doch eine Dienststelle hier eintragen, Kollege“, sagte die Kollegin und bohrte die Bleistiftspitze in den Schein.

„Schreiben Sie: Deutscher Schriftstellerverband“, sagte ich.

„Aber das ist doch keine Dienststelle“, sagte die Kollegin und schüttelte mißbilligend den Kopf. Die Wartenden scharrtten. Die Kollegin stand auf, nahm den Schein, schloß den Schalter und ging. „Warten Sie bitte“, sagte sie beim Weggehn. Wir warteten; die Schlange wuchs. „Was ist denn bloß los heute?“ fragte einer. Ich stand wie auf Kohlen. Da kam die Kollegin herangestürzt, riß beflissen die Tür zum Bekleidungsabteil auf, sagte: „Nur für den Herrn hier!“ winkte mir einzutreten und sagte, auf eine Kabine zeigend: „Da haben Sie auch einen Umkleieraum, wo Sie sich umkleiden können, Herr!“ Die Kumpel grinnten. Ich hätte die wohlmeinende Kollegin erwürgen können. Die Schlange vorm Schalter reichte bis ans Ende des Ganges; die Kollegin suchte unter dem Stapel der neuen Anzüge. „Größe 58 haben wir wenig hier“, sagte sie, „nur alte Sachen, aber Sie sollen einen neuen Anzug bekommen!“

Eine Faust klopfte ans Schalterfenster.

„Ja doch“, sagte die Kollegin, „ich muß erst hier den Herrn bedienen!“ Ich versicherte ihr vergebens, daß ich einen Anzug haben wollte, wie ihn die anderen Kumpel auch bekämen; ich stand mit rotem Kopf in der Umkleidekabine, einem kleinen, mit leeren Kisten vollgestopften Raum, der die Aufschrift „Frauen“ trug, und erklärte, ich wolle keine Ausnahme, aber die Kollegin wühlte und wühlte, bis sie schließlich einen Anzug meiner Größe fand: Blauer Kittel, blaue Hose und schwere schwarze Schuhe mit einem seltsamen Sporn als Verschuß. Zum Glück war eine zweite Kollegin gekommen, die den Betrieb weiterführte. Die Sachen paßten, ich behielt sie gleich an und stopfte meinen Straßenanzug in meine Aktentasche; dann quittierte ich einen Schein. Draußen am Gang zogen sich indes die anderen um und tauschten zerschlissene Anzüge gegen geflickte. „Ich möchte eine neue Kluft“ sagte ein junger Mann mit kühnem blondem Schopf, „immer bekomme ich die ältesten Klamotten!“

„Ich hab keine neuen Sachen“, sagte die Kollegin am Schalter.

„Warum hat dann der Neue da gleich welche bekommen?“ fragte der junge Mann. Er sah mich an; alle sahen mich an; hinaus! Indes, Kleider machen Leute, und nun, im Schlosseranzug, fühlte ich mich schon weniger fremd auf der Werft. Ich fiel nicht mehr auf, ich gehörte, wenigstens äußerlich, dazu. Bruno musterte mich. „In Ordnung“, sagte er, „hier hast du Zollstock und Stift!“ Ich nahm den gelben Zollstock und den dicken ovalen Zimmermannsstift wie ein Lehen entgegen. „Jetzt machen wir die Arbeitschutzbelehrung“, sagte Bruno, „dann gehen wir durch die Halle und dann ist es wohl zwei, da trifft die Spätschicht mit der Frühschicht zusammen, dann mache ich dich mit Günther und den Jungs bekannt!“ Dann holte er eine Kladde hervor, suchte ein Formblatt und las, langsam, Punkt um Punkt, die Verbote vor. Das Rauchen an Bord und in der Halle sei verboten, so las er vor, und das Radfahren außerhalb der Werftstraßen sei verboten, und das Schweißen, Brennen und Schleifen ohne Brille sowie das Bedienen der elektrisch angetriebenen Maschinen ohne Wissen des Maschinenwartes. Ich erwiderte, daß ich Nichtraucher sei, kein Fahrrad hier habe, weder Schweißen noch Brennen noch Schleifen verstünde und eine elektrisch betriebene Maschine todsicher nicht anrühren würde. Bruno sagte: „In Ordnung“, und dann erklärte er mir, wohin ich mich im Falle eines Unfalls zu wenden hätte, wer mich verbinden würde, wo der Sanitätskasten stünde mit seinem Jod und seinem Mull und wo die Rettungsstation mit ihren Wagen, und ich hatte ein etwas unbehagliches Gefühl dabei. „Die eiserne Regel bei uns heißt: Finger weg!“ sagte Bruno, „immer denk daran: Zuerst mal Finger weg!“ – „Ja, aber womit soll ich dann arbeiten?“ fragte ich. „Mit dem Verstand“, sagte der Meister. Dann steckte er das Bündel blauer Karteikarten in

die Tasche und sagte: „Komm, ich zeige dir jetzt die Halle“, und wir verließen das Büro. Das Büro lag im Obergeschoß der zweistöckigen Halle; es war ein kleiner, mit Brettern von der Halle abgeteilter Raum, und man konnte von ihm aus einen Flügel des Obergeschosses überblicken. In diesem Flügel standen nur Werkbänke, ungefüge riesige Tische mit holpriger Platte, und darunter und daneben standen verschlossene Werkzeugkisten und Stapel grauer, weißer, silberner, grüner und roter Blechstreifen. Über den Werkbänken hingen, von zwei Meter zu zwei Meter, Lampen in großen Blechschirmen, und zwischen ihnen baumelten Schilder mit den Namen der Brigaden. „Hier ist dann dein Platz“, sagte der Meister. „Jugendbrigade 7. November“ stand auf dem Schild. Der Meister legte den Packen blauer Karteikarten auf die Werkbank. Von der Brigade war noch niemand da, nur gegenüber, am Platz der Brigade „1. Mai“, feilte ein junges, zierliches Mädchen den Innenrand eines Blechrings aus. Ihr rotes Kopftuch über dem schwarzen Haar leuchtete. „Das ist Monika, der Lehrling“, sagte der Meister. Monika, der Lehrling, beachtete uns nicht. Sie feilte den Rand ihres Blechrings und hatte die roten Lippen gespitzt und piffte im Takt ihrer Feilstriche.

Wir gingen ins Untergeschoß hinunter; dort standen die Maschinen, und die Arbeit surrte. Es war nicht sehr laut in der Halle, es war Geklapper und Gerassel von Blech und das gleichmäßige Summen der Maschinen, ein ruhiger Gang. Niemand sah sich nach mir um wie damals, als ich im Straßenanzug und mit Aktentasche und ängstlich verlegenem Gebaren in der Halle gestanden hatte, und nun schienen mir auch die Hänge der Halle geräumiger, es war Platz genug, man konnte sich frei bewegen. Bruno stellte mir die einzelnen Maschinen vor, die hier standen wie Büsche und versteinte Tiere in einem Eisenwald. „Das ist eine Kantmaschine, siehst's ja selbst“, sagte er und wies auf ein langgestrecktes brusthohes Ding, unter dessen flachlippigem Schnabel ein starrer grüner Lappen mit zwei Fühlhörnern hing. Ich nickte. Finger weg, dachte ich. „Hier ist die Handschneidemaschine“, sagte Bruno und wies auf einen schädellosen Kiefer, der im Gelenk ein Auge trug. Die Kanten des Kiefers glänzten scharf, und ich sagte: „Hände weg!“ – „Richtig“, sagte Bruno, und er stellte weiter vor: Die Bohrmaschine, ein Insekt mit geschwellenem Rüssel, und die Metallsäge und den Kantenschneider und die Schleifmaschine mit ihrem Facettenauge und die große Schneidemaschine, und er sagte bei jeder, man sähe ja, wie klar alles daran sei. „Natürlich“, sagte ich und sah den beiden jungen Männern zu, die an der großen Schneidemaschine arbeiteten. Es war in der Tat einfach: Der Teil der Blechplatte, der abgeschnitten werden sollte, wurde über die Kante eines Eisentisches hinausgeschoben, dann sauste, durch das Niedertreten einer Fußstange ausgelöst, eine Stahlguillotine herab und köpfte

das überstehende Blech, das klirrend hinter der Maschine zu Boden fiel. Dies konnte nicht schwierig sein, und auch passieren konnte da nicht viel: Ein Gitter schützte die Hand vor der herabsausenden Schneide, und die Ritzen zwischen dem Gitter waren eng. Auch die Handschneidemaschine, bei der nicht die Elektrizität, sondern die Muskelkraft und das Körpergewicht ihres Bedieners die Stahlschere durchs Blech drückt, konnte so schwierig nicht zu handhaben sein. Mein Lampenfieber schwand. „Es ist gleich zwei“, sagte Bruno, „gehn wir hinauf, die Jungs werden schon oben sein!“

„Wissen sie denn schon, daß ich bei ihnen arbeiten werde?“ fragte ich.

„Natürlich“, sagte Bruno.

„Und?“ fragte ich.

„Sie sind natürlich neugierig“, sagte Bruno, „ein Schriftsteller hat noch nicht mit uns gearbeitet, weißt du, da sind sie sicher anfangs befangen!“

„Das bin ich auch“, sagte ich, „schrecklich befangen sogar!“

„In Ordnung“, sagte der Meister, „das war ich auch.“

Die Jungs standen hinter den Werkbänken und sahen uns verstohlen entgegen, und als wir, näherkommend, zu ihnen hinsahen, kramten sie in den Werkzeugtaschen. „Das ist Franz“, sagte der Meister, „ihr wißt ja Bescheid, Jungs“, sagte er, „und das ist Günther“, sagte er, und Günther gab mir die Hand. Günther war groß, ein Bär, und wie ein Bär ein klein wenig tapsig; er mochte um die Fünfunddreißig sein, zwei, drei Jahre jünger als ich, und als ich sein gutes offenes Gesicht unter der verwegenen zerkrantschten Schirmmütze sah, wußte ich sofort, daß wir gut miteinander auskommen würden. „Günther ist der Brigadier“, sagte der Meister, und dann stellte er mir Lutz und Uwe vor, zwei büstenschöpfige junge Riesen, und Reinhold, einen braunäugigen schmalen ruhigen Jungen, und Wolfgang, einen schwarzgescheitelten Dreißigjährigen mit lebhaften Gesten und leiser thüringischer Mundart, und der Meister sagte: „Das ist, außer Jacob, der Normalschicht hat, der Rest der Brigade; alle andern sind in Wismar und Schwerin!“ Wir gaben einander die Hand, und dann standen wir hinter den Werkbänken im Kreis und sahen einander an, und wir hörten, wie der Zeiger der Hallenuhr sprang.

„Ich hab euch einen Packen Aufträge hingelegt, Jungs“, sagte der Meister.

„Hab's schon gesehn!“ sagte Günther und schwenkte die blauen Karteikarten.

„War auch höchste Zeit“, sagte Reinhold. Er zog, wenn er sprach, die Worte, so daß sein Sprechen wie Singen klang.

„Alles prima Räume“, sagte der Meister, „die besten Räume, hab ich extra für euch besorgt, alles schöne glatte Wände mit wenig Rohr durch,

da kommt ihr prima vorwärts!“ Eine Sirene schrie. „Feierabend“, sagte Wolfgang und sprang auf, und die Jungs, bis auf Günther und Bruno, gaben mir die Hand und gingen aus der Halle. „Die haben Frühschicht gehabt, von halb sechs bis zwei“, sagte Bruno.

„Und was wird mit dir?“ fragte Günther, „willst du gleich mit mir in die Spätschicht einsteigen?“

„Darauf wird Franz nicht vorbereitet sein“, sagte der Meister.

„Eben“, sagte ich verlegen, „darauf bin ich wirklich nicht vorbereitet, ich habe nichts zum Abendbrot und für morgen zum Frühstück eingeholt, und nach der Schicht bekomme ich wohl nichts mehr!“

„Das trifft sich ja gut“, sagte Günther zum Meister, „wir geben Franz dann zu Jacob, der fängt doch morgen auf dem vergammelten Schiff an, da braucht er sowieso einen kräftigen zweiten Mann!“

„In Ordnung, da braucht dann Wolfgang nicht mit“, sagte Bruno, „da geht Franz aufs vergammelte Schiff“, und er wandte sich an mich und fragte, ob ich einverstanden wäre, auf das vergammelte Schiff zu gehen.

„Mir ist jede Arbeit recht“, sagte ich, „nur denkt daran, daß mir leicht schwindlig wird!“

„Keine Angst, Junge, wir haben keine Arbeit in großen Höhen“, sagte Günther, und ich fragte, was die Brigade denn für Arbeit habe. „Wände und Decken verblechen“, sagte Günther, und er sagte, diese Arbeit würde ich noch zur Genüge kennenlernen, vorerst aber würde ich, wenn ich wolle, Reparaturarbeiten machen, auf einem sowjetischen Erz-Kohle-Frachter, der hier gebaut worden und der nun, nach manchen Fahrten durch das Rote und Indische Meer, zur Überholung hierhergekommen sei.

„Ein schrecklich vergammeltes Schiff“, sagte Bruno.

„Was ist denn dran so vergammelt?“ fragte ich.

„Alles ist dran vergammelt, Junge“, sagte Günther, „es ist das vergammeltste Schiff, das wir je zur Reparatur hier gehabt haben!“

„Es ist furchtbar vergammelt!“ sagte Bruno, „du wirst ja selbst sehen und deine Freude dran haben!“ Unterdessen war ein mittelgroßer stämmiger Mann meines Alters zu uns getreten und hatte eine prallgefüllte Werkzeugtasche auf die Bank gestellt. „Da ist ja Jacob“, sagte Bruno und fragte, ob Jacob mit seinem alten Auftrag schon fertiggeworden sei, und Jacob sagte: „Ja!“ – „Dann nimmst du Franz mit auf das vergammelte Schiff, Junge!“ sagte Günther. Jacob musterte mich: sein Blick sah lustig unter den buschigen, am Nasenrücken zusammenstoßenden Augenbrauen hervor. „Gut“, sagte Jacob und gab mir die Hand, „ich brauch einen kräftigen Mann auf dem vergammelten Schiff“, und er packte den Inhalt seiner Tasche in eine Werkzeugkiste, auf der mit weißer Ölfarbe „J. Staudinger“ geschrieben war. „Dann sag ich Wolfgang Bescheid, daß er morgen nicht zur Nor-

malschicht braucht“, sagte Bruno und ging. Jacob schloß seine Werkzeugkiste. „Heut geh ich aber nicht mehr da rauf“, sagte er dabei, „es lohnt gar nicht mehr, und ich muß sowieso mal ins Revier!“ – „Wie du willst, Junge“, sagte Günther und packte seine Werkzeugtasche. „Was fehlt dir, Jacob?“ fragte ich. „Rheuma“, sagte Jacob und gab mir die Hand und sagte: „Also denn morgen früh um sieben!“ und ging. Günther sah die blauen Karteikarten durch, dann suchte er etwas auf einer Zeichnung, und dann fragte er: „Hast du denn schon ein Spind, Junge?“ – „Nein“, sagte ich, und Günther legte Karten und Zeichnungen hin, und wir gingen zu den Umkleideräumen. Die Umkleideräume waren im Untergeschoß neben den Waschräumen und Toiletten, und auch im Gang vor den Toiletten und Waschräumen standen Umkleidespinde. „Du kommst gleich zu uns rein“, sagte Günther, „das Spind neben mir ist frei!“ Er wies auf ein leeres Spind. In der Spindwand war außen ein Karo geritzt, und daneben stand in kraklig geschnitzten Buchstaben: „Petra ist eine Hure“. „Hast du ein Schloß?“ fragte Günther. „Nein“, sagte ich. Günther ging mit mir durch die Halle zu einem Schalter. „Ein schönes neues Vorhängeschloß!“, und er lachte die Kollegin hinter dem Schalter treuherzig an. Die Kollegin, eine ältere Frau, schloß schmunzelnd eine Schublade auf. „Aber wirklich zurückbringen“, sagte sie und zog ein großes himmelblau gestrichenes Vorhängeschloß aus der Tiefe der Lade. „Sicher“, sagte Günther, und ich unterschrieb die Quittung, und wir trotteten mit dem Schloß davon.

„Was soll ich jetzt machen?“ fragte ich, als wir wieder vor dem Umkleideraum standen.

„Der Jacob steigt heute nicht mehr auf das vergammelte Schiff“, sagte Günther, „und ich hab noch etwas mit den neuen Aufträgen zu erledigen, da kannst du die Dreiviertelstunde bis Schichtschluß überhaupt nichts mehr machen, Junge!“

„Da kann ich ja nach Hause gehen!“ sagte ich.

„Wieso?“ fragte Günther erstaunt, und dann schlug er sich gegen die Stirn und sagte: „Natürlich, mit deinem Ausweis kannst du natürlich jetzt nach Hause gehen!“

„Ich sehe mich lieber noch ein bißchen auf der Werft um“, sagte ich.

„Wie du willst, Junge“, sagte Günther, „wie du willst!“

Ein paar Minuten vor sieben kam ich in die Halle. Jacob war schon da. Die Halle war hell, alle Lampen brannten, sie warfen ein weißes, stäuben- des Licht. Jacob saß auf seiner Werkzeugkiste und streckte mir die Hand entgegen. Am Platz der Brigade „1. Mai“ schraubten zwei Mann zylinderförmig gebogene Bleche zusammen. „Was baun die da?“ fragte ich Jacob. „Kückeneimer“, sagte Jacob, „jetzt hat's sogar *die* erwischt!“

„Wieso?“ fragte ich.

„Na, der Mehring, ihr Brigadier, ist doch einer von den großen, eiskalten Rechnern“, sagte Jacob, „der nimmt doch keine Arbeit, wenn nicht mindestens fünfundachtzig Prozent übers Soll rausspringen, aber nun macht auch er Kückeneimer!“ Der Uhrzeiger sprang auf sieben, eine Sirene schrie. Jacob stand auf und packte eine Kollektion Schraubenschlüssel in seine Werkzeugtasche.

„Brauche ich kein Werkzeug?“ fragte ich.

„Das reicht für uns beide“, sagte Jacob, und wir gingen hinaus. Es war kalt; Schauer fegten über die Werft; wir gingen am Kai entlang, den ganzen Kai hinunter bis nah an die Helling; es war fast eine Viertelstunde Wegs. Ich las die Namen der Schiffe, an denen wir vorübergingen: „Dubasary“ und „Dolmatowo“ und „Dukla“ und „Dorogobusch“, es waren alles Schiffe eines Typs: Langgestreckt, schlank, den Brückenaufbau ganz nach hinten gesetzt, als lehne sich einer zurück, um schärfer zu sehen, und die Schläfen der Brückenstirn waren weit geschweift. „Das sind alles Erz-Kohle-Frachter für die Sowjetunion“, sagte Jacob auf meine Frage. „Und das vergammelte Schiff auch?“ fragte ich. „Ja“, sagte Jacob, „das vergammelte Schiff auch.“ Ich fragte, wie es heiße. „Ich weiß nicht, wie es heißt“, sagte Jacob, „wir nennen die Schiffe immer mit ihrer Produktionsnummer, aber das heißt nur das vergammelte Schiff!“ Wir hielten am Ende des Kais, zwei Schiffe lagen hier nebeneinander, die „Berlin“ und die „Urizk“, und hinter den beiden Schiffen weitete sich der Strom, und man sah in seinem grauen Wasser eine Insel, auf der Kühe grasten. „Hier ist der Überholungskai“, sagte Jacob, „und da hinter der ‚Berlin‘ liegt das vergammelte Schiff!“ Wir stiegen den Laufsteg zur „Berlin“ hinauf und jenseits eine steile Holzstiege zur „Urizk“ wieder hinunter; der Schacht zwischen Schiff und Schiff klappte tief, und auf seinem schwarzen Grund lag ein Kahn, nicht größer als eine Walnußschale. Bruno hatte recht: Die „Urizk“ war wirklich ein vergammeltes Schiff. Die Farbe war abgesprungen, die verbeulten Wände voll Rost, die Bleche zerfleddert, und aus den zersplissenen Stahlrossen starrten spitz die Drähte. Wir gingen übers Deck, und vor einem mannshohen, gelb und braun gestrichenen runden Aufbau, dessen meerzugewandte Seite in eine rote, riesige, von einem Drahtnetz überzogene Öffnung mündete, blieb Jacob stehen. „Ist das das Nebelhorn?“ fragte ich. „Das ist ein Lüftungsschacht“, sagte Jacob und klinkte eine ovale Tür unter dem Riesenmaul auf, „hier steigen wir ein, wir müssen in den Laderaum runter!“ Die Tür schwang herum, eine mausdicke Öffnung tat sich auf, und die oberste Sprosse einer Leiter aus Eisen erschien wie ein Strich quer im runden Gehäuse. Ich blickte hinab und schauderte zurück. Vor mir lag, Eisen und schwarze Tiefe, mein Alptraum.

Ich habe von Kind an einen Alptraum: Ich muß eine steile hölzerne Treppe hinuntersteigen; eine steile hölzerne Treppe, die von einer Galerie ohne Brüstung in einen Saal mit zerlöchernten Dielen führt, und gleich unter der Galerie krümmt sich die Treppe, und ihre Stufen sind zerbrochen, so daß man, sich ans bröckelnde Holz der Galerie klammernd, weit ins Leere hinaussteigen und die tieferen Stufen zu fassen versuchen muß . . . Nun lag dieser Alptraum vor mir, eine schwarze, senkrecht stürzende Leiter aus Eisen, in der Höhlung des Aufbaus beginnend und in eine Tiefe hinabführend, in die ich nicht sehen konnte, ohne von Schwindel gewürgt zu werden, und dort, wo die Höhlung des Aufbaus endete und das Eisen sich ins Endlose zu weiten schien, war ein Knie in der Leiter und man mußte, wenn man hinunter wollte, mit den Füßen ins Leere nach der nächsten Sprosse tasten. Ich konnte nicht hinuntersehen. Jacob war mit seiner Werkzeugtasche schon in der dunklen Tiefe verschwunden; ich wollte ihm nachgehn, aber ich konnte da nicht hinuntersehn. Ich hockte mich neben dem Aufbau nieder, und der Schweiß trat mir auf die Stirn. Ein Scharren; Jacobs Gesicht tauchte im Oval der Türe auf. „Ist etwas?“ fragte er.

„Hier komm ich nicht hinunter, Jacob!“ sagte ich.

Jacob begriff nicht; es war ja auch wirklich schwer zu begreifen, es war eine Leiter, über die schon Tausende gestiegen waren, eine eiserne Leiter, die in den Laderaum führte, die natürlichste Sache der Welt! „Hier komm ich nicht runter, Jacob!“ sagte ich. Jacob stieg halb aus der Türe; mit einem Bein stand er auf der Leiter, mit dem anderen auf Deck, und er lachte und sagte: „Na klar kommst du da runter!“ Ich fragte nach einer anderen Möglichkeit, da hinunterzukommen, einer Treppe etwa und Gängen und einer Türe, aber Jacob sagte: „Junge, das ist doch der Laderaum, der ist wasserdicht, verstehst du, da führt keine Türe hin!“ – „Dann komm ich da nicht runter, Jacob!“ sagte ich. „Keine Angst“, sagte Jacob, „da kann gar nichts passieren!“ – „Ich bin schwindlig, Jacob“, sagte ich, „abnorm schwindlig, ich hab euch gesagt, daß ich schwindlig bin!“ Aber Jacob sagte: „Hab keine Angst, es geht viel leichter, als du denkst!“ Ich wollte sagen, daß dies mit Angst nichts zu tun habe, weil das Schwindelgefühl etwas Irrationales sei, aber ich schüttelte nur den Kopf. Mir war völlig klar, daß ich nie im Leben hier hinunterkommen würde und daß damit meine Arbeit in der Brigade zu Ende war, ehe sie begonnen hatte; zu Ende, erledigt, unter Hohn- gelächter begraben! Jacob war indes ganz aus der Türe getreten; er hielt seine Hand auf meiner Schulter und sagte: „Es ist gar keine Gefahr, die Sprossen sitzen alle fest, schau einmal ruhig zu“, und er stieg wieder in die hohle Säule und stieg, langsam, Sprosse um Sprosse, das Gesicht nach oben gewandt, hinab, und ich wollte zögernd mit einem Fuß in die Leiter treten, da sah ich, wie Jacob sich über das Knie der Leiter nach hinten

drückte, und ich konnte nicht mehr hinsehn und nahm den Fuß von der Leiter und starrte aufs Deck. Alles war verloren, alles war vorbei; wäre ich nur damals abgereist, als ich das Hotelzimmer aufgekündigt hatte! Jacob kam wieder herauf. Ich dachte daran, daß die Arbeitszeit lief und daß Jacob, anstatt zu arbeiten und Geld zu verdienen, jetzt herauf- und hinabturnen mußte, um mich zu einem Abstieg zu bewegen, den jeder andre mühelos geleistet hätte; ich dachte daran, daß er jetzt ohne den zweiten Mann, den er brauchte, dastand und daß er jetzt, nach Arbeitsbeginn, den zweiten Mann wohl kaum mehr bekommen würde und damit vielleicht einen Tag verlor. Ich stöhnte auf, es war gräßlich, es war die dümmste und lächerlichste Sache der Welt, aber sie war nicht zu ändern, ich war nun einmal nicht für den Großbetrieb bestimmt! „Ich komm hier nicht runter, Jacob“, sagte ich, „mach, was du willst!“, und es war mir klar, daß Jacob jetzt schimpfen oder spotten würde, und es war mir ebenso klar, daß ich dann fortgehen würde. Jacob stand vor der Tür. „Paß auf“, sagte er ruhig, „ich steige vor dir runter, und du kommst dicht hinter mir; wenn du rutschen solltest, fällst du auf mich, und ich fang dich auf, aber ich weiß genau, daß du nicht fällst!“ Er sagte dies ruhig, ganz ruhig und sicher, so sicher, daß ich aufstand und in die Tür trat. „Nicht hinuntersehn“, sagte Jacob, „ruhig einsteigen und nicht hinuntersehn!“, und ich sah krampfhaft nach oben und schraubte mich durchs Oval und setzte einen Fuß auf die erste Sprosse. „Siehst du!“ sagte Jacob unter mir, „und jetzt immer nur vor dich hinsehn, und Sprosse um Sprosse runter!“ Ich zog den andern Fuß nach, ich stand auf der Leiter meines Alptraums, und ich war wach; die Eisensprossen waren kantig, sie waren nach oben gekantet, die Kanten schnitten in die Hand, aber der Fuß hielt, und so stieg ich tiefer. Ich sah krampfhaft auf die Wand, die vor mir lag, schwarzfleckig, rostgeädert, ich sah krampfhaft auf die schwarze, fleckige, rostgeäderte Wand und stieg Sprosse um Sprosse hinunter, und dann hörten die Sprossen auf, das Knie war da, und ich mußte ins Leere treten. Jetzt fall ich, dachte ich, da fand ich die Sprosse, und jetzt drängte ich hinunter, schnell, nur schnell, die Leiter war endlos, ich mußte mitten an der Wand hängen, ich wagte nicht, hinabzusehen, da packte eine Faust meinen Fuß und zog ihn auf ein Brettergerüst. „Na siehst du“, sagte Jacob, „ich hab doch gleich gesagt, daß du da runterkommst!“, und er lachte, und ich stammelte: „Ja“, und dann lehnte ich mich mit dem Rücken gegen die Stahlwand und sah mich erst einmal um. Ich stand im Bauch des Schiffs, in einem seiner Laderäume, ich stand, zwei Meter über dem Boden, auf einem hölzernen Gerüst, das die rechte Längswand des Laderaums entlanglief. Das Gerüst war zwei Bohlen breit, hatte ein festes Holzgeländer und wurde von dicken Stahltrossen gehalten, und an der anderen Längswand entlang lief ebenfalls solch ein Gerüst.

Die Längswand mochte zwölf Meter lang sein und die Querwand fünf; ich wagte hinaufzusehen und sah die Eisenwand senkrecht steigen, glattes, senkrechtes Eisen, und da war auch die Leiter, kantige Eisensprossen senkrecht an der senkrechten Querwand, und darüber das Knie und die Höhlung der Säule, und es war ganz ausgeschlossen, daß ich diese Leiter hinabgestiegen war, und es war ganz ausgeschlossen, daß ich sie je wieder hinaufsteigen würde! Dreizehn Meter, vier Stockwerke hinab, das war nicht denkbar, aber ich stand auf dem Gerüst, und Jacob lehnte am Geländer, das geschmeidig sich bog, und er sagte: „Na, siehst du!“, und ich zwang mich zum Lachen. Es war kühl hier unten im Bauch des Schiffes, schummrig und kühl, und dennoch standen mir Schweißperlen auf der Stirn.

„Hier geht es doch?“ fragte Jacob und packte die Tasche aus.

„Ja, hier geht es“, sagte ich und ging, um mich einzugewöhnen, das Gerüst hinunter.

„Es ist gut gerüstet“, sagte Jacob und ließ sich mit Wucht in die Umzäunung fallen. Die langen Bretter und Balken schwangen ohne Knacken. „So gut gerüstet wird nicht oft!“ sagte Jacob, „aber das ist auch das einzige Gute hier auf diesem vergammelten Schiff!“

Ich sah mich um und fand das Schiff wirklich vergammelt: Die Wände waren zerbeult, der Anstrich abgeschlagen, Rostflecken breiteten sich aus, in der Höhe des Gerüsts lief eine Reihe zerlöcherter Türen, aber hoch oben an der Stirn der Wände standen zinnoberrote Zeichen, arabische Schrift, Bogen und Punkte, eine phantastische Legende, die Zeichen flossen mit den Rostflecken zusammen, und das Schiff schwamm im Roten Meer. Ich sah hinauf, die Luke war offen, man sah Wolken vorm Himmel, eine Möwe zog dahin, und die schwache Sonne warf einen schmalen Streifen Helligkeit quer durch den stählernen Keller.

„Die haben die Ladung einfach von oben runterpoltern lassen“, sagte Jacob, „Erz und Kohle einfach hineingeschüttet, deswegen sind die Wände so zerbeult und zerschunden!“

„Und was haben wir hier zu tun?“ fragte ich.

„Diese Schrauben hier abdrehen, und die Türen dann rausreißen“, sagte Jacob. Es ragten nämlich in dieser Höhe die Spanten etwa eine Fußlänge aus der Stahlhaut vor und bildeten Spant-Stahlwand-Spant 25 Hohlräume, deren Längsschnitt sich als rechtwinkliges Dreieck mit nach innen geschwungener Hypotenuse darstellte, und jede dieser Kammern war mit einer Eisentür verkleidet, die von sechs starken Bolzen getragen wurde. Diese Eisentüren waren verbeult und manche auch eingerissen, und darum mußten sie abgerissen werden. „Versuch die Schraubenköpfe hier abzdrehn“, sagte Jacob, „ich fang am anderen Ende an, und wir arbeiten dann zur Mitte zu.“ Ich sagte: „In Ordnung“ und griff nach dem Schlüssel, und

Jacob sagte: „Paß auf deine Knochen auf und schind dich nicht zu sehr; was nicht rausgehen will, das laß stehn, das brennen wir dann ab!“ Dann ging er ans andre Ende, und wir begannen zu arbeiten.

Der erste Schraubenkopf war festgerostet und rührte sich nicht; ich zog mit aller Kraft den Schlüssel herunter, da rutschte der Schlüssel ab, und ich schrammte an der Wand die Haut von den Knöcheln. „Vorsicht, Vorsicht“, sagte Jacob, „was nicht raus will, laß stehn, und immer mit den Händen weg von der Wand!“ Ich versuchte mich am zweiten Schraubenkopf; er drehte sich verhältnismäßig leicht heraus. Der dritte war wieder eingerostet, er drehte sich knarrend, aber ich bekam ihn heraus. Der vierte drehte sich leer, die Mutter, die den Bolzen hinter der Tür halten sollte, war abgeplatzt. Die beiden anderen Köpfe drehte ich heraus, aber die Tür hing am ersten und vierten Bolzen noch fest. Jacob drehte an einer Schraube, die schauerlich schnarchte. „Na, geht's?“ rief er. „Gut“, sagte ich und ging an die zweite Tür. Hier ließen sich alle Köpfe lösen, aber es war eine schwere Arbeit. „Mein Gott, schwitzt du aber!“ sagte Jacob. Ich zog mir das Hemd aus. Jacob warnte; ich würde mich erkälten, sagte er. Ich würgte an meinen Schrauben. Natürlich hatte ich den Ehrgeiz, vor Jacob eine Türplatte abzuschrauben. Wieder rutschte der Schlüssel ab, aber diesmal schrammte ich mir schon nicht mehr die Knöchel auf. Der Schraubenkopf knarrte, wenn ich an ihm drehte, wie ein Baum im Sturm. Ich war schweißüberströmt, aber die Köpfe der zweiten Tür waren draußen, alle sechs. „Vorsicht, daß dir das Ding nicht auf den Kopf fällt!“ sagte Jacob und eilte zu mir, „es steht ja jetzt lose!“ Wir lösten die Tür und hoben sie von der Wand, da rieselte etwas Braunes nach. „Mensch“, rief Jacob verzückt und wies mit dem Kinn nach dem braunen Geriesel, und er packte die Tür, hob sie hoch und warf sie übers Geländer auf den Boden des Laderaums, dann sagte er nochmals verzückt: „Mensch!“ und bückte sich zur offenen Höhlung nieder, und dort lag, fest zusammengepreßt, Kohlengrus, und darüber lag, mit dem Grus halb vermengt, eine Schicht braungelber länglicher Körner. Jacob nahm die Körner in die Hand und drehte sie zwischen den Fingern und zerrieb ein Korn und roch daran, und dann sagte er: „Das ist Gerste, Mensch, prima Gerste!“, und er stürmte die Leiter hinauf und stieg aus der ovalen Tür ans Deck. Ich blieb allein und trocknete mich ab, und da begann das Schiff zu dröhnen.

Das Dröhnen kam von der Querwand, an der die Leiter hing; ihr Stahl mußte wohl auf der anderen Seite mit schweren Hämmern geschlagen werden. Es waren zwei Geräusche, die ich deutlich unterschied: Ein Tschinelenschlag von Metall auf Metall, ein schriller durchdringender Peitschenhieb, der wie ein Blitz daherfuhr, und dann, rundum nach allen Richtungen langsam wandernd, das Romm der schwingenden Stahlwand, und die Ge-

räusche von vielen Hämmern stießen, Moleküle des Lärms, aneinander, und ihre Bahnen durchkreuzten sich, doch die Tschinellen und Pauken blieben unterscheidbar. Es waren, wie ich dann erfuhr, die Rostklopfer, ein Trupp Strafgefangener. Der schmale Sonnenstreif war gewandert, ich stand ganz im Schatten, und mir war plötzlich kalt; ich zog mir das Hemd wieder an und arbeitete weiter und brachte noch drei Schraubenköpfe heraus, und dann konnte ich das Hemd wieder auswringen. Ich hing es übers Geländer in den schmalen Sonnenstreifen, da kam Jacob wieder die Leiter herunter, eine leere Werkzeugtasche um den Hals, und hinter ihm kamen ein kleiner dicker Mann mit einem Menjou-Schnurrbärtchen und zwei junge Arbeiter, die ich nicht kannte, und alle hatten sie leere Werkzeugtaschen um den Hals. „Meine Herren!“ sagte der Kleine mit dem Menjou-Schnurrbärtchen andächtig, als er die körnige Pracht sah, und dann füllten alle ihre Werkzeugtaschen mit Gerste, und siehe, es blieb noch ein Häuflein übrig. „Wozu braucht ihr denn das Zeug?“ fragte ich. Jacob sah mich unendlich erstaunt an. „Na, für unsere Hühner“, sagte er.

Erzfrachter und Kückentränken, Stahlgedröhn und Hühner! Immerhin, über Hühner konnte ich ein wenig mitreden, da wußte ich noch aus meiner Kindheit Bescheid. „Was hast du denn für welche?“ fragte ich Jacob, „Leghorn oder Italiener?“ – „Italiener und Hemphshires“, sagte Jacob, „fünzig Italiener und fünfzig Hemphshires!“ Er strahlte. „Das ist 'ne Wucht“, sagte der Kleine mit dem Menjou-Bärtchen und packte seine Tasche zusammen, „das ist 'ne Wucht!“

„Wie ist denn das Zeug da reingekommen?“ fragte ich, und Jacob sagte, die Eisentür sei schon durchgeschlagen gewesen, als das Schiff Gerste geladen hatte, erst Kohle, die nächste Fracht Gerste, und so seien eben Kohlengrus und Gerste durch die Löcher in den Hohlraum geronnen.

„Das Schiff darf ja eigentlich gar keine Gerste laden“, sagte einer von den Jungen.

„Warum nicht?“ fragte ich, und Jacob erklärte mir, daß Gerste, Wolle und ähnliches Schüttgut bei Wellengang nach einer Seite rutschen und das Schiff dadurch kentern lassen könnten. Ich sah das Schiff schräg durch das Rote Meer treiben, schräg im Wasser, den Bauch halb nach oben, in dem die Gerste gleich einer Kolik kollerte. „Dank dir auch schön, Jacob“, sagte der Kleine, und Jacob sagte: „Ist doch klar, Erich“, und auch die beiden Jungs sagten „Danke“, und dann turnten sie, schwer mit Gerste behangen, die Leiter wieder hinauf, und Jacob sagte: „Halt ja den Mund, daß Mehring nichts davon erfährt!“

„Warum gerade der nicht?“ fragte ich, obwohl ich den Grund ahnte.

„Mensch, das ist ein Laderaum, den eigentlich *er* richten sollte“, sagte Jacob, „Reparaturarbeit lohnt sich immer, drum haben sie sich den Auftrag

gekapert, und den Raum vor uns und hinter uns, wo jetzt die Rostklopfer drin sind, den haben sie auch gemacht, aber den hier, den allervergammeltesten, den haben sie übersprungen, und wir sind dann immer wieder die Dummen, an denen alles hängenbleibt!“

„Warum sind wir denn immer die Dummen?“ fragte ich.

„Einer muß es ja schließlich machen“, sagte Jacob, „dann heißt es, es ist notwendig, und das muß man doch einsehn, na ja, und da machen wir es halt immer wieder!“

„Aber warum macht es denn Mehring nicht?“ fragte ich.

„Das ist eben seine Kunst“, sagte Jacob, „aber diesmal hat er sich geschnitten, diesmal haben *wir* die Gerstel!“

„Könnt ihr die so einfach mitnehmen?“ fragte ich.

„Sie würde ja sonst weggeschüttet werden“, sagte Jacob, „warum sollten wir sie nicht nehmen, wenn sie sonst auf den Abfallhaufen kommt!“

Er schwang sich die Tasche über. „Warte“, sagte er, „ich will das Zeug erst mal wegschaffen!“, und er turnte mit seiner Last die Leiter hinauf. Ich griff wieder nach dem Schlüssel, mir war kalt, die Stahlwände wehten Kälte, Schauer wehten über die offene Luke, und ich machte mich an die Arbeit. Als Jacob wieder herunterkam, hatte ich noch zwei Köpfe abgedreht, aber ich bekam keine Tür mehr frei. „Die brennen wir ab“, sagte Jacob. „Warum brennen wir eigentlich nicht alles ab“, fragte ich. „Weil wir dann neue Bolzen schweißen müssen“, sagte Jacob, und er sagte: „Mensch, da ist der große Rechner aber reingefallen!“, und dann machten wir uns wieder an die Arbeit. Die Schrauben knirschten und stöhnten, manche staken fest, als wären sie in die Tür eingewachsen; einige drehten sich leer wie Gebetmühlen. Langsam bekam ich Hunger. Ich hatte keine Ahnung, wie spät es sei, und ich wollte auch nicht fragen. „Es müßte eigentlich Frühstückszeit sein“, rief Jacob herüber. „Ich weiß es nicht“, sagte ich. „Wir machen Frühstück“, sagte Jacob, „und dann bringen wir gleich den Brenner mit und brennen die Köpfe ab!“ Ich sah die Leiter hinauf, die Leiter hing senkrecht, die Wände wuchsen, hoch drüber war der Himmel. „Ach“, sagte ich leichthin, „ich bleibe gleich hier.“

„Hast du denn keinen Hunger?“ fragte Jacob.

„Ich habe nichts mitgenommen“, sagte ich.

Das Dröhnen verhallte. „Die Bimser machen auch Frühstück“, sagte Jacob und ging zur Leiter. „Ich bring dir was vom Kiosk mit“, sagte er, und ich sagte: „Ja, zwei Brötchen“, und gab ihm Geld und Jacob stieg hinauf. Wie spät war es eigentlich, acht oder elf? Ich stand außerhalb der Zeit. Plötzlich wurde ich müde. Ich lehnte mich gegen das Geländer und stand eine Weile. „Hallo“, rief es von oben, und dann schlängelten sich zwei Kabel, ein rotes und ein schwarzes, die Wand herunter, und an den Kabeln hing

der Brenner, und dann turnte Jacob, zwei Vorschlaghämmer und eine Tüte in der Faust, die Leiter wieder herab. „Deine Brötchen“, sagte er und reichte mir die Tüte. Ich setzte mich in den schmalen Streifen Sonne und aß. Jacob machte unterdes seinen Brenner fertig; er drückte einen Hebel, eine gelbe Flamme umspielte die Spitze des Brenners, er drückte den Hebel ein zweites Mal, und die gelbe Flamme schoß nach hinten heraus. Jacob riß den Brenner vom Leib weg und drückte den Hebel zweimal, und die Flamme verzischte. „Verdammter Mist“, schimpfte Jacob, „das schlechteste Zeug borgen die einem!“, und er nahm den Brenner auseinander, zog eine Schraube fester, putzte eine Öse aus, dann setzte er ihn wieder zusammen und drückte zweimal auf den Hebel, und die gelbe Flamme schoß zur Spitze heraus. Jacob drückte ein drittes Mal auf den Hebel, und die Flamme zischte und wurde weiß. „Na also“, sagte Jacob und begann den ersten Kopf abzubrennen, da knallte es, und die Flamme schlug wieder nach hinten heraus, und um die Mitte des Brenners stand ein blauer Kranz. Jacob riß den Brenner nach unten, drückte seinen Hebel, und die Flamme verzischte, nur der blaue Saum blieb. Jacob blies ihn aus. „Der Mist ist nur geliehen“, sagte Jacob entschuldigend zu mir, „mein Brenner ist zur Reparatur, wo krieg ich jetzt bloß einen Brenner her?“ Ich zuckte mit den Schultern. „Warte“, sagte Jacob, „ich geh zu Lutz und Uwe, vielleicht borgt mir einer seinen Brenner!“, und er turnte die Leiter hinauf. Ich blieb allein und stand verloren auf dem Gerüst. Ich versuchte, noch eine der Schrauben herauszudrehen, die Jacob nicht herausgedreht hatte, aber ich bekam keine mehr heraus. Ich wechselte auf die andere Seite des Laderaums; zwei Meter hinauf und hinab waren ja nicht schlimm. Auf der anderen Seite staken die Schraubenköpfe noch fester auf ihren rostroten Bolzen. Endlich kam Jacob; in einer Viertelstunde hatte er auf der alten Seite die Köpfe abgebrannt, und dann schlugen wir die losgebrannten Türplatten mit den Hämmern vorsichtig locker und warfen sie übers Gerüst. Jede Platte mochte einen guten Zentner wiegen. In zwei Höhlungen lag noch ein wenig Gerste auf der Kohle, in dreien nur Kohle, die übrigen waren leer. Das Gedröhn, das nach der Frühstückspause nebenan wieder erschallt war, war nun verstummt. „Es ist Mittag“, sagte Jacob. Ich sah die Leiter hinauf und mir wurde schummrig. „Nicht hinaufsehn“, sagte Jacob, „ich steige hinter dir, es kann nichts passieren!“ Ich starrte die Wand an und trat an die Leiter, hinauf schien es leichter, übers Knie brauchte ich nicht ins Leere zu treten, und da war auch schon die Säulenhöhlung und die ovale Tür. Ich schwang mich durch. Jacob sagte nichts, er nickte nur. Ich wollte Jacob sagen, daß ich ohne seine taktvolle Hilfe da niemals hinuntergekommen wäre, aber ich sagte es nicht. Jacob stand an der Brüstung, die sich auf Deck um die Luke des Laderaums in Hüfthöhe erhob, und sah hinunter. Ich trat zu ihm und sah hin-

unter; ich sah, unendlich tief, ein Brettergerüst; ich zwang mich mit aller Willenskraft, hinunterzusehen, aber ich konnte nicht mehr länger hinuntersehen, der Raum kam auf mich zu; der eiserne Raum mit seiner schwarzen Tiefe kam auf mich zu und zog mich an wie ein Magnet, und ich mußte wegsehen. „Nachmittags reißen wir dann den Rest raus, und dann fangen wir noch an der anderen Seite an“, sagte Jacob. „Wie spät ist es jetzt?“ fragte ich. „Zwölf“, sagte Jacob. Die Sirene schrie. Aus der Säule des benachbarten Laderaums kletterten die Strafgefangenen; ihre Gesichter waren rostverschmiert. Wir stiegen vom Schiff. „Sag bloß den Mehring-Leuten kein Wort von der Gerstel!“ sagte Jacob. „Klar“, sagte ich.

Jacob aß nicht in der Kantine; er hatte Brote mit und streckte sich, nachdem er gegessen hatte, auf der Bank im Umkleideraum zu einem Schläfchen aus. Ich ging in die Kantine; es war, was ich nicht wußte, die entfernt gelegene Kantine, fast am andern Ende der Werft, und so kam ich mit meiner halben Stunde Mittag nicht aus. Jacob schlief noch, ich weckte ihn. Dann gingen wir wieder auf das vergammelte Schiff. Wir waren mitten in der Arbeit, da kamen der Meister und der Brigadier die Leiter herunter.

„Na, wie geht's, Franz?“ fragte Bruno.

„Gut“, sagte ich.

„Du bist ja patschnaß, Junge“, sagte Günther, „paß bloß auf, daß du dich nicht erkältest!“ Von oben sahen Lutz und Uwe herunter und sahen mich schwitzen und grinsten übers ganze Gesicht. „Also hier geht alles klar“, sagte der Meister und sah die Türen an, die da noch zerbeult und zerhaun an den Bolzen staken, und er schüttelte den Kopf und sagte: „Junge, Junge, ist das ein vergammeltes Schiff!“ – „Schauen alle Schiffe so aus, die zur Reparatur hierherkommen?“ fragte ich, und Bruno sagte: „Nein, das ist das erstemal, da muß was Besondres passiert sein!“ Er turnte mit Günther wieder nach oben. „Moment mal“, sagte Jacob zu mir und turnte ihnen nach, doch schon nach einer Minute kam er wieder herunter. Wir rissen die restlichen Türen heraus, dann stapelten wir die Platten auf dem Boden; nachmittag sollte sie dann der Kran in die Halle zum Richttisch tragen. „Schluß für heute!“ sagte Jacob. Wir stiegen die Leiter hinauf. Ich stieg voran, und plötzlich merkte ich, daß ich müde war, aber da war schon das Knie, die ovale Tür, ich stand auf Deck. Diesmal sah ich nicht mehr in den Laderaum hinunter. Jacob sagte: „Ich muß die Kabel hochzieh’n“, und er zog die Kabel hoch, da verfang sich, wie er sagte, das Kabel an einer der Stahlrossen, die das Gerüst hielten, und Jacob schwang sich auf die Kante der Einfassung, mit beiden Beinen stand er auf der Eckkante, unter sich dreizehn Meter tief die Eisenhalle, und er beugte sich vornüber, ohne Halt, ins Leere, und er stand vornübergebeugt und begann, mit den Armen weit in die Leere hineinschwingend, das Kabel aus dem Gerüst zu angeln. Er stand ganz ohne Halt,

nicht einmal die Fersen saßen auf der glatten Kante der Brüstung auf. Mir wurde schwarz vor den Augen; ich sah Jacob kippen, ich sah ihn fallen, ich hörte ihn auf das Eisen klatschen; ich hätte schreien mögen und sah ins schwarze Wasser tief unter dem Schiff, es krachte dumpf, und Jacob war von der Lukenkante aufs Deck zurückgesprungen. Das Kabel hing ihm wie eine Schlange um den Hals. „Junge“, sagte ich, „ich bin fast gestorben vor Angst, als ich dich über dem Laderaum herumturnen sah!“

„Das macht doch Spaß“, sagte Jacob und lachte übers ganze breite Gesicht, und er sagte, er habe einmal in der Takelei gearbeitet, hoch droben auf dem Fockmast, und das sei seine schönste Arbeit gewesen. Ich sah zum Fockmast hinauf; die Mastspitze schwankte im Winde.

„Sind wir heute auf unser Geld gekommen?“ fragte ich.

„Gott, was wir uns vorgenommen haben, haben wir geschafft“, sagte Jacob, „aber das schafft man auch immer!“ Wir gingen den Kai hinunter, von allen Schiffen strömten die Arbeiter, blaue, schwarze, braune Anzüge, Kopftücher darunter; die Sirene schrie.

Günther kam in den Umkleideraum.

„Na, wie war der erste Tag, Junge?“ fragte er.

„Gut“, sagte ich, „wenn Jacob mit mir zufrieden war?“

„Ja“, sagte Günther, „aber paß auf, morgen gib's da unten keine Arbeit für dich, da muß geschweißt werden, da stehst du bloß rum!“ Ich fragte, was ich denn machen sollte, und Günther machte mir den Vorschlag, zu ihm in die Spätschicht zu steigen, er habe einen Raum zu verblechen, einen guten Raum, und er brauche einen zweiten Mann.

„Schön“, sagte ich, und ich fragte, was für ein Raum das wäre.

„Die Wäschekammer auf der ‚Dubassary‘“, sagte Günther, „ein guter Raum, und er liegt auf dem Hauptdeck, da brauchst du die blöde Leiter nicht mehr runterzusteigen, Junge!“

Günther sagte natürlich nicht „Dubassary“, er sagte 412; die Schiffe wurden nur mit ihrer Produktionsnummer benannt. Die 412 lag gegenüber unserer Halle am Kai. Wir stiegen hinauf. Es war zwei Uhr mittags, und das Schiff toste, ein sirenenartiges Schleifen mischte sich mit dem Gedröhn der schweren Hämmer und dem Zischen der Schneidbrenner; das Schiff toste, das Deck wimmelte von Arbeitern; wir wanden uns durch und in einen Gang unter dem Brückenaufbau hinein, und der Gang war verhangen wie ein Lianenurwald. Kabel, Knäuel schwarzer und roter Kabel wanden sich auf dem Boden, und von der Decke hingen die schuppenhäutigen blauen Kabel der Elektro- und Funkleitungen herab wie ein Vorhang aus Vipern. Auch der Gang wimmelte: Schweißer, Anstreicher, Elektriker, Kranbauer, Schlosser, Schreiner, Rohrleger; Holzböcke, Asbestplatten, Bleche, Bretter,

Farbkübel, Kabel, Lampen, Leimflaschen und große schneeige Quader einer Isoliermasse standen und lagen und hingen im Weg, Schweiß- und Beizdämpfe trieben wie Wolken; wir wanden uns durch, das Schiff toste, die Arbeit heulte, und Günther riß eine Tür auf, und wir betraten einen wunderbaren Raum. Der Raum war groß und leer; sein Bullauge stand offen, und die Luft war frisch. Günther schloß die Tür. „Das ist ein Proviantraum“, sagte er, „hier haben wir für die nächsten Tage Arbeit!“ – „Prima“ sagte ich und sah mich um. Die Decke und die spantengerippte Außenwand, in der das Bullauge stak, waren mit Zinkblech zu verkleiden, und dazu war über Decke und Wand ein weitmaschiges Gitter aus Eisenstreifen, die Wegerung, gezogen, an die wir die Bleche anzuschrauben hatten. Die Wand lag bis auf ein dickes Rohr, das eine Handbreit über dem Fußboden entlanglief, frei; von der Decke hingen zwei blaue Kabel herab, und an vier Stellen liefen dünnere Rohre, sich zu einem Bündel vereinend, in eine Seitenwand hinein.

„Das ist ein prima Raum, Junge“, sagte Günther, „Wand und Decke sind nicht verbaut, da können wir zügig mit großen Platten arbeiten und brauchen nicht viel zuzuschneiden!“ Er nahm seinen Zollstock und maß die Außenwand aus, dann quetschten wir uns wieder durch den Gang und übers Deck und gingen in die Halle zurück, das Blech zuzuschneiden. Wir brauchten fünf Platten von je zweimal einem Meter sowie sieben kleinere Stücke, die unter, neben und über das Bullauge kommen sollten. Zugeschnitten war schnell, ein Stoß mit dem Fuß, und die Guillotine köpfte das Blech. Wir luden die Stücke auf einen Handwagen und trotteten zum Kai. „Könnten wir uns den ersten Gang nicht ersparen und die Maße direkt aus der Zeichnung nehmen?“ fragte ich, während wir den Karren zogen. „Junge, erst einen Tag hier und schon Verbesserungsvorschläge!“ sagte Günther, und dann sagte er, daß mein Vorschlag nicht zu verwirklichen sei, weil man die Maße aus der Zeichnung nicht mit der erforderlichen Genauigkeit nehmen könne. Vorm Schiff schlossen wir den Wagen mit einer Kette an; Günther lud sich zwei der großen Platten auf den Rücken; ich nahm zwei schräg über die Schulter und stapfte an Deck. Im Gang, im Knäuel der Glieder und Kabel blieb ich stecken, und die Bleche begannen mir nach vorn aus der Hand zu rutschen. Ein Schreiner, der meine Verlegenheit sah, raffte ein paar der hängenden Kabel hoch, und ich kam weiter; der Gang gabelte sich, und hinter der Gabelung gabelte er sich wieder. Ich fand einen leeren Raum, er war groß und leer und die Wände waren glatt, aber er war viel größer als unser Raum. Ich stellte die Bleche ab und suchte Günther; der hatte indes die anderen Bleche geholt und suchte nun mich. An Deck trafen wir aufeinander, und nun fand ich nicht mehr zu dem Raum zurück, in dem ich meine Bleche abgestellt hatte. Ich versuchte ihn zu beschreiben. „Das kann nur Raum 134 sein“, sagte Günther und ging einen Gang hinunter; der

Gang gabelte sich, und hinter der Gabelung lag der Raum 134, und da lehnten auch die zwei Platten. „Das ist die Kombüse, der beste Raum, den es überhaupt gibt“, sagte Günther, „den hat sich natürlich Mehring geschnappt!“ – „Wie machen die das?“ fragte ich. „Ach, ihr Brigadier ist ein ausgekochter Fuchs“, sagte Günther, „einer von den eiskalten Rechnern, die nur ans Geld denken! Da mach ich nicht mit“, sagte Günther, „ich will nicht beschummelt werden, aber ich will meinen Staat auch nicht beschummeln!“

Wir trugen die Platten in die Wäschekammer; sie lag backbord, und ich war nach Steuerbord gegangen. Günther zog zwei Handbohrmaschinen aus seiner Werkzeutasche und zeigte mir, wie man den Bohrstahl einsetzt. Wie eine Mine in den Drehbleistift, dachte ich, nur war der Drehbleistift hier zwei Kilo schwer, und seine Mine war ein zehn Zentimeter langer gezogener Spezialstahl. Wir paßten die Platten gegen die Wegerung; ich hielt, und Günther heftete die Bleche mit je zwei Schrauben fest. Ums Bullauge blieb eine Handbreit frei. „Da müssen wir dann eine Kasteneinfassung bauen“, sagte Günther, doch da horchte ich auf. Irgendeine Veränderung war eingetreten. Die Sirene schrie. „Jetzt wird es still auf dem Schiff“, sagte Günther, „die Frühschicht ist schon weg, und jetzt geht die Normalschicht heim, was glaubst du, wie schön sich's jetzt arbeiten läßt!“ In der Tat, jetzt wurde es still auf dem Schiff und still auf der Werft; die Normalschicht war zu Ende, und in der Spätschicht arbeiteten nur wenige: Auf dem Gang draußen ein Schweißer und zwei Rohrleger im Maschinenraum. Wenn wir die Tür schlossen, hörten wir nur den Wind vorm Bullauge brausen.

„Spätschicht mach ich am liebsten“, sagte Günther, „man arbeitet so ruhig hintereinander weg, keiner läuft einem im Weg rum, das ist wunderbar!“

„Aber die Jungs machen lieber Frühschicht“, sagte ich.

„Klar“, sagte Günther, da können sie doch abends tanzen gehn, vor allem die Unzertrennlichen.“

„Die Unzertrennlichen?“ fragte ich.

„Frag Lutz einmal.“

„Und du gehst nicht tanzen?“ fragte ich.

„Ich tanze nicht“, sagte Günther, „ich lese lieber ein Buch, und am liebsten geh ich am Strand spazieren, stundenlang am Strand, das ist mein Hobby!“

Er zog drei gerade Bleistiftlinien über die angehefteten Bleche, dann drückte er mir eine Bohrmaschine in die Hand und trug mir auf, die vorgezeichneten Linien entlang im Abstand von zehn Zentimetern durch das Blech und die darunterliegende Eisenschiene der Wegerung zu bohren. Ich hielt das erstmal im Leben eine Bohrmaschine in der Hand; ich drückte auf einen Knopf, der Bohrer summte, der Stahl drehte sich, blaue Fünkchen sprangen unter der durchbohrten Eisenschale des Griffs, die Maschine rüt-

telte sich, ich hielt sie ans Blech, und der Stahl rutschte ab. „Du mußt schon dagegendrücken“, sagte Günther. Ich preßte den Bohrstahl gegen das Blech, und nun fraß der Stahl sich ein. „Gleichmäßig drücken und schön senkrecht zur Wand halten“, sagte Günther. Der Bohrer fraß, ich drückte mit der Brust nach, heißer Metallstaub sprühte, ich fühlte einen größeren Widerstand, der Bohrer fraß sich jetzt durch die Eisenschiene, ich drückte mit aller Kraft, und das gleichmäßige Surren wurde plötzlich schrill. „Jetzt ganz ruhig halten, gleich bist du durch!“ sagte Günther, da knackte es, und das schrille Surren brach ab. „Das war einmal ein Bohrer“, sagte Günther. Der Bohrstahl war abgebrochen und stak im Bohrloch fest. „Ist das schlimm?“ fragte ich und schaltete die Maschine aus. „Das passiert jedem“, sagte Günther, „manchmal bohrt man mit einem Stahl die ganze Schicht und manchmal braucht man zehn Stück in einer Stunde!“ Ich zog den abgebrochenen Stahl mit der Zange heraus und setzte einen neuen Stahl in den Bohrer ein. „Bohr noch mal dicht daneben“, sagte Günther, und diesmal gelang es. Es machte Spaß; ich bohrte die Reihe hinunter, die Reihe lief in Brusthöhe, und die Maschine surrte und setzte Löchlein um Löchlein schwarz in die silbrige Wand. Günther bohrte im Türkensitz die unterste Reihe unter dem dicken Rohr.

Als ich am Bullauge angelangt war, war die Dämmerung gekommen, das Wasser lag blau. Lichter blitzten, grüne und rote Lichter, ihr Widerschein rann zitternd in langen Streifen das Wasser hinab. Schräg neben uns lag, ein Koloß, der rote Bug eines Schwesterschiffes, der „Uralsk“, die überholt worden war und in den nächsten Tagen auslaufen sollte. Um den roten Bug zog sich weiß die Reling, am weißen Mast schwankte eine Laterne. Sie strahlte in mildem Licht. Gelbe Taue hingen schwer über Bord; sie bewegten sich nicht. Ich nahm die zweite Reihe, die in Gürtelhöhe lag. Als ich wieder zum Bullauge kam, war es draußen schon dunkel. Ein grelles, weißes Licht schwamm vorbei, zu den roten und grünen Lichtern, die jenseits blitzten, hatten sich zwei weiße gesellt, die sich langsam auf und ab bewegten. Gelb schob sich der Mond in den Blick. Von der „Uralsk“ kam Harmonikaspiele, die Besatzung war schon an Bord, einer spielte Harmonika, und dann war Mädchenlachen zu hören. Der Bohrer surrte. Das grelle Licht war vorbeigeschwommen; es hatte das Wasser bewegt, und in den Wellen schaukelte, gekrümmt, der Widerschein der Lämpchen vom anderen Ufer. Die Harmonika spielte einen Walzer, ein wehmütiges Lied vom Tod eines Heizers, der im Kesselraum auf der Wache stirbt, ein russisches Matrosenlied: „Towarištsch, na wachte ne wsilach stojatj“ summte eine tiefe Stimme, und der Baß der Harmonika brauste. Über den Mond zog Gewölk, ein schwarzes Fell. Weiß standen Reling und Mast im Kegel des milden Lichts. Der Mond wuchs zu, die Wellen verebten, der riesige Anker lag schwarz auf dem Bug,

man sah das Wasser nicht mehr, man sah nur die Lichter, die darauf schwan- gen. Die Harmonika verklang, die Stimme verklang, das Lachen verhallte, der Mond war verhüllt. Wir nahmen die Bohrer wieder auf, und die Arbeit rann hin, ruhig surrend, die Reihen hinab, eine schöne Arbeit, schön auf dem stillen Schiff in der Nacht, die wuchs. Ich fühlte Arme und Hände langsam schwer werden, als füllten sie sich mit einer schweren Flut, und die Arbeit rann ruhig die Stunden hinab, wie ein Strom sein Delta durchquert, ohne Strudel und Schnellen. Schritte; die Tür wurde aufgestoßen, der Meister trat ein. „Na, Franz“, sagte er, „das ist doch besser als die dämliche Leiter rauf und runter turnen?“ Ich bohrte weiter, natürlich wollte ich zeigen, was ich schon gelernt hatte, und natürlich kreischte der Bohrer auf, und es knackte, und der abgebrochene Stahl stak feixend im Bohrloch.

„Das war einmal ein Bohrer“, sagte Bruno.

„Die ganze Zeit ist es gegangen“, sagte ich wütend.

„Das war eine Kante, Junge“, sagte Günther, „du bist genau gegen die Kante der Wegerung gestoßen, da bin ich dran schuld, da hab ich schlecht vorgezeichnet!“

Ich wußte, daß es nicht stimmte, sondern daß ich den Bohrer verklemmt hatte.

Bruno fragte, ob wir nicht Mittag machen wollten. „Ist es denn schon Mit- tag?“ fragte ich.

„Klar“, sagte Bruno, und da schrie auch schon die Sirene: Neunzehn Uhr. Wir gingen hinaus; der Gang war leer, das Deck war leer, der Kai war leer, nur fern auf der Helling dröhnte es, und jenseits, überm Wasser, die Lichter, sie blitzten, und auf dem silbernen Rumpf der „Halle“ zitterte ein violetter Schein. Das Bullauge des Proviantraums hatte nach Osten gewiesen, nun gingen wir westwärts, der untergegangenen Sonne nach, die einen letzten grauen Bogen über das Land durch die Dunkelheit schlug. Wir gingen, langsam, mit großen langsamen Schritten, und die Schritte hallten in der Nacht. Ein Zug fuhr durch den rasch verdämmernden Bogen; sein Rauch lag grau unter dem dunklen Himmel, der ihn langsam einsog wie ein Schlaf das letzte Flüstern des Hirns. Wir schritten den Kai zur Halle hinüber, und die Halle lag im Licht, und der Wind wehte, und ich fühlte eine Freiheit, wie ich sie noch nie vordem gefühlt. Ich war auf der Werft, mein Wunsch war erfüllt, die Zeit am Bürotisch lag endgültig hinter mir; ich war von ihr nicht mehr abhängig, ein neuer Abschnitt in meinem Leben hatte begonnen, und die Werft gehörte mir, und die Schiffe und der Rauch und die Nacht!

DAS LACHEN DER ÜBERLEGENEN

Harald Hauser, der mit einer Anzahl Theaterstücken seine Handschrift als Dramatiker prägte, hat mit dem „Spuk von Frankenhöh“ seine erste politische Satire für die Bühne geschrieben.

Den außerordentlichen Einfall dafür holte er sich aus einem Geschehnis, das sich vor einiger Zeit in der Bundesrepublik zugetragen hatte. Dort, in Grenznähe zur DDR, war während eines Manövers der Bundeswehr ein Panzer auf Abwege geraten und in ein Hotel hineingefahren. Kann vorkommen. Doch aus dem Panzer kletterten zwei „sowjetische Offiziere“ heraus. Zwar waren es in Wirklichkeit zwei Bundeswehrleute, die zum Zwecke der Erprobung des „Falles Rot“ in sowjetische Uniformen gesteckt worden waren. Jedoch – der „Russenschreck“ tat seine Wirkung. Die Hotelgäste glaubten allen Ernstes an die von ihrer eigenen Propaganda an die Wand gemalten Gespenster.

In Hausers Stück rollt ebenfalls ein Manöverpanzer durch eine Glasscheibe in die Hotelhalle hinein und richtet heillose Verwirrung an. Die illustre Gesellschaft aber, die aus ihrem trauten Tête-à-tête aufgestört wird, ist nicht irgendeine. Faschistische Offiziere, auf die NATO eingeschworene Bundestagsabgeordnete, Schweizer Bankiers, politisierende Pfaffen, Deputierte des Europarates, Colonels der US-Army, Renegaten sind hier beisammen, um die Operation „Night-Step“, den blitzartigen Überfall auf die DDR vorzubereiten. Mitten in ihre Beratungen hinein rumpelt ein „sowjetischer“ Panzer. Das weitere ist in dem folgenden Abdruck zu lesen.

Sicher, wenn das Stück über die Bühne geht, wird im Zuschauerraum zuweilen so gelacht werden, daß die Schauspieler Mühe haben, sich verständlich zu machen. Ich meine, das wird ein besonderes Lachen sein, weil hier besonderes auf besondere Art ausgesprochen wird. Hauser gibt seinen Figuren gerade so viel menschlichen Raum, daß sie als Karikatur nicht verzerrt wirken, sondern das darstellen, was sie im politischen Geschehen sind: Prototyps der NATO. Mit dem Mittel der Verwechslungskomödie verspottet und entlarvt er die kaltheißen Krieger. Er läßt sie im glitzernden Hohlspiegel seines Hohnes reflektieren, und dieser Hohn ist gewachsen auf dem Boden der geschichtlichen Wahrheit. Was sich auf der Bühne ereignet, das hat sich schon einmal vor dem internationalen Gericht in Nürnberg abge-

spielt: So wie in Hausers Satire die Zinnwitz, Jeininger, Pforzheim sich in ihrer widerlichen Erbärmlichkeit vor dem vermeintlichen Sieger krümmen und kleinmachen, so schrumpfen die Krupp und Göring vor dem Gericht zu „subalternen Befehlsempfängern“ zusammen. Hier wie dort zeigt sich die verächtliche Fratze der Ostlandritter.

Hausers Satire ist, aus der Feder des Schriftstellers, was die politische Karikatur aus dem Tuschepinsel des Zeichners ist. Indem Hauser den Feind an der Krawatte packt und ihn durchbeutelt, führt er dem Zuschauer die Brüchigkeit und Widersprüchlichkeit der NATO-Allianz vor Augen. Er läßt eine fiktive BC-Bombe explodieren und zeigt am Verhalten seiner Figuren – diese immer im Hohlspiegel gesehen – die Folgen eines bakteriologisch-chemischen Krieges. Nicht sein Wortführer Fibs macht dessen Gefahren deutlich, sondern der Feind selbst, der die Tragweite der eigenen Verbrechen genau kennt. In dem Glauben, die Bundeswehr habe die Bombe geworfen, erwarten die kaltheißen Krieger als Wirkung der um sich greifenden Strahlung den Ausbruch der Paranoia. Hier erreicht der gallenbittere Hohn seinen Höhepunkt: Um sich durch die angebliche Absperrkette der „Russen“ aus dem Strahlungsgürtel zu retten, muß die in Panik geratene Rotte der kaltheißen Krieger mit feuchtem Klosettpapier unter der Nase verrückt spielen, als sei sie schon der Paranoia verfallen. Wenn sich dem Zug der „Verrückten“ noch die aus ihrem Rausch auferstandenen Bundeswehrsoldaten anschließen und auf die Frage: „Wohin geht's denn?“ die Antwort kommt: „Egal! Hauptsache, wir marschieren!“ – dann scheint der Spaß, der blutigernste Spaß, komplett.

Treibt Hauser mit dem Entsetzen Spott?

Keineswegs. Es geht ihm viel zu sehr um den Ernst der Sache, als daß er sich das Lachen leicht machte. Möglich, daß „Der Spuk von Frankenhöh“ heftiges Für und Wider auslöst. Ich stelle mich mit meinem Ja schon heute neben den Autor, weil er uns mit seinem Stück zeigt, daß wir stärker sind als der Feind. Wir sind vor allem stärker durch unsere weltanschauliche und moralische Überlegenheit. Wir lachen nicht über den Feind, weil wir ihn etwa unterschätzen, sondern wir lachen im Bewußtsein unserer Kraft und weil wir des Sieges unserer Sache, des Sieges der besseren Welt gewiß sind!

Harald Hauser

DER SPUK VON FRANKENHÖH

Eine Farce

Personen: Eberhardt Graf von Zinnwitz, *Oberst im Bundesverteidigungsministerium*; Monsignore Theobald Sänftl, *Mitglied des Kuratoriums „Unteilbares Deutschland“*; Adolf Jeininger, *Parteivorstand der SPD, MdB*; Dr. Dr. h. c. Alfred Pforzheim, *Professor für Psychologie*; Agathe Schleuther, *Publizistin*; Henni Hoppe, *Direktorin von „Haus Frankenböh“*; Lisa Huber, *Geschirrwäscherin in „Haus Frankenböh“*; Fibs (Fritz Ibes), *Werkstudent, Aushilfskellner in „Haus Frankenböh“*; Sam Smash, *Colonel der US-Army*; Urs Windly, *Bankier aus Basel*; Mlle. Angélie Baronesse de la Pipichonne, *Deputierte im Europarat*; Zazou, *Striptease-Tänzerin*; Franz Bickel, *Bundeswehrhauptmann*; Kurt Schade, *Bundeswehrleutnant*.

Ort: Im Frankenwald. / Zeit: Heute.

Vorspiel

Innenvorhang. Aufgemalt der Name „Haus Frankenböh“ und ein modernes kleines Hotel inmitten eines dichten Tannenwaldes. Darunter der Spruch:

Reiner Höhen reine Luft
Edler Tannen edlen Duft
Reiner Weine reinen Saft
Edler Speisen edle Kraft
Findet nach des Alltags Last
Fern der Städte gier'ger Hast
In unserm Hause jeder Gast.

In Schulterhöhe links eine diskrete Tafel: „Zimmer nur auf Vorbestellung“. Der Werkstudent Fritz Ibes (im weiteren Fibs), von rechts. Gepflegter Kellnerdress, Brille. Er dreht die Tafel um, auf der jetzt zu lesen ist: „Geschlossene Gesellschaft“.

FIBS: Da schneit das Knäuel Filzläuse wieder unangemeldet herein! „Haus Frankenböh“ . . . Regierungsbordell des Grafen Zinnwitz! (*Blickt zum Himmel.*) Himmlischer Vater, bei allem verständlichen Zorn über meine Desertion aus deinen Heerscharen – vergiß bitte nicht: Auch als Student der Physik bleibe ich dein Ebenbild! Breitgesäßigen Analphabeten,

SS-Amerikanern, Striptease-Professoren, Betthasen und warmen Weihwasserstrategen das Fressen zu servieren und den Stall zu säubern – ist das deines Ebenbildes würdig?! Muß dein Ebenbild, um das Studium zu bezahlen, sich unter Tarif vermieten? Ich weiß: Den heiligen Rock hättest du mir umsonst geliefert. Und Buße muß sein. Psalm 18 Vers 36 sagt allerdings: „Wenn du mich demütigst, machst du mich groß.“ Aus der Perspektive meines Kellner-Jobs sieht's leider anders aus. Vielleicht stinkt dir die Physik wie mir die Soutane? Weil wir Physiker Sputniks durch deine Räumlichkeiten schießen? Immerhin, wir installieren auch die Warmluftheizung in deinen Kirchen! Wir besorgen die Funk- und Fernsehübertragungen deiner diversen Hoch- und Tiefämter! Ich sehe ein: Du willst einem zukünftigen Kepler nichts schenken. Aber daß ich noch beim Trinkgeldkassieren sein werde, wenn meine Konjunkturkommilitonen mit den Wirtschaftswunder-Papas schon auf der Venus habilitieren, ist auch theologisch nicht zu rechtfertigen! Und weshalb, bitte sehr, quälst du Schneewittchen? Lisa Huber wäscht Geschirr und ist katholisch. Sie wollte nie Schauspielerin werden, hat nicht umgesattelt, glaubt unbeirrt an deine allgütige Existenz und ist beinahe noch Jung . . .

STIMME VON LISA: Fibs! Fibs! Schnell! Oh . . .!

FIBS: . . . frau Maria, was ist jetzt wieder kaputt? (*Eilig ab.*)

(*Vorhang langsam hoch.*)

1. Bild

Elegante Hall in „Haus Frankenhöh“. Vorn Treppe zum ersten Stock. Darunter, zum größten Teil verdeckt, die Bar. In der Rückwand, ebenfalls nur teilweise sichtbar, Glastür zur Terrasse, dahinter Waldweg und Wald. Rechts hinten ein Flügel und Glastür zum Speisesaal. Der erste Stock beginnt als Galerie über der Hall. In der sichtbaren Rückwand die Türen zu den ersten drei Zimmern.

Während der Vorhang langsam hochgeht, sieht man Lisa, die, mit zwei überschweren Geschirrtabletts beladen, aus dem Speisesaal kommt, das Gleichgewicht verlieren und der Länge nach hinschlagen. Geschirr zerbricht und rollt umher.

FIBS (*eilt Lisa zu Hilfe*): „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ Matthäus 11/28. (*Er bemüht sich um Lisa, die sich an einer Scherbe die Hand verletzt hat. Währenddessen kommt Henni Hoppe aus dem Speisesaal.*)

HOPPE: Wieder zwei Dutzend Meißen im Arsch! Diesmal wird's abgezogen!

FIBS: Aber von dem Zuschlag für die Kellner, die Sie über 's Wochenende nach Haus geschickt haben! Nicht wahr, Schneewittchen?

LISA (*streckt Fibs die verletzte Hand hin*): Wie soll ich jetzt Geschirr waschen?!

FIBS: Geh Jod holen! (*Lisa ab.*)

HOPPE: Ihre Unverschämtheiten hab ich auch bald satt.

FIBS: Nicht vor Montag, Madame Hoppe. (*Sammelt Geschirrscherben und Speisereste ein.*) Stimmt's?

(*Zinnwitz, in Bundeswebruniform, erscheint in der Glastür. Er wischt sich mit der Serviette den Mund, bleibt breitbeinig stehen.*)

HOPPE: Was sich eine einsame Frau alles bieten lassen muß!

(*Lisa kommt zurück.*)

FIBS: Timotheus 5, Vers 5: „Das ist aber eine rechte Witwe, die einsam ist, die ihre Hoffnung auf Gott stellet, und bleibet am Gebet und Flehen Tag und Nacht.“

(*Zinnwitz geht auf Fibs zu. In der Glastür erscheint neugierig, von Zazou begleitet, Sänftl, in Soutane mit violetter Schärpe.*)

ZINNWITZ: Bibelfest ist das Milchgesicht. Ob er auch standfest ist? (*Streckt Fibs die rechte Hand hin:*) Na?!

(*Fibs begreift nicht sofort. Er reicht Zinnwitz die freie rechte Hand. Zinnwitz, die Hand festhaltend, schlägt Fibs zweimal leicht die Serviette rechts und links ins Gesicht.*)

SÄNFTL (*von der Tür*): Eberhardt! Nicht solche Sachen . . .

(*Fibs und Zinnwitz stehen einander während eines Augenblicks gegenüber. Dann läßt Zinnwitz brüsk Fibs' Hand los und macht kehrt.*)

ZAZOU: Oh la la!

(*Zinnwitz, Sänftl und Zazou ab. Hoppe nimmt einen Anlauf, etwas zu sagen, findet nichts, wendet sich ebenfalls dem Speisesaal zu.*)

HOPPE (*von der Tür*): Vergessen Sie das . . . Ich auch. Machen Sie schon! (*Ab.*)

(*Fibs und Lisa werfen den Kebricht in einen von Lisa herbeigeholten Mülleimer. Beide zunächst wortlos, ohne einander anzusehen.*)

LISA (*plötzlich*): Und immer alles meinetwegen! (*Umarmt Fibs heftig:*) Aber der Herrgott zahlt's ihnen heim!

FIBS: Wer bitte?

LISA: Jawohl!

FIBS: Gib das Jod.

(*Fibs betupft Lisas Schnittwunde und verbindet sie mit einem Streifen, den er von seinem weißen Handtuch abgerissen hat.*)

LISA: Aua!

FIBS: Brennt's?

LISA: Blödkopf! Mensch, die gute Saviette.

FIBS: Serviette!

LISA: Mir is grad nach deinem Quatsch. Guck nich so! Ich sag dir: Der Herr vergißt's ihnen nich. *(Auf einen strengen Blick von Fibs:)* Nicht, meinetwegen.

FIBS: Wo versteckt er sich denn zur Zeit, dein Herr des Alls?

LISA: Hör schon auf!

FIBS: Hinter den Nukleonen? „Frontbegradigung“! Das kann er. Aber mir einen Klappsitz im Hörsaal acht freihalten, kann er nicht!

LISA: Und was kannst du? Spotten und schimpfen! Sonst hast du nix im Kopf.

FIBS: Doch: Schneewittchen.

LISA: Geh! Ich bring dir was ein: Ohrfeigen . . .!

(Fibs küßt Lisa auf die Nase, so daß ihr beinahe die Platte mit dem geretteten Geschirr herunterfällt. Sie schüttelt ihn ab.)

LISA: Paß doch auf! Ich muß in die Küch, und du mußt hinein!

(Beide lauschen auf ein jetzt verständlich werdendes Gespräch aus dem Speisesaal.)

STIMME VON ZINNWITZ: Meine Liebe, ich wiederhole: Intellektuelle sind schlechte Soldaten, ergo schlechte Kellner.

STIMME VON HOPPE: Wir hatten nicht mit Ihnen gerechnet. Hätten Sie angerufen, wäre das Personal vollzählig.

LISA *(balblaut)*: So 'n Lügenmaul! Wo sie den Ober „einspart“!

STIMME VON ZINNWITZ: Außerdem mißfällt mir der Knabe. Er ist mir zu beherrscht.

STIMME VON SÄNFTL: Das ist kein Nachteil.

STIMME VON ZINNWITZ: Sogar seine Augen hat er in der Gewalt. Ich habe da meine Erfahrungen.

STIMME VON HOPPE: Wie meinen Sie das?

STIMME VON ZINNWITZ: Ich meine gar nichts, Verehrteste. Aber in der NATO bespitzelt jeder jeden. Und ich bin nicht gern der Dumme.

STIMME VON HOPPE: Sie sehen Gespenster! Ein Studentchen! Ja, frech ist er! Frech sind sie alle! Weil sie wissen, daß man sie braucht!

LISA: Ich könnte losheulen! *(Macht sich los.)*

FIBS *(ibr nach)*: Nicht heulen, Schneewittchen. Jeder hat mal seine Chance. Unsere kommt noch. *(Küßt sie auf den Nacken.)*

LISA: Am St. Nimmerleinstag! Gibt's denn keinen Herrgott! *(Ab.)*

FIBS: Unwahrscheinlich. *(Zum Himmel:)* Falls es dich aber doch geben sollte: Was bezweckst du mit diesen erlesenen Demütigungen? *(Horcht in den Himmel, die Hand am Ohr:)* Der Herrgott geruhen, wie stets, souverän zu schweigen! Hilf dir selbst, dann hilft dir . . .

STIMME VON HOPPE: Der Teufel! Fibs! Wo steckt er wieder?

FIBS: Nicht doch! (*Zum Himmel:*) Verzeih ihr! Die Wiege von Madame stand an der Reeperbahn. (*Laut:*) Ich komme, gnädige Frau. (*Verhalten:*) Etwas muß geschehen! Mein Gott, hab ich die Schnauze voll! (*Plötzlich zum Himmel:*) Großer Donnerer, seit drei Jahren habe ich dich um nichts gebeten. Heute beschwöre ich dich: Wer wo oder was du auch immer sein magst: Hau hinein in den heckenden Haufen! Und mir zeig endlich einen Ausweg! Ich werde dir in St. Joseph eine Kerze weihn! Und dich nie wieder belästigen . . . (*An der Rampe zum Publikum:*) Halten Sie mir den Daumen, das hilft. (*Wendet sich zum Speisesaal, dreht sich noch einmal um:*) Manchmal . . . (*Ab.*)

(*Lisa kommt aus der Küche, sammelt die letzten Scherben ein.*)

LISA (*zu sich*): Jedes Haar einzeln rausreißen! Wenn's nicht unchristlich wär . . . (*Fibs kommt zurück. Er trägt ein beladenes Tablett.*)

FIBS (*Monsignore Säntzl nachäffend, halblaut*): „Gott verleiht heuer seinen Sternen über dem Frankenwald einen besonders innigen Glanz.“

LISA: Pst!

FIBS (*Zazou nachäffend*): „Und seinem Sternschen Zouzou auch, nisch wahr, Monseigneur?“

LISA: Wenn er's hört!

FIBS: Der Apostel und das Nackedei! „Denn sie haben einen Huregeist in ihrem Herzen und lehren vom Herrn nicht.“ – Moses 5/4.

LISA: Du machst alles zum Witz, sogar die Bibel.

FIBS: Ich zitiere nur. (*Hoppe kommt aus dem Speisesaal.*)

LISA: Die Hex! (*Ab.*)

HOPPE: Fibs!

FIBS: Gnädige Frau?

HOPPE: Seien Sie ein bißchen vorsichtig, mein Kleiner. Unsere Gäste sind keine Touristen.

FIBS: Was Sie nicht sagen!

HOPPE (*barsch*): Lisa muß in die Bar. Zehn Château-Neuf-du-Pape, zwei Whisky und zwei Wodka.

FIBS: Gläser?

HOPPE: Flaschen, Hammel! Zehn Kupferberg in den Fridge. Sektgebäck. Zigarren.

FIBS: Jawohl, Madame.

SÄNTFL (*kommt*): Fibs! Für mich bitte Glühwein. Mit Nelken. Und Zitronen. Zucker extra.

HOPPE: Würden Monsignore die Bestellungen bitte bei mir aufgeben.

SÄNTFL (*ohne sie zu beachten*): Auch den Zimt extra. Und schön heiß, nicht wahr, mein Sohn?

FIBS: Sehr wohl, Monsignore. (Ab.)

(Die übrigen Gäste erscheinen, einer nach dem anderen, außer Pforzheim.)
SÄNFTL (zu Zinnwitz): Ein reizender junger Mensch. Ich glaube, Sie haben ihn gekränkt.

ZINNWITZ: Um so besser! Lisa, die Instrumente! Das Mixen besorge ich!

SMASH (in USA-Uniform, mit amerikanischem Akzent): Gute Idee!

ZAZOU: Für Zouzou eine Flip „Grand Casino“, kannst du das?

ZINNWITZ: Zinnwitz kann alles. (Er verschwindet hinter der Bar, während Smash und Zazou auf den Barhockern Platz nehmen. Smash dreht am Radio. Ein leiser Chachacha erklingt.)

ZINNWITZ (zu Lisa): Eier! Und roten Pfeffer!

JEININGER: Meine Damen und Herren, ich kann es Ihnen leider nicht ersparen, Sie daran zu erinnern, daß . . .

ZINNWITZ: Wann hätte uns die SPD je etwas erspart?

JEININGER: . . . daß wir nicht zu unserem Vergnügen an diesen abgesehenen Ort gekommen sind. Obwohl wir nach unseren anstrengenden Nürnberger Beratungen, weiß Gott, einige Ruhe verdient hätten.

ZINNWITZ: Bevor Ihr vegetarischer Professor seinen abendlichen Waldlauf beendet hat, können wir sowieso nicht anfangen.

SCHLEUTHER (steckt sich eine Zigarre an): Falls Pforzheim gemeint ist – da kommt er.

PFORZHEIM (von der Terrasse eintretend): Warten Sie auf mich?

ZINNWITZ: Im Gegenteil.

PFORZHEIM: Ich kann wieder gehen. Die Luft ist draußen wesentlich frischer.

ZINNWITZ: Hier wird sie, fürchte ich, noch muffiger, wenn wir erst anfangen.

(Zinnwitz trinkt, deutet dann mit Zazou einen Chachacha an.)

JEININGER: Ich beantrage . . .

ZINNWITZ: Abgelehnt!

JEININGER: Ich beantrage eine Stunde Ernst, meine Herrschaften. Zum Vergnügen bleibt noch die ganze Nacht.

PFORZHEIM (setzt sich): So ist es.

ZINNWITZ: Deshalb platzen alle SPD-Anträge im Bundestag!

JEININGER: Weshalb?

ZINNWITZ: Mann, weil einem bei dem tierischen Ernst, mit dem ihr Moralproleten eure Witze vorbringt, der Frühstückskaffee hochkommt! Weekend! Kolossal! Nie was davon gehört?

SMASH: Give me Zazou now! (Verstärkt die Musik und tanzt mit Zazou.)

PFORZHEIM: Ich möchte nun doch bitten!

ZINNWITZ (*tanzt mit Hoppe weiter*): Unser Psycho-Asket kann's nicht erwarten. Wir sind doch bis jetzt noch jedesmal mit unserem Programm zu Stuhle gekommen, nicht wahr?

PFORZHEIM: In der Tat, Herr Oberst. Aber diese Aussprache im engen Kreis war Ihr Vorschlag. In Nürnberg hatten wir ernste Differenzen, die müssen wir bereinigen. Ich bin altmodisch. Für mich gilt immer noch: Erst die Arbeit, dann das Vergnügen.

WINDLY (*mit schweizerischer Aussprache*): Bedenket Sie, meine Herre: Das Weekend isch heilig.

JEININGER: Die Freiheit etwa nicht, Eidgenosse?

BARONESSE: D'accord, cher ami, mais il est une vieille règle: Jamais la liberté n'est menacée un samedi!

(*Gelächter. Nur Jeininger kann nicht französisch.*)

SCHLEUTHER (*zu Jeininger*): Die Baronin sagt, nach einer alten Regel werde die Freiheit nie an einem Samstag bedroht.

SMASH: Und an Wochentagen stehn Polaris-U-Boote und Atombomber bereit, sie zu beschützen! (*Tanzt.*)

PFORZHEIM: Sorry, Colonel, so sehr ich Bonmots zu goutieren pflege... Oberst von Zinnwitz befand sich die letzten Wochen in Spanien. Ihm dürfte die spezifische Atmosphäre der Bundesrepublik im Augenblick nicht ganz vertraut sein...

ZINNWITZ: Wer erst seit fünf Minuten in der spezifischen Atmosphäre sitzt, sollte nicht mit Böllern schießen! (*Tanzt weiter.*)

PFORZHEIM: Jedenfalls pflichte ich meinem Parteifreund Jeininger bei, wenn er...

ZINNWITZ: Parteifreund? Hm.

PFORZHEIM: Bitte?

ZINNWITZ: Sie haben doch nach Ihrer Flucht aus der Zone erklärt: Anführung: Ich kenne keine Parteien mehr. Abführung.

PFORZHEIM: Ihre Anspielung, Herr von Zinnwitz, möchte ich überhört haben!

ZINNWITZ: Das war nicht meine Absicht, Herr Professor.

SÄNFTL: Bester Eberhardt, wozu die unnützen Spitzen? Was eine gehetzte, in ihrem Gewissen aufgewühlte Kreatur unmittelbar nach dem Übertritt in die westliche Welt erklärt, das sollte ein Weiser nicht mit der Goldwaage messen!

JEININGER: Herr Oberst, Professor Pforzheim hat sein Leben lang ehrlich um freiheitliche Erkenntnisse gerungen. Wenn wir auch lange getrennt marschierten, er in der SED, ich in der SPD.

ZINNWITZ: Kolossal! Den Ehrendoktor und den Professortitel hat ihm Ulbricht also aufgezwungen.

SCHLEUTHER: Wäre es Ihnen angenehm, an Ihre Vergangenheit als SS-
Standartenführer erinnert zu werden, Herr von Zinnwitz?

ZINNWITZ: Sie werden lachen, Frau Ex-Pétroleuse, es ist mir wurst.

JEININGER: Leider, leider!

PFORZHEIM: Mir ist es nicht wurst, ob sich ein Mann wie ich, ein weiß
Gott verdienster Mitarbeiter unseres Bundesberatungsausschusses für psy-
chologische Kampfführung, hier anöden lassen muß!

SCHLEUTHER: Frei und Knecht – Zwang und Recht – Schand und Ehre –
die deutsche Misere.

ZINNWITZ: Kolossal. Lyrik aus der städtischen Müllabfuhr?

SMASH (zu Windly): What the hell are they doing?

WINDLY: Chleines Scharmützel an der Mainlinie, zwischen Garnisons-
kirche und Paulskirche.

BARONESSE: Und wer gewinnt?

WINDLY: Die Dütsche Bank, auf der alle ihre Konto hän.

BARONESSE: Ah, il fait de l'esprit, mon petit-suisse. Sie sind sehr geist-
reich!

WINDLY: Zuviel Ehre. Nur G'schäftserfahrung, Mademoiselle Anselie.

BARONESSE: Angélie! Er spricht mich aus wie „Anschluß“!

ZINNWITZ: Der kommt, entzückende Baronesse!

BARONESSE: Sie kennen meine Ansicht: Je stärker die Bundesrepublik,
tant mieux pour la France.

ZINNWITZ (*schaltet die Music-Box aus*): Sie sind nicht nur eine kluge,
sondern auch eine weitsichtige Frau. (*Küßt ihr die Hand.*)

BARONESSE: Alter Zyniker.

(*Fibs hat inzwischen die Wein- und Spirituosenflaschen herangefahren.
Alles wendet sich den Getränken zu. Nur Pforzheim bleibt wie ein an-
gekratzter Hahn stehen.*)

PFORZHEIM: Ich warte.

ZINNWITZ: Worauf?

BARONESSE: Allons, Schluß jetzt.

SÄNFTL: Wo bleibt mein Glühwein? Fibs!

PFORZHEIM (zu Zinnwitz): Sie sind also nicht bereit, sich zu entschul-
digen?

ZINNWITZ: Wir sind nicht bereit, uns den Launen Ihrer Gallensteine zu
unterwerfen, lieber Professor.

SÄNFTL: Eberhardt!

PFORZHEIM: Das war wohl ein Pluralis majestatis?

JEININGER (zu Zinnwitz): Ich protestiere. Majorisieren können Sie in
der CDU!

ZINNWITZ: Hören Sie schon auf! Stänkern Sie im Bundestag.

WINDLY: Sie sollte alle drei uffhöre.

ZINNWITZ (*plötzlich sachlich*): Fangen wir also an.

JEININGER: Endlich.

ZINNWITZ: Monsignore und ich haben Sie in der Tat nicht nur wegen der Schönheiten des Frankenwaldes hierhergebeten.

SÄNFTL: Auch nicht nur wegen der exquisiten Gastlichkeit dieses Hauses.

ZINNWITZ: Theo, lassen Sie das jetzt! Mademoiselle Zazou, die uns anschließend den Abend verschönen wird, wollen Sie bitte als meine Mitarbeiterin und Dolmetscherin ansehen. So.

ZAZOU: Also jetzt isch gehe misch vorbereiten und umssiehen.

ZINNWITZ: Ausgezeichnet. Danke, mon enfant. (*Entläßt Zazou mit einer Geste. Smash blickt Zazou bedauernd nach.*)

HOPPE: Sie erlauben, daß ich mich ein wenig um das Haus kümmerge. (*Ab.*)

ZINNWITZ: Sie wissen alle, worum es geht.

JEININGER: Um „Night Step“ natürlich.

ZINNWITZ: Natürlich. Ich setze als bekannt voraus, daß der Plan bei einigen Supervorsichtigen auf Skepsis gestoßen ist.

JEININGER: Du lieber Gott, weil die Sache mit dem fingierten russischen oder sowjetzonalen Überfall auf Bundesgebiet seit Gleiwitz unbrauchbar geworden ist.

PFORZHEIM: Die drüben sind doch auf diesen Trick vorbereitet!

SCHLEUTHER: Erwarten Sie Originalität von den Militärs?

ZINNWITZ: Wenn Sie die Hosen voll haben, so etikettieren Sie das bitte nicht als Tadel an unserer Originalität oder als Zweifel an der Geheimhaltung im Führungsstab.

JEININGER: Sie haben wohl keine Zweifel.

ZINNWITZ: Wegen ein paar Ratten, die über Bord gegangen sind?

PFORZHEIM: Stabsoffiziere, die mit dem Inhalt ihrer Panzerschränke zu Ulbricht überlaufen, als Ratten abzutun, das entbehrt nicht einer gewissen Pikanterie.

ZINNWITZ: Lecken Sie mich am Arsch, Herr Professor, mit oder ohne Pikanterie! (*Steht auf.*)

SÄNFTL: Eberhardt! Setzen Sie sich.

PFORZHEIM (*nach einem Augenblick der Sprachlosigkeit*): Ich habe verstanden. Pfui Teufel! (*Wendet sich zum Geben.*)

ZINNWITZ: Endlich!

SÄNFTL: Eberhardt! Einen Hauch Demut, bittel! Entschuldigen Sie sich!

BARONESSE: Sie sind wirklich impossible, mon cher. (*Zu Pforzheim:*) Professor, 'ören Sie ...!

PFORZHEIM: Ich gehe.

WINDLY (*zu Zinnwitz*): Rufet Sie ihn z'ruck!

SÄNFTL: Pforzheim, alter Psychologe, nehmen Sie doch unseren Freund Zinnwitz nicht wörtlich.

PFORZHEIM: Das habe ich nie getan. Aber schließlich gibt es Grenzen!

SÄNFTL: Es gibt, daran müssen wir jetzt in erster Linie denken, Grenzen, die wir alle am Tage X einträchtig überschreiten werden. Mit Gottes Hilfe!

ZINNWITZ: Zunächst einmal mit meiner! Wenn Sie das endlich begreifen wollten!

SÄNFTL: Lieber Professor Pforzheim, das Rektorat einer großen Zonenuniversität ist Ihnen sicher. Ebenso sicher wie unserer Freundin Schleuther das Dezernat für die Entesedeisierung in der politischen Polizei.
(*Smash verläßt unbemerkt die Gesellschaft.*)

PFORZHEIM: Das Leben hat mich Mißtrauen gelehrt. (*Kommt zurück.*)

SÄNFTL: Hören Sie mich drei Minuten an, und Zuversicht wird Sie erfüllen – alle.

ZINNWITZ: Aber nicht predigen, heiliger Theo! Ihr saurer Sirup ist hier wirklich fehl am Platz.

SÄNFTL: Halten Sie den Mund, Eberhardt! (*Zu allen:*) Wie Sie wissen, komme ich unmittelbar von einer Audienz bei Seiner Heiligkeit.

WINDLY: Sie sind ä richtiger Glückspilz! Worum ging's?

SÄNFTL: Unter anderm um das Kuratorium Unteilbares Deutschland ...

ZINNWITZ: ... dem Monsignore, wie Sie wissen, angehört. Kolossal! Aber was soll das jetzt?! (*Entdeckt Smash oben auf der Treppe:*) Hallo, Torero aus Pennsylvania, von Fairness hält man wohl nichts in Ihrer Ranch?

SMASH: Keep your shirt on. (*Kehrt resignierend zu den anderen zurück.*)

BARONESSE: Und was 'alten Sie von Politesse, cher comte?

ZINNWITZ: Madame, Kardinalsanwärter haben eine so penetrante Art, langweilig zu sein.

SÄNFTL: Penetrant ist Ihre witzlose Stänkerei, bester Eberhardt.

ZINNWITZ: Also, drei Minuten, väterlicher Freund.

SÄNFTL: In einer anschließenden geistlichen Unterweisung zerstreuten Persönlichkeiten aus der unmittelbaren Umgebung Seiner Heiligkeit die letzten Zweifel: Von nun an sind Atom- und Wasserstoffbomben sowie bakteriologische und chemische Kampfmittel ...

SCHLEUTHER: ... legitime Zuchtruten Gottes zur Bestrafung des staatlich organisierten Antichrist quid est: Sancta russia catholica orthodoxa.

SÄNFTL: Schismatica!

SCHLEUTHER: Ob der Metropolit von Moskau auch solche Liebenswürdigkeiten predigt? Sein Freund Nikita würde ihm womöglich ein paar Zuchtruten borgen gegen die Monsignores Ihres Schlages. Amüsante theologische These, hä?

SÄNFTL: Wir schätzen Sie wegen Ihrer kommunistischen Parteierfahrung, Frau Schleuther. Weniger als Interpretin christlicher Verhaltensgrundsätze.
ZINNWITZ (*zu Sänftl*): Sind Sie fertig?

SÄNFTL: Noch eine Minute, Eberhardt. Gegenwärtig wird die katholische Welt seelisch und materiell auf die entscheidende Probe vor dem Allmächtigen vorbereitet. Zu protestantischen Kirchenführern werden erstmalig interekklesiastische Verbindungen geknüpft. Die gesamte Christenheit beginnt sich auf die strafenden Blitze aus Gottes Himmeln einzustellen.

SCHLEUTHER: Friede ihren Seelen! Und mir einen kalten Gin. Das ist doch Limonade. Fibs! Gin und Eis, bitte.

PFORZHEIM: Bedeutet das auch, daß Gegenschläge einkalkuliert sind?

SÄNFTL: Das bedeutet natürlich, daß ein der Größe des göttlichen Auftrages gemäßes Opfer auf der Seite des Glaubens und der Freiheit in die strategischen Kalkulationen einbezogen ist.

PFORZHEIM: Also doch wieder die Rheinlinie?!

SÄNFTL: Unter Umständen sogar eine zeitweilige Preisgabe Frankreichs.

BARONESSE: Mon Dieu, oui. Für eine gemeinsame große Sache hat Frankreich immer verstanden, Opfer zu bringen.

SMASH: Und wir werden die Russen an der Gurgel packen!

ZINNWITZ: Jetzt sagen Sie bloß, wovor Sie Angst haben?

JEININGER: Von Angst war nie die Rede, das möchte ich festgestellt wissen.

SCHLEUTHER: Ist die Frage gestattet, was inzwischen aus Europa wird?

SÄNFTL: Ein tiefgestaffelter Gottesacker, Tochter Hekubas, aus dessen Hügeln und Kratern das betäubende Grün des ewigen Reiches sprießen mag, das dann zum Lobe des Herrn in unbedrohter Pracht erblühen wird.

SCHLEUTHER: Nach Ablauf diverser Halbwertszeiten. Bei der Verseuchung mit den gängigen Kobaltbomben ungefähr hundert Jahre. Prost. (*Trinkt.*)

SÄNFTL: Gott geizt nicht mit Jahrhunderten.

ZINNWITZ: Meine Damen und Herren, die Zeit rückt vor. Das kommt davon, wenn man Berufspredigern den kleinen Finger gibt. Niemand hat, soviel ich weiß, die Absicht, Haus Frankenhöh morgen früh schon zu verlassen. Ich teile Ihnen also jetzt nur in großen Zügen mit, weshalb wir Sie hergebeten haben. Details und Aussprache bitte ich Sie auf morgen zu vertagen. Einverstanden?

ALLE: Einverstanden.

ZINNWITZ (*ein wenig leiser*): Neueste Informationen aus der Zone, aus Polen, der Tschechei und Ungarn besagen, daß dort mit einer weiteren wirtschaftlichen und politischen Festigung zu rechnen ist. Die Vorberei-

tungen für „Night Step“ sind deshalb beschleunigt und der Termin vorverlegt worden.

PFORZHEIM: Also noch in diesem Jahr?

ZINNWITZ: Noch in diesem Jahr!

JEININGER: Ja, aber . . .

ZINNWITZ: Die Zeit der „Aber“ ist vorbei, Herr Bundestagsabgeordneter. „Night Step“ ist beschlossen. Jeder hat an dem ihm zugewiesenen Platz ein Maximum von Aktivität und Phantasie zu beweisen. Sie müssen jetzt erstens die psychologische Vorbereitung unseres Einmarsches zur Befreiung der versklavten Ostbrüder ohne Zeitverlust vorantreiben. Zweitens den Ihnen anvertrauten Personenkreis sofort auf die in der Zone zu lösenden Probleme ausrichten. Drittens machen Sie sich die in der Anweisung „Fall Grün“ enthaltenen militärischen und politischen Richtlinien uneingeschränkt zu eigen. Selbstredend nehmen unsere verehrte Baroness als Französin, Herr Windly als Schweizer und Mister Smash als Amerikaner an der Wiedervereinigungsaktion nicht unmittelbar teil. Der Grund, weshalb ich Sie dennoch hierherbat, ist einfach: Sie sind bei der morgigen Aussprache unentbehrlich. Herr Windly wird uns der bestbeschlagene Berater in allen Fragen der Währung, der Transaktionen und der Außenhandelsverpflichtungen des liquidierten Zonenregimes sein. Schließlich hat jeder von uns auch finanzielle Interessen zu wahren. Colonel Smash steht uns als Kenner aller einschlägigen militärischen Geheiminformationen zur Verfügung. Und die umfassende Kenntnis der westeuropäischen politischen Situation erlaubt es Madame – die Baronin ist, wie Sie wissen, Mitglied des Europarates –, uns über die Reaktionen der westlichen Verbündeten detailliert zu unterrichten. Meine Damen und Herren, das wär's für heute. Lassen wir alles weitere bis morgen ruhen! Geben wir uns jetzt übergangslos den Lichtseiten des Lebens hin!

SCHLEUTHER: Also „Night Step“ wäre die Schattenseite? Nomen est omen.

BARONESSE: Ihre proletarische Cassandra tut's nicht ohne Widerspruch.

ZINNWITZ: Das Flintenweib ist statt in Männer in die Dialektik verliebt.

SCHLEUTHER: Sie hat den Vorzug, nicht impotent zu werden!

ZINNWITZ: Kolossal! Hallo, Zazou!

FIBS (*serviert Sänftl den Glühwein*): Bitte, Monsignore.

SÄNFTL: Nenn mich Vater, ja, mein lieber Sohn?

FIBS (*sich zurückziehend*): Sehr wohl, Monsignore Vater.

SÄNFTL: Du willst mich nicht verstehen.

FIBS: Wie könnte ich es wagen, Monsignore!

HOPPE (*kommt in tiefdecolletiertem Cocktailkleid*): Fibs! Sehen Sie nicht, daß Sie gebraucht werden!?

PFORZHEIM: Es wäre, trotz allem, keine Schande, wenn sich Herr von Zinnwitz entschuldigen würde.

ZINNWITZ: Ein Angebot, Professor: Sechzig Minuten Waffenstillstand. Wir sehen die nackteste Frau Europas tanzen; und wer von uns beiden nach dem siebten Glas noch tierisch ernst ist, entschuldigt sich bei mir! Top?

PFORZHEIM: Ihre Arroganz ist unübertroffen, Graf. Sie werden aber den Triumph nicht haben, mich als Spielverderber hinzustellen.

ZINNWITZ: Tapfer, tapfer, Magnifizenz in spe. Wo bleibt Zazou?

ZAZOU (*von oben*): Bin schon da.

ZINNWITZ: Los, Mädchen! Fang an!

ZAZOU: Bei solsch eine barbarische Beleuchtung? Isch ssiehe misch doch nischit unter eine Kronleuchter aus!

ZINNWITZ: Fibs!

FIBS: Bitte?

ZINNWITZ: Hören Sie nicht? Kronleuchter ausschalten! Diskrete Beleuchtung!

FIBS: Bitte. (*Probiert an einer zentralen Schalttafel unter der Treppe verschiedene Beleuchtungseffekte, zuletzt violett-rot.*)

ZINNWITZ: Ruhe im Tempel! Wer niest, wird erschossen.

(*Zazou kommt in einem Schleierkleid auf effektvolle Weise die Treppe herunter und beginnt einen bizarren Schmetterlingstanz. Allgemeines Ab und Ob. Smash stößt einen vulgären Applauspfiff aus.*)

ZINNWITZ: Kolossal!

WINDLY: Wie heißt der uffregende Tanz?

ZINNWITZ: „Papillon von Monte Carlo.“ Da schweigt sogar die SPD. Titel stammt übrigens von mir. Kolossal, was?

SMASH: Und die Musik ist von Dick Dillon, nach eine Blues von Beethoven.

BARONESSE (*zu Zinnwitz*): Meint er das ernst?

ZINNWITZ: Gott sei Dank! Nur junge, primitive Völker halten dem Ansturm des Bolschewismus stand.

SMASH: Shut up!

(*Zazou beginnt während des Tanzes Kleidungsstücke abzulegen. Das erste, den Schleier, fängt Smash im Flug auf. Zinnwitz entwindet ihn ihm und legt ihn sich genießerisch um den Hals. Die Schuhe landen bei Fibs. Jeininger und Windly bekommen je einen Strumpf ab.*)

WINDLY (*betrachtet den ihm zugeflogenen Strumpf*): „Monofil-Netz“ aus der Oszzone! Eins zu vier! Ä Chaibe-schlaus Maidli!

ZINNWITZ (*bedroht ihn mit einer Sektfflasche*): Die Salutschüsse, los!
(*Sektpfropfen knallen gegen den Plafond. Sänftl bekommt einen auf die Glatze.*)

SÄNFTL (*mißmutig*): Was soll der Unfug! (*Reibt sich die Glatze. Zinnwitz legt ihm ein Stück Eis auf.*)

ZINNWITZ: Es kam von oben. Ergo war es Gottes Geschoß.

SÄNFTL: Eure lästerliche Zunge wird euch noch ...

ZINNWITZ: Dienet und schweiget, Vater, und schauet den göttlichen Engel.
(*Hebt sein Glas, schon angetrunken:*) Diese Diana hält eine ganze Raketendivision in Schach, ihr Herren Fürchtelmeier! Prost, Papst! (*Trinkt Sänftl zu, der ein wenig schmollt.*) Kolossal, was?
(*In diesem Augenblick gibt es einen lauten Knall. Die Lampen verlöschen, während hinter dem Rückwandfenster ein bläulicher Lichtbogen aufblitzt. Panzerketten rattern.*)

HOPPE: Fibs! Die Sicherungen!

(*Fibs kontrolliert mit einer Taschenlampe die Schalttafel. Währenddessen rollen hinter dem Rückwandfenster zwei schwere Panzer dröhnend vorüber, nur als Silhouetten gegen den Abendhimmel erkennbar.*)

ZINNWITZ: Licht! Zum Teufel! Fibs!

SMASH: Fucking son of a bitch!

HOPPE: Fibs! Was ist denn los?

FIBS: Die Hauptleitung ist ohne Strom. Wahrscheinlich Kurzschluß im Transformator.

JEININGER: Panzer!

PFORZHEIM UND SÄNFTL (*gleichzeitig*): Panzer?!

(*Lisa zündet an der Bar eine Karbidlampe an, Henni Hoppe Kerzen in einem Leuchter. Zinnwitz stürzt ans Telefon, das an der Bar steht.*)

ZINNWITZ: Hallo! Hallo! ... Hallo, hören Sie? (*Schüttelt den Hörer.*)
Nichts!

(*In diesem Augenblick gibt es einen zweiten, noch wesentlich lauterem Knall. Ein weiterer vorüberrollender Panzer hat den Telefonmast vor dem Hotel umgefahren. Dessen Spitze stürzt in die splitternde Glasscheibe der Rückwand und bleibt dort hängen. Die gläserne Terrassentür wird aufgestoßen. Im Halbdunkel sind zwei sowjetische Stahlhelme und unter ihnen baumelnde Maschinenpistolen zu erkennen.*)

ZINNWITZ: Licht aus! (*Haut die Kerzenflamme aus. Lisa dreht eingeschüchtert die Flamme der Karbidlampe klein. Zwei Gestalten in sowjetischen Offiziersmänteln schwanken herein, nur als Silhouetten zu erkennen. Zinnwitz wirft den Telefonhörer von sich und flieht in den Speisesaal. Die anderen folgen, vorsichtig rückwärts gebend. Zazou hat sich Smashes Jacke übergeworfen. In der Nähe der Ankömmlinge befinden*

sich nur Fibs und Lisa. Fibs, der als einziger die Nerven bewahrt hat, leuchtet dem Nächststehenden ins Gesicht.)

FIBS (*vorsichtig*): Wui russki Offizier?

BICKEL (*rülpst*).

BARONESSE (*schreit auf*): Les russes! Sainte Marie! (*Fällt ohnmächtig in Sänftls Arme.*)

SÄNFTL: Die Russen! Ich hab's geahnt. (*Betet:*) Pater noster qui es in coelis, sanctificetur nomen tuum; fiat voluntas tua, sicut in coelo et in terra. (*Betend zieht Sänftl die ohnmächtige Baronin zu einem Sessel, in den er sie plumpsen läßt.*)

BICKEL (*nabe an Fibs' Obr, lallend*): Ha ... haste Schnaps?

SCHADE: Müde ... Mensch, müde!

FIBS (*halblaut*): Na, was nun? Bundeswehr? Oder Bolschewisten?

BICKEL (*plötzlich aufgeregt, fingiert nach seiner MP*): Wo ... wo sind Bol ... Bolschewisten?

FIBS: Manöververkleidung, was?

SCHADE (*nickt*): Mü ... de!

BICKEL: Haste keinen Schnaps?

FIBS: Lisa! Schneewittchen! Ich glaube, dein Herrgott hat mich erhört! Gib ihnen zu trinken! (*Nimmt hackenknallend Haltung an, grüßt militärisch, dann demonstrativ laut: Da, towarischtsch Offizier! (Geht an die Tür des Speisesaals, spricht hinüber:) Ich übersetze. Befehl des russischen Offiziers: Alles nach oben! Wer zu fliehen versucht, wird erschossen. Ohne Vorwarnung. Keine Panik, meine Herrschaften! Gehorchen Sie, und behalten Sie die Nerven. Ich versuche das Beste für uns alle aus meinen paar Brocken Physik-Russisch herauszuholen. (Bickel lallt etwas. Fibs kommt ihm zuvor.) Jawohl, Herr Leutnant. (Zu Lisa:) Wodka! Zwei Biergläser! (Zu Bickel:) Da, da, towarischtsch Kommissar, schnell, dawei! (Zu den anderen, die wie gelähmt in der Speisesaaltür stehen:) Beeilen Sie sich, wenn Sie ein Blutbad vermeiden wollen! Die Baronin mitnehmen! Schnell! (Zazou und Hoppe stürzen die Treppe hinauf. Pforzheim und Schleuther folgen ihnen zögernd. Windly zwingt Zinnwitz und Sänftl, die Baronin an den Füßen zu fassen, während er sie mit Smash an den Schultern zu beben versucht. Schließlich muß Jeininger unter die Baronin kriechen und sie mit dem Rücken hochheben. Smash trägt den wieder entzündeten Kerzenleuchter in der zitternden Hand. Draußen rumpelt ein letzter Panzer vorüber.)*

ZINNWITZ (*auf der Treppe, zischt*): Und das mir! Kolossal! (*Zu den anderen:*) Ich kenne niemand, niemand kennt mich! Verstanden?

WINDLY: Unverantwortlich! Eine solche Zusammenkunft so nahe an der Zonengrenze! Sie sind ein Verbrecher!

SCHLEUTHER: Jetzt hat's geklingelt. Verdammte Schweinerei!

SÄNFTL: Pater noster ... Mitten im Frieden ... Qui es in coelis ... Ohne Kriegserklärung ... Sanctificetur nomen tuum ... Aus heiterem Himmel ... Fiat voluntas tua ...

JEININGER (*unter der Baronin*): Heben Sie doch! Ich ersticke ja! Beten Sie später, Idiot!

SMASH: Shut up, damn you!

(Auf der Galerie bleiben alle stehen. Schleuther und Pforzheim versuchen vorsichtig über die Brüstung zu blicken. Da richtet Fibs, der die Vorgänge oben abnt, die Bickelsche Maschinenpistole zum Plafond. Kurze, scharf knallende Schußfolge. Deckenbeleuchtungsglas splittert. Die Hotelgäste verschwinden wie ein Geisterspuk Hals über Kopf in den Zimmern, die Baronin hinter sich her schleifend. Der Kerzenleuchter entfällt Smashes Hand und stürzt erlöschend in die Halle.)

FIBS: Schneewittchen! Die beißen an! Los! (*Mit raschen Gesten veranlaßt er Lisa, den falschen Russen viel Schnaps einzuflößen.*)

SCHADE: Wo ... sind denn die Sch ... Schlafkojen?

FIBS: Sofort, Herr Leutnant. (*Zu Lisa*): Besoffene Bundeswehr, verstehst du! Manöveruniform! Haben „Fall Rot“ geübt, wie 39 an der polnischen Grenze, dann gegessen und sich in eurem fränkischen Urwald verlaufen. Schneewittchen als Kommissarin! Nichts fragen! Mach! (*Laut*): Da, da, towarischtsch Kommissar! (*Er läuft nach vorn, wendet sich hinauf zur Galerie*): Befehl des Kommissars: Wer mit einer Schußwaffe oder einem batteriegespeisten Radiogerät angetroffen wird, wird erschossen.

BICKEL (*zu Lisa*): Bis du das Töch ... das Töchtling von dem Ka ... Kantinenpächter oder die ... Frau?

LISA: Die Mutter.

(Die Tür von Zimmer 3 öffnet sich zögernd, Zazou wird herausgeschoben. Aus ausgestrecktem Arm läßt sie ein Kofferradio über die Brüstung fallen, dann Smashes Pistole. Fibs fängt beides auf. Auch die Tür von Zimmer 1 wird geöffnet. Ein weiteres Koffergerät fliegt aus der Tür über die Rampe. Fibs fängt es ebenfalls auf.)

FIBS: Wssjo, towarischtsch Offizier! (*Zu Lisa*): Schließ die Radios weg. Zinnwitz hat seine Pistole noch, das wird er bereuen. (*Laut*): Nitschewo! Dawaii! (*Leise*): Los, in dein Zimmer mit ihnen! (*An der Rampe, zum Himmel, kopfschüttelnd*): Ideen hast du ... (*Wendet sich zur Galerie; macht kehrt*): Und komm mir nachher nicht mit dem Oberlehrer! Die Hochstapelei geht auf dein Konto! Dito alle eventuellen Folgen wie: Scheintote, Ohnmachten Herzinfarkte, Mordversuche et cetera – daß das klar ist zwischen uns! Physik muß sein, ergo auch ein Weg dazu. Und Lisa aus dieser Müllgrube befreien, ist christliche Pflicht; sowieso. Wo-

mit oben die Rechnung aufginge! (*Zum Publikum:*) Und unten? Verzeihen Sie mir den „Hunnenspek“. Ich kann „die Russen“ nicht anders spielen, als ich muß. Übrigens kenne ich keine. Leider. Außer Chruschtschow. Von der Wochenschau. Schau! Aber was nützt's? Die gehn nicht ins Kino. (*Wendet sich zur Galerie:*) Meine Herrschaften, noch ein wichtiger Befehl. Wer ein Fenster oder eine Tür öffnet, wird ohne Anruf erschossen! Das Hotel ist umstellt. Adieu! Wer weiß . . .

(*Die Türen von Zimmer 1 und 2, die sich einen Spaltbreit geöffnet hatten, werden hastig geschlossen.*)

STIMME VON HOPPE (*tränenerstickt*): Fibs, Fibs . . .

(*Verdunkelung.*)

2. Bild

Lisas Zimmer. Die beiden Betrunkenen werden von Fibs und Lisa unsanft hereingeschoben. Lisa zündet eine Kerze an, dann entwindet sie Bickel und Schade die Wodkaflaschen, damit Fibs ihnen die Uniformen ausziehen kann. Mit Schades Messer schneidet Fibs dessen Militärmantel in zwei Teile.

FIBS: Ausziehen! Absminken! (*Er wickelt Lisa den unteren Teil des Militärmantels als Rock um die Hüften und steckt ihn mit einer Nadel fest.*)

LISA: Du kannst dir das leisten. Ich fliege, und du haust ab.

FIBS (*zieht Schades Uniform an*): Beim ersten Hahnenschrei habe ich mein Stipendium! Und Aschenputtel ist Direktorin von Haus Frankenhöh!

LISA: Mir is nich zum Lachen.

FIBS: In der Hall steht ein Tonbandgerät. Was die heut nacht ausschwitzen, schneiden wir mit. Morgen früh zahlen sie jeden Preis für die Bänder. Verstehst du?

LISA: Wo nimmst du den Strom her, mein Kluger?

FIBS: Vom Dieselaggregat, Gescheites. Rasch, das Haar unter den Stahlhelm, so! Du mußt die bolschewistische Kommissarin genau so hinstellen, wie sie in der Bildzeitung steht!

LISA: Woher soll ich das können? Du hast Schauspieler gelernt, sogar beinahe Pfarrer! Aber ich . . .

FIBS: Schneewittchen, hast du deine richtige, deine wütige Wut?

LISA: Jedes Haar einzeln ausreißen könnte ich denen!

FIBS: Halt die Wut am Kochen! Das genügt.

(*Bickel und Schade lallen sich in den Schlaf. Fibs und Lisa ziehen den beiden die Militärstiefel von den Füßen.*)

BICKEL: Aua, mein Hühnerauge, Mensch! Hick . . .

FIBS (*eindringlich*): Wie lange dauert die Übung?

BICKEL: Hick! Aus! Seit vorgestern. Nich böse sein, Herr Major. Die Roten sind schuld, daß es schiefging.

SCHADE: War ja eine nicht ssu ... nicht ssu lösende, höchst duffi .. diffizile Aufgabel

BICKEL: Oberst Kalubok is aus Kummer ganz tief in 'n Wald gelaufen.

SCHADE: G ... Gott sei Dank! Was, Bickelchen, Pickelchen ...?

FIBS: Wohin fahren die Panzer?

BICKEL: Die Blechbüchsen? Ssu'n ... Ssu'n ... Ural, ur ... al, uralt, ham Se „Asbach Uralt?“ Ich sare Ihnen ... Scheißspiel!

FIBS: Und die russischen Uniformen?

SCHADE: Is doch ein ... psycho ... pysko ... pfipsologischer ...

BICKEL: Schweig, Tasse! Ein ... hick! Ein piskologischer Versuchseinsatz is es! Herr Oberst verstehen schon, hick ...

SCHADE: He! Meine Hosen!

FIBS: Brauchst du nicht mehr.

SCHADE: Wo sind wir denn hier?

BICKEL: Im Stab, Flasche, wo'n sonst? Werden getestet, merkst du das nicht?

SCHADE: Ham wir uns nicht ver ... verfrantz, Bickelchen, Pickelchen?

BICKEL: Belieben?

SCHADE: So'n bißchen verlaufen? Über die grüne Zo ... Zonengrenze? Nich?

FIBS (zu Lisa): Hast du eine Mullbinde?

(Lisa holt eine Mullbinde aus ibrem Spind, Fibs legt seine Brille ab und die Binde über ein Auge, stülpt den Stahlhelm darüber und hängt sich und dann Lisa eine MP um. Lisa hat inzwischen eine der Uniformjacken angezogen. Fibs boxt ihr freundlich ins Kreuz.)

FIBS: Brust raus. Schultern hoch. So. (Zeigt Lisa den Hahn an der MP): Hier nicht anfassen, klar?

LISA: Bumst's dann?

FIBS: Und wie!

LISA: Wenn ich aber ...

FIBS: Drei Worte hast du zu sagen: Da, nitschewo, charascho.

LISA: Wieso denn? Wann denn?

FIBS: Abwechselnd. Los!

LISA (stotternd): Da ... Nischewo, karatscho.

FIBS: Nitschewo!

LISA: Nitschewo.

FIBS: Charascho!

LISA: Charatscho.

FIBS: Charascho!

LISA: Charascho. Was heißt'n das?

FIBS: Ja, egal und gut. Wiederhole.

LISA: Da, nitschewo, charascho.

FIBS: Umgekehrt!

LISA: Was?

FIBS: Wenn du einmal „Was“ sagst, ist der Fez im Eimer.

BICKEL: Fez im Ei . . . Eimer, hick.

SCHADE: Jawoll, Herr Haupt . . . Bickelchen, Pickelchen . . . Bist du auch so müde?

FIBS (*zu Lisa*): Also, von hinten! Los!

LISA: Charascho . . . nitschewo . . . da.

FIBS: Marussja, ja ljublju tbja!

LISA: Was heißt'n das?

FIBS: Sag ich dir morgen, Schneewittchen.

LISA: Was wirst'n du sagen?

FIBS: Meine Sorge. Du schweigst, stehst breitbeinig, guckst böse. Bildzeitung! Hältst die MP so. Nein! (*Zeigt es ihr:*) So. Wenn ich dich anglotze und dazu brülle, kannst du ein Wort sagen.

LISA: Welches?

FIBS: Egal, je seltener, desto besser. Vor allem: Erschrick nicht! Und lach nicht! Kannst du's nicht verkneifen, grunze, teuflisch! Fertig?

LISA: Ja.

FIBS: Hinunter!

LISA (*deutet auf Bickel und Schade*): Und die da?

FIBS: Das schnarcht und kotzt bis zur Frühmesse. Wir schließen ab. Komm.

LISA: Lieber Herrgott, steh uns bei! (*Bekreuzigt sich.*)

(*Fibs und Lisa ab. Die Zimmertür wird hörbar abgeschlossen.*)

3. Bild

Hall im Halbdunkel. Fibs und Lisa kommen herein.

FIBS: (*leise*): Schrei!

LISA (*versteht nicht*): Schrein? Wozu 'n?

(*Fibs kneift sie kräftig in den Hintern.*)

LISA (*schreit*): Aua! Au!

FIBS (*leise*): Viel lauter! (*Bedroht sie scheinbar mit der MP.*)

LISA (*vor Schreck sehr laut*): Aaaa!

(*Fibs gibt eine kurze Schußfolge in den Fußboden und hält Lisa dabei den Mund zu. Dann schreit auch er auf und gibt eine zweite Schußfolge ab.*)

STIMME VON HOPPE: Fibs! Mein Fibschen . . .!

(Fibs trampelt laut zur Terrassentür, stößt sie auf, ächzt und verursacht mit den Füßen schleifende Geräusche, Lisa durch Gesten veranlassend, mitzutun. Dann klatscht er zweimal laut auf die Steinfliesen und formt die Hände zu einem Schalltrichter.)

FIBS *(nach draußen, mit veränderter, heiserer Stimme)*: Towarischtschi! Dwa Fritzi ubratj! *(Er läuft auf die Terrasse. Dann, mit fremder Stimme)*: Tak totschno, towarischtsch lejtenant! *(Kommt zurück und schlägt die Tür kräftig zu. Laut)*: Tschort! Kaputt, towarischtsch Kommissar! *(Er schlägt die Hacken zusammen, gießt rasch den Inhalt einer auf der Bar stehenden Wodkaflasche weg, füllt die Flasche mit Brunnenwasser und stellt sie zurück.)*

LISA: Du machst aber ein Faß auf!

FIBS: Der Diesel läuft. Knips das Notlicht an und gib mir die Strippe fürs Bandgerät.

(Lisa schaltet die Notbeleuchtung ein, die ein schwaches, bläuliches, zitteriges Licht verbreitet. Sie reicht Fibs eine elektrische Verlängerungsschnur. Fibs steckt deren Endstück in die Musik-Box.)

FIBS: Denk immer an die Bildzeitung. Je verrückter, desto besser. Los, sag was! Mit Baßstimme.

LISA: Was'n?

FIBS: Charascho.

LISA: Charascho.

FIBS: Lauter.

LISA *(laut)*: Charascho! *(Leise)*: Was'n nu?

FIBS: Wenn alle unten sind, spielst du Zimmerdurchsuchung, klar?

LISA: Hm. Wie lange?

FIBS: Bis ich rufe: Towarischtsch Kommissar! Dann runter. Gravitätisch. Finster. *(Zum Himmel)*: Na, alter Herr! Bin gespannt, ob du den Spaß ernst meinst oder ob du mich verschaukelst. *(Von jetzt ab spricht er, außer privat zu Lisa, mit übertriebenem russischem Akzent und heiseren Kehllauten. Er wendet sich zur Galerie hinauf:)* Alles rrrraus! Alles rrrunter! Dawaiiii! *(Wieder wird als erste Zazou vorgeschoben. Sie hat ihr Kleid mehrfach eingerissen. Dann kommt Henni Hoppe; sie trägt eine Serviererinnenschürze. Schleuther schiebt die noch halb ohnmächtige Baronin vor sich her; diese hält ein Riechfläschchen in der zitternden Hand und droht fortwährend umzusinken. Hinter ihr schlurft Sänftl, ein Gebetbuch in den Händen, Gebete murmelnd; die violette Schärpe unter der Soutane hat er entfernt. Ihm folgt Windly, der seinen Schweizer Paß hochhält, dann Jeininger mit einem zu kleinen Tirolerbut und grasgrüner Botanisierbüchse, dann Pforzheim, der sich in die Haltung eines verstörten Professors flüchtet, ein dickes Buch unter*

dem Arm. Den Schluß bildet Smash in einem viel zu engen, offenbar nicht ihm gehörenden Zivilanzug. Mit seiner MP weist Fibs die Ankommenden an, sich nebeneinander aufzustellen. Dann macht er Lisa ein Zeichen, daß Zinnwitz fehlt und sie etwas sagen soll.)

LISA (*begreift*): Nitschewo!

FIBS: Ein Mann fehlt. Wenn kommt nicht ... (*Hebt die Maschinenpistole und schwenkt sie von einer Seite zur anderen.*)

LISA (*nickt*): Da, da.

FIBS: Dadadada!

LISA: Dadadada!

(Alle schrecken zusammen.)

HOPPE (*zögernd*): Herr Offizier ...

JEININGER (*zischend*): Genosse Offizier!

HOPPE: Herr Genosse Offizier, ein Gast ... der eine Herr ist krank, schwer krank.

FIBS (*lacht sardonisch, hebt die MP*): Nitschewo!

HOPPE (*zitternd, ruft nach oben*): Bitte, Herr von ...

WINDLY (*unterbricht schnell*): Meier! Herr Meier!

HOPPE: Ja, bitte, Herr Meier, kommen Sie schnell herunter, schnell!

FIBS: Ticho! Ich zähle fiunf: adjin, dwa, tre, tschetirie ... (*Bringt die MP in Anschlag.*)

(Bei vier kommt Zinnwitz aus Zimmer 1. Er hat ein längsgestreiftes Pyjama über die Uniform gezogen und spielt den Schwerkranken.)

FIBS: Dawaiiii!

(Zinnwitz hastet die Treppe herunter, deutet einen militärischen Gruß an und reibt sich ein.)

FIBS (*brüllt*): Towarischtsch Kommissar! (*Steht stramm.*)

(Lisa erschrickt, faßt sich und versucht einen militärischen Schritt an den Angetretenen vorbei und die Treppe hinauf. Fibs folgt ihr mit dem Blick in Hab-acht-Stellung, die rechte Hand am Stahlhelm. Dann wendet er sich den Gefangenen zu und kramt einen Zettel aus der Tasche.)

FIBS (*scheinbar die Befehle ablesend*): Wo-Pierwjcj: Ihr Gefangene. Wo-Ftorjch: Wer Waffe chat, wird verschossen. Wo-Tretich: Wer flieht, wird verschossen. Wssjo. Alles. Kommissar nix machen Schpass. Mädchen und Kellner schon ... dadadada! (*Geste. Lacht.*)

HOPPE (*schluchzt*): Mein Fibschen ...

FIBS (*unvermittelt streng*): Abzählen! (*Die Angetretenen zählen stockend ab. Die Baronin, Zazou, Sänftl und Pforzheim zählen falsch. Unter der Drohung von Fibs' MP zählen sie ein zweites Mal richtig ab. Fibs holt Notizbuch und Bleistift aus der Tasche und notiert.*)

FIBS: Zehn deitsche Gefangene in Chaus Frankencheh. Nu wot.

WINDLY (nach einem Erregungsräuspern): Chäm ... Wenn der Herr Offizier gestatten ...

JEININGER (zischt): Genosse!

WINDLY: Wenn der Genosse Offizier ...

ZINNWITZ (zischt): Leutnant.

WINDLY (streckt seinen Paß vor): Wenn der Herr Genosse Leutnant gestatten: Ich bin schwyzer Bürger. Hier ischt mein Paß.

BARONIN: Moi aussi, je ... Ich ...

WINDLY (Kavalier): Diese Dame ischt ... (Auf einen flehenden Blick der Baroness): Ausländerin, Touristin, n'est-ce-pas.

JEININGER: Wir sind alle Touristen, Genosse Leutnant.

BARONESSE (haucht): Ja, Terroristen, pardon, Touristen. Je suis une simple touriste, Camerade lieutenant!

ZAZOU (versucht es auch): Moi aussi, je suis ...

FIBS (nach einer Pause): Ausländer zwei Schritt vorrr! Marsch! (Windly, die Baronin und zögernd auch Zazou treten vor. Smash ist unschlüssig. Fibs zieht in aller Ruhe seinen zerknautschten Zettel wieder aus der Tasche.)

FIBS (liest ab): Wer li ... ugt, tschort! Wer liugt, wird verschossen. (Zinnwitz stößt Smash an, der noch immer zögert.)

WINDLY (tapfer): Darf ich den Herrn ... den Genossen Leutnant fragen, mit welchen Regierungen sich Rußland im Krieg befindet?

ZINNWITZ (zischt): Sowjetunion!

JEININGER (zischt): Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken!

WINDLY (verwirrt): ... die Sowjetrepublik der russischen Union ... äh, pardon ... also die sowjetische Union der russischen ... (Stockt).

FIBS: Wodka! Dawai! (Hoppe und Windly wollen eilfertig zur Bar stürzen. Fibs hält sie mit einer Bewegung der MP auf. Als sie sich wieder eingereiht haben, bedeutet er Sänftl, ihm die Wodkaflasche von der Bar zu holen. Der läßt vor Schreck sein Gebetbuch fallen. Hastig schlurft er zur Bar, zerbricht in der Aufregung ein Glas, kommt schließlich mit der Wodkaflasche und einem Cocktailglas zurück. Aus respektvollem Abstand reicht er beides Fibs und verbeugt sich. Mit barbarischem Gelächter schleudert Fibs das Glas an die Wand. Er setzt die Flasche an und leert sie in einem Zug zur Hälfte. Entsetzt verfolgen die Angetretenen den Vorgang. Fibs wischt sich mit dem Handrücken den Mund.) Alles kerrt! Tippt mit der MP Pforzheim an:) Du, anziunden! (Deutet auf den am Boden liegenden Kerzenleuchter. Während Pforzheim geborcht, bringt Fibs unauffällig das Bandgerät in Gang. Dann blinzelt er fragend zum Himmel, lacht teuflisch, nimmt Notizbuch und Bleistift wieder zur Hand und setzt sich hinter den jetzt beleuchteten Tisch.)

FIBS (zu Pforzheim, lachend): Du Tourist, warum zittern? (Zu Smash, der

in der angetretenen Reihe der letzte ist:) Du komm! (*Smash erschrickt. Er kommt zögernd zu dem nahe an dem Aufnahmegerät stehenden Tisch. Pforzheim reißt sich ein.*)

FIBS: Stoil Familie?

SMASH: Sch . . . Schmatz.

FIBS (*notiert*): Vorname?

SMASH: S . . . Siegfried.

FIBS: Geborrt?

SMASH: I beg your pardon?

FIBS: Oh, you speak English! Otschen charascho. Geborrt?

SMASH: April seventeen, nineteen eighteen.

FIBS: Wo?

SMASH: In . . . hm, in Pittsburg (*Deutsch ausgesprochen.*)

FIBS (*mit englischer Aussprache*): Pittsburg in Pennsylvania?

SMASH (*hastig*): Ja, von deutschen Eltern.

FIBS: Schade.

SMASH: I beg your pardon?

FIBS: Schade, du Fritz. Beruf?

SMASH (*verwirrt*): Colon . . . Kolonialwarenhändler! Tell me, Lieutenant, wenn ich . . . for instance, wenn ich wäre American?

FIBS (*lacht*): Du frei.

SMASH (*erregt*): Why that?

FIBS (*lacht*): Weil nix Krieg mit Amerika, durock.

SMASH: Aber . . . die NATO?

FIBS (*lacht und tut einen kräftigen Schluck aus der Flasche*): NATO klein! Rußland groß!

SMASH: Does that mean, daß Amerika nicht . . .

FIBS (*tippt Smash mit der MP an den Kopf*): Du Cholzkopf. Präsident USA nitschewo Cholzkopf. Aber dir nix niutzen: Du deitsch!

SMASH: Comrade Lieutenant . . .

WINDLY (*zischt*): Vorsicht!! Falle!!

SMASH: Shut up. Es gibt also eine . . . Vereinbarung zwischen die USA und . . .

FIBS (*mit Blick auf seine Armbanduhr*): Ticho! (*Er geht zum Telefon, reißt die Schnur aus der Wand, nimmt den Apparat mit zu der im Rückfenster hängenden Spitze des Telefonmastes und befestigt die abgerissene Schnur an einem Isolator, von dem ein straffer Draht nach draußen führt. Dann barsch*): Ruhe! (*Nimmt den Hörer ab, borch und nickt*): Charascho . . . otschen charascho . . . nu wot. (*Legt zufrieden den Hörer auf.*)

SMASH: News from the front, comrade Lieutenant?

FIBS: Good news: Mannheim, Kelln, Gamburg besetzt! (*Löst die Telefon-*

schnur vom Mast): In drei Tage Polizeiaktion Ende. Kurze Prozeß Niurnberg: Kleine Gitler: Krrks! Dann Ruche in Ewropa. Nu, tak.

ZINNWITZ: Kolossal!

SMASH: And ... America?

FIBS: USA – o. k. (*Sachlich*): Dokument!

SMASH (*reicht Fibs seinen Paß, feierlich*): I'm Colonel Smash of the US-Army. We are allies, comrade! (*Fibs stellt das Telefon auf den Tisch und betrachtet den Paß. Dann umarmt er Smash kurz und militärisch mit Kuß auf beiden Wangen.*)

FIBS: Urrah, urrah, urrah!

SMASH: Urrah, urrah!

ZINNWITZ (*zischt*): Dreckiger Judas.

SMASH: A happy day! America war viel zu lange mit diese aufgeblasene Frösche verbindet! Bloody Germans! Ich ziehe meine Uniform an.

FIBS (*stoppt ihn mit der MP*): Stoi!

SMASH: I'm really American, Lieutenant!

FIBS: Nicht Siegfried Schmatz, Kolonialwarenhändler und deitsch?

SMASH (*lacht nervös*): Oh, no! Let me explain! Das war nur ...

FIBS: Nitschewo. Du warten Kommissarin. Wer liugt, wird verschossen. (*Lacht*): Befell ist Befell. (*Haut Smash kräftig auf die Schulter.*)

ZINNWITZ (*zischt*): Recht geschieht dem Ami-Bastard!

BARONESSE: Pardon, mon Lieutenant! France et Russie – auch alliiert? Entente cordiale?

FIBS: Dir es wäre recht?

BARONESSE (*verlegen*): Oh, moi ... Je ne sais pas, mon Lieutenant ...

FIBS: Wenn du wissen, du reden. (*Deutet mit der MP auf Zinnwitz, grob*): Der nächste!

ZINNWITZ: I ... ich?

FIBS: Da, da, da! (*Zinnwitz tritt zögernd, krank spielend, an den Vernehmungstisch.*)

FIBS: Familie?

ZINNWITZ: Hm ... Meier.

FIBS (*schreibt*): Vorname?

ZINNWITZ: Hans.

FIBS: Geborrt?

ZINNWITZ: Erster Mai neunzehnhundertzehn.

FIBS: Tag der Arbeiterklasse, charascho! Du Arbeiter?

ZINNWITZ: Äh ... ja, nein, indirekt! Mein Großvater mütterlicherseits ... war der Sohn ... eines Waldarbeiters.

FIBS: Nu, du was?

ZINNWITZ: Ich ... ich arbeite zur Zeit als ... Handelsreisender.

FIBS (*sachlich*): Handelsreisender in Blitzkrieg! Smash!

SMASH: Yes, comrade Lieutenant! (*Steht stramm.*)

FIBS (*ohne den Kopf zu heben*): Paschalsda, du entwaffnen den Chans Meier.

SMASH (*erschrickt*): o. k.

FIBS (*liest ab*): Dieser Meier heißen: Oberst von Zinnwitz, Eberhardt. Graf. Condor-Legionär. Schlächter von Guernica. SS-Standart-Führer Shtab Geinrich Gimmler. Judenmörder Lwow, Odessa. Kriegsverbrecher.

ZINNWITZ: Kolossal! (*Er geht in die Knie. Fibs richtet, ohne den Kopf zu heben, seine MP auf ihn.*)

FIBS (*sachlich*): Stoi!

Zinnwitz schnell wieder hoch, leichenblaß.)

FIBS: Bis neunzehnhunderteinundfünfzig U-Bootfahrer. (*Zu Smash*): Nu . . . ?

SMASH: Yes, sofort, Lieutenant.

FIBS: Dann Oberst im Bundeskriegsministerium. Zuletzt für Psikologit-scheski-Krieg. Abteilung Diversion, Spionasch und Provokazi. (*Blickt auf*): Uniform unter Sträflingsanzug. Pistole chinten rechts.

(Smash nimmt Zinnwitz nach kurzem Ringen die Pistole ab und reißt ihm die Pyjamajacke herunter. Da Zinnwitz die Pyjamahose nicht freiwillig auszieht, will ihm Smash den Pistolenknäuf über den Schädel schlagen. Fibs hindert ihn daran und nimmt ihm die Pistole ab.)

FIBS (*zu Smash*): Das du überlassen Scharfrichter.

(Smash reißt Zinnwitz unaufgefordert die Achselklappen und Orden von der Uniform.)

ZINNWITZ (*zischt*): Schwein!

FIBS (*lacht*): Amerikaner immer sammeln Souvenirs. (*Legt die Pistole auf den Tisch, entlädt sie und steckt die Patronen ein.*)

BARONESSE: Mon Lieutenant, je . . . je suis . . . Française . . .

FIBS (*summt verträumt*): Parlez moi d'amour, la laa – la la laa – la la laa . . .

BARONESSE (*sauersüß*): Oui . . . Oui . . .

FIBS (*deutet auf Sänftl*): Der nächste.

SÄNFTL: Dominus nobiscum!

FIBS: Qui es in coelis – amen. Familie?

SÄNFTL: Wie belieben? Ja . . . Sänftl, Theobald.

FIBS (*notiert*): Geborrt wo?

SÄNFTL: In Aschaffenburg, bitte sehr.

FIBS: Beruf?

SÄNFTL: Pfarrer . . . Dorfpfarrer . . . in einer ganz kleinen Gemeinde, eigentlich mehr eine . . . eine Art Sozialfürsorge . . . für die Armen und

Alten im Ort, wissen Sie. Mit Religion hat das sozusagen schon fast gar nichts mehr zu tun, hm . . .

FIBS: Stimmt. (*Liest ab*): Kuratorium Verteilbare Deutschland, Bundesausschuß für Psychologitschesky-Krieg, Diversion, Spionasch, chemische, bakteriologische Bomben, Polarisraketen, Wasserstoffköpfe, eucharistische Konspirazi, Kardinalplan für erste Sprung Weichsel, zweite Sprung Ural. Chat sozusagen schon mit Relegion nix mehr zu tun.

(*Sänftl geht in die Knie.*)

FIBS (*wie bei Zinnwitz*): Stoi! Smash!

(*Sänftl kommt schnell wieder hoch.*)

SMASH: Yes, Lieutenant?

FIBS: Nehmen Sie Dorfpfarrer Dose ab.

SMASH: Yes. I beg your pardon, sagten Sie Hose, Lieutenant?

FIBS (*lacht*): Geht nicht, chat keine an. Dose! In Soutane oben links: Zyan-kali.

SMASH: Oh, yes. (*Durchwühlt die Taschen des kitzlig sich windenden Sänftl und legt Fibs die Dose auf den Tisch.*)

FIBS (*droht Sänftl mit dem Finger*): Du nix Geringstreich vor Prozeß!

SMASH (*zu Sänftl*): Selbstmord ist Todsünde!

FIBS: Mister Sänftl chat heilige Exemption! Auftrag, Welt in Luft sprengen, direkt von liebe Gott. Und liebe Gott cheite vorsichtig. (*Zwinkert in Richtung Himmel.*)

SÄNFTL: Haben Sie Erbarmen. Ich bin ein mißleiteter alter Mann. Können Sie nicht Herr Leutnant bevor die Kommissarin die Genossin Kommissarin herunterkommt ich sehe vollkommen meine Fehler ein meine Vergehen mein Verbrechen aber wir sind ja in unserem Orden nie zur Selbständigkeit erzogen worden bitte verstehen Sie uns geht jede Fähigkeit eigener Urteilsbildung ab und Sie brauchen doch nur es sind ja noch andere zu vernehmen wenn Sie mich einfach noch nicht vernehmen . . . (*Kniet vor Fibs nieder*): So lassen Sie mir doch diese Chance eine winzige Chance von Mensch zu Mensch Genosse die russischen Menschen haben eine so großherzige Seele ich verehere Tolstoi und Dostojewski auch Lenin war eine so überragende bewunderswerte Persönlichkeit, ich flehe Sie an . . .

FIBS: Stoi! (*Geste zu Smash.*)

(*Smash packt Sänftl an Genick und Hintern und zieht ihn hoch.*)

FIBS (*naiv erstaunt*): Ja nje ponimaju nitschewo. Du nix glücklich, bald an Seite liebe Got sitzen?! Mit Medici? Borgia? Metternich? Gitler?

(*Fibs entdeckt, daß Zazou unter ibrem angerissenen Kleid nichts anhat. Mit der MP angelt er die am Boden liegende Pyjamohose von Zinnwitz und hält sie Zazou hin.*)

FIBS: Du kalte Popo. Da!

ZAZOU (*zieht die Hose hastig an*): Merci.

FIBS (*französisch*): Merci, mon Lieutenant!

ZAZOU: Merci, mon Lieutenant.

WINDLY (*der schon lange auf seinen Augenblick gelauert hat*): Pardon, Genosse, ich bin nämlich auch gewissermaßen Genosse, als Eidgenosse, nicht wahr? Würden Sie bitte mine Paß vorrangig prüfe, damit ich das nächstgelegene Schwitzer Konsulat ufsuche ka? Mir Schwitzer sin ja immer friedlich und nütal, n'est-ce pas, bitte?

(*Fibs läßt sich von Smash Windlys Paß reichen, liest, gibt den Paß über Smash an Windly zurück.*)

FIBS: Du Tourist Windly? Aus Basel?

WINDLY: So isch es, Basel, Schweiz.

FIBS: Bankdirektor?

WINDLY (*erschrickt*): Ja, das heißt, chleine Bank, ganz unbedütendes Unternähmen, quasi so eine Art Einmannbänkli, n'est-ce pas ...

FIBS: Verschteh: Du Cheizer, Nachtwächter, Putzfrau, Schofför?

WINDLY: Ja, fascht ... Nicht ganz, aber ...

FIBS: Du auch kassieren?

WINDLY: Ja, also die Aufgaben des Kassierers habe ich in der Tat einmal ...

FIBS: Bei Admiral Canaris.

WINDLY: W ... wie bitte ...?

FIBS: Und bei General Gehlen. (*Liest scheinbar aus seinem Notizbuch*): Der millionenschwere Aufsichtsratsvorsitzende und Generaldirektor des Nordschweizerischen Privat ... Tschort! und Commerzbankvereins Rütliman, Basel, namens Windly chat während des zweiten Weltkrieges ...

WINDLY: Alles Lüge! Verleumdung! Kommunisti ... äh, reaktionäre Pressehetze!

FIBS: Wer liugt, wird verschossen.

WINDLY: Genosse, ich schwöre, daß ich ...

FIBS: Eine Rütlimanschwur?

WINDLY: Ja! Nein!

FIBS: Warum du in Jahr neunzehnhundertfiunfundvierzig aus Naziagent Sturm demokratische Windly machen für zehntausend Fränkli Korupzi?! (*Windly geht in die Knie.*)

FIBS: Stoi!

WINDLY (*kommt wieder hoch, sinkt noch einmal in die Knie, hält sich am Tisch fest*): Er weiß alles.

FIBS: Du Walter Sturm, Agent, Militär- und Finanzschponasch dritte Reich?

WINDLY (*gibt auf*): Ja ...

FIBS: Du Urs Windly, Agent, Militär- und Finanzspionasch vierte Reich?

WINDLY: Ja...

FIBS: Nu wot.

WINDLY (*wendet sich zu den anderen, haucht*): Anshelie, adieu, steh
miner Gattin bi! Säg, daß ich tapfer gebliebe bin.

FIBS: Und Roswita? Und Suseli?!

WINDLY (*apathisch*): Er weiß mehr als alles. Roswita bekommt meine
Mietshäuser am Riehenring. Susanna und die beiden Schwestern kriegen
das Café in der Samaritergasse. Meiner unehelichen Tochter in Zürich
überlaß ich die Oerlikon-Aktien. Die Nestle-Papiere vermache ich den
Damen des Existenzialistenklubs am Rheinufer, alles übrige der Caritas...
(*Aus dem Obergeschoß peitscht eine kurze MP-Schußfolge. Lisa hat mit
dem Hahn gespielt. Windly fällt um, glaubt sich vollstreckt.*)

WINDLY (*im Umfallen*): Grüet sie alle mitäinand...

FIBS (*springt auf, winkt Smash, gibt ihm die Zinnwitzsche Pistole*): Befell!
Gefangene bewachen! Wenn eine fehlt, du – dadada! (*Während er die
Treppe hinaufstürmt:*) Stillgestanden! Sprechverbott!

SMASH: o. k., Lieutenant.

(*Fibs verschwindet im oberen Flur. Nach ein paar Sekunden Schreck-
stille beginnt hastiges Geflüster. Windly hebt mehrmals den Kopf und
läßt ihn wieder fallen; erst beim dritten Mal begreift er, daß er nicht er-
schossen ist. Säntfl betet.*)

ZINNWITZ: Jetzt oder nie! (*Will fliehen.*)

SMASH: Stop! Oder ich schieße!

ZINNWITZ (*bleibt stehen, zu den anderen*): Das Schwein hat nur einen
Schuß.

SMASH (*breitbeinig*): Der trifft.

ZINNWITZ: Aber dann schlagen wir dir den Schädel ein.

SMASH (*richtet die Pistole auf Zinnwitz*): Try it! Wer will der erste sein?

ZINNWITZ (*sieht sich um*): Da stehen sie und zittern vor dem Juden-
knecht!

SCHLEUTHER: Nach Ihnen, Herr Graf.

ZINNWITZ: Feiges Gesindel! (*Zu Windly:*) Na, Tell, schon auf Vorschuß
kriepert?

SCHLEUTHER (*zu Zinnwitz*): Wir bewundern Ihren Mut.

ZINNWITZ: Einer Bolschewistenvettel ist es ja wurscht, wie und wo sie
verreckt!

SCHLEUTHER: Da irrt der Germanenhengst.

PFORZHEIM: Keiner darf fliehen! Wir müssen zusammenbleiben!

ZINNWITZ: Der einzige in dem Sauhaufen, der etwas wert ist, bin ich.

Euch Wanzen kann Deutschland verschmerzen.

PFORZHEIM: Und wenn es nur Bluff ist?

ZINNWITZ: Wenn was Bluff ist?

PFORZHEIM: Der Krieg.

ZINNWITZ: Die Panzer? Die Licht- und Telefonsperre?

SMASH: Die Russen? I know them. Die sind keine Bluff!

ZINNWITZ: Und die zwei Leichen – auch Bluff?

SCHLEUTHER: Die hat keiner gesehen.

ZINNWITZ: Und die Geheiminformationen über uns?

JEININGER: Und die Flasche Wodka in fünf Zügen?

PFORZHEIM: Trotzdem ... Die Russen ...

ZINNWITZ: Was ist mit den Russen?

PFORZHEIM: So sind sie nicht. So habe ich noch keine erlebt.

ZINNWITZ: Aha! Du kennst sie wohl gut, was?

PFORZHEIM: Freilich. So sind sie nicht.

ZINNWITZ: Wie denn?

PFORZHEIM: Nicht so plump.

ZINNWITZ: Sondern?

PFORZHEIM: Viel gefährlicher! Schlauer! Die fangen nicht an. Die warten, bis wir anfangen ...

ZINNWITZ: Habt ihr das gehört? (*Packt Pforzheim an der Jacke:*) Eins ist bestimmt kein Bluff – daß du zitterst wie eine nasse Judensau! Keiner soll fliehen, alle sollen beisammenbleiben – jetzt hast du dich entlarvt. Daß der Russe uns hübsch auf einen Haufen hat! Das ist dein Auftrag! Gib's zu!

PFORZHEIM: Sind Sie wahnsinnig? Ich ... ich habe Ihnen ...

ZINNWITZ: Hört ihr ihn stammeln, den angeblichen Republikflüchtigen? Den Spitzel?

PFORZHEIM: Lassen Sie mich los! Ich ein Spitzel? Von mir haben Sie mehr Dokumente und kommunistische Adressen bekommen als von hundert Ihrer Agenten.

SMASH: Ruhe jetzt: Loslassen! I shoot.

ZINNWITZ (*lockert seinen Würgegriff*): Wenn dieser Pistolenjudas nicht wäre, hättest du ausgewinselt! (*Schleudert Pforzheim gegen die Baronin, die in einen Sessel fällt, so daß er ihr auf dem Schoß sitzt.*) Das Vieh schwitzt doch den Heuchler aus jeder Pore.

PFORZHEIM: Colonel, for heavens sake, lassen Sie ihn gehen, ich bitte Sie darum! Er wird uns noch alle umbringen!

SMASH: Shut up! Und Ruhe jetzt!

ZINNWITZ: Nehmt dem Ami die Pistole ab!

JEININGER: Niemand hindert Sie.

ZINNWITZ: Wenn du baumelst, wirst du an mich denken, Dreckklappen, sozialdemokratischer!

BARONESSE: Mon Dieu, mon Dieu! Sie werden alles finden in unsere Zimmer.

ZINNWITZ: Sie haben schon alles. Nimm ihm das Schießseisen weg. Der Hund zielt nur auf mich, seht ihr das nicht?!

HOPPE: Samy, laß ihn laufen. Er ist am schwersten belastet von uns allen.

ZINNWITZ: Schnauzel! *(Mit den Augen auf die Baronin deutend:)* Die dicke Hure soll vor. Vielleicht geht die blaue Bohne nicht durch ihr Fett.

BARONESSE: Oh, quel barbare!

SCHLEUTHER: Und von Adel.

BARONESSE: Isch könnte Sie erwürgen, fumier de gueuse!

SCHLEUTHER: Wie delikat, Baronesse.
(Fibs und Lisa erscheinen auf der Galerie und beobachten unbemerkt die Vorgänge in der Hall. Lisas Uniform ist mit Bettfedern übersät, die sie vergeblich abzuzupfen sucht.)

PFORZHEIM *(zu Schleuther)*: Ich verstehe Sie nicht. Wie können Sie nur Witze machen? Wir schweben in Todesgefahr!

SCHLEUTHER: Ein bißchen Galgenhumor kann nie schaden.

PFORZHEIM: Schweigen Sie! Das gräßliche Wort!

ZINNWITZ: Raus hier! Endlich raus!

WINDLY *(zu sich kommend)*: Wohin wöllet ihr denn flüchte, liebe Lüt? Der Russ weiß alles, sieht alles, hört alles! Das Hotel isch umzingelt! Die Russe stehn am Rhein!

ZINNWITZ: Zazou, mach ihn scharf, den Yankee-Bock! Auf dich schießt er nicht! Los, ran!

ZAZOU: Isch? Pour quoi?

SMASH: Come here, baby.
(Zazou geht zu Smash, schmiegt sich an ihn, legt die Arme kokett um seine Taille.)

ZINNWITZ: Schlag ihm das Ding aus den Pforten!

ZAZOU: Mein Samy ist alliiert, und isch bin seine kleine Braut.

ZINNWITZ: Dein Samy! Der Zuhälter! Einen kalten Arsch kriegt ihr! Genau fünf Minuten nach uns, Gänsehirn.

ZAZOU *(zeigt ihm den Vogel)*: Penses-tu! Der Lieutenant 'at misch sogar Popo gewärmt. Mit deine 'ose! *(Schmiegt sich fest an Smash.)*

JEININGER: Die Sekunden laufen davon. Und wir wissen nicht einmal, was draußen vorgeht.

ZINNWITZ *(mit Blick auf Smash)*: Wenn der Karteisoldat wenigstens den russischen Dreh mit dem Telefon raus hätte!

JEININGER *(auf den Telefonapparat deutend)*: Dear Mister Smash, tun Sie das doch für uns! Unser Leben ist in Ihren Händen.

PFORZHEIM: Please, colonel! Wir sind ja völlig abgeschnitten hier.

SCHLEUTHER: Sie sollten es versuchen. Nicht nur in unserem Interesse.
Sie machen sich doch hoffentlich keine Illusionen.

SMASH (*mit einer Kopfbewegung zur Galerie*): Wenn sie aber kommen?

HOPPE: Ich passe auf, Samy. (*Will vortreten.*)

SMASH (*stoppt sie mit seiner Pistole*): Stop! (*Zu Zazou:*) You go!

(*Zazou kommt nach vorn, um die Galerie zu beobachten. Lisa und Fibs treten rasch und unbemerkt in den Schatten.*)

SMASH: o. k.?

ZAZOU: o. k.

(*Smash ergreift den Telefonapparat und geht damit rückwärts, immer die Pistole auf Zinnwitz gerichtet, zum Telefonmast.*)

SMASH: Ich verstehe aber nicht Russisch.

SCHLEUTHER: Vielleicht bekommen Sie einen deutschsprachigen Anschluß.

ZINNWITZ: Mach schon! Wir bleiben stehen!

(*Als Smash sich dem Mast zuwendet, um den Telefondraht zu befestigen, stürzt Zinnwitz blitzschnell auf ihn zu und schlägt ihm die Pistole aus der Hand. Smash boxt zurück. Lisa und Fibs hören das Geräusch.*)

FIBS (*lacht laut*): Cha, cha, cha, cha! Germanski durok! Cha, cha!

LISA: Da, da.

FIBS: Da, da da, da! Cha, cha, cha, cha!

(*Lisa und Fibs kommen langsam die Treppe herunter. Erschrocken reiben sich alle wieder ein. Smash steht stramm und grüßt militärisch.*)

SMASH: Melde: All prisoners present.

(*Fibs stößt Lisa an.*)

LISA: Charascho!

FIBS (*zu Lisa*): Aeto amerikanski Colonel Smash.

(*Smash steht vor Lisa stramm und grüßt. Lisa grüßt militärisch zurück. Fibs läßt sich von Smash die Pistole geben.*)

FIBS (*deutet auf Lisas Uniform*): Sauber machen! (*Zu Hoppe:*) Du!

(*Hoppe holt von der Bar eine Kleiderbürste, beginnt ängstlich und devot die Uniform zu säubern.*)

FIBS: Dawai!

SMASH (*blickt auf die Federn*): Oh! Was ist passiert to the comrade Kommissar?

FIBS (*lachend*): Towarischtsch Kommissar chat versteckte deitsche Cheld durch Bett verschossen: Pluff! (*Geste der hochfliegenden Bettfedern.*)
Cha, cha, cha!

SMASH: Who was it? Wer?

FIBS (*zuckt die Schultern*): Dokument hier. (*Deutet auf Smashes Herz:*) Jetzt Loch, cha, cha!

HOPPE (*fährt erschrocken herum*): In Appartement siebzehn?

FIBS: Siebzehn. Du kennen?

HOPPE: O Gott. Ja, nein. Ich wußte nicht, daß er noch da ist.

FIBS: War. Du nix geben Schlüssel fremde Mann?

HOPPE: Ich? Ich . . . erinnere mich nicht.

ZINNWITZ: Ein Puff! Auf eigene Rechnung! Aus meinem Hotel! Kolossal!

(Lisa schreitet langsam, finster blickend, die Front der Angetretenen ab. Sie bleibt wie angewurzelt vor dem an der Mastspitze befestigten Telefon stehen.)

LISA (*langsam, zu Fibs*): Nitschewo!

(Gravitätisch verläßt Lisa den Raum durch die Glastür. Fibs eilt binzu, öffnet die Tür, steht stramm, grüßt und schließt hinter Lisa die Tür. Wie ein Raubtier kommt er zu den Angetretenen zurück.)

FIBS: Werr Spion? (*Er wartet. Niemand antwortet.*) Charascho. Also alle!

(Geste mit der MP.) Dadadada. (*Zu Smash, der von einem Bein auf das andere tritt:*) Plocho alliiert! Schlecht! (*Schiebt ihn mit der MP neben Zinnwitz in die Reihe.*) Kommissarin sagen: Nitschewo – das heißen: Ich verschossen, wenn nix finden Schpion. Aber ich finden Schpion! (*Stellt sich breitbeinig vor die Angetretenen*): Finden Schpion, bevor Kommissarin von Stab zuriuck! (*Blickt auf die Uhr*). Raus, Rrraus! Zimmer! Einzelverhör! Ich rufen Name. Dawaiiii! (*Hält Hoppe mit der MP zurück*): Ich Chunger. Kaviar schwarz! Tee schwarz! Brot schwarz! Butter viel! Wodka sehr viel!

(Als alle verschwunden sind, legt Fibs frische Bänder auf, nimmt eine zweite Wodkaflasche aus der Barvitrine, kippt sie aus, füllt sie mit Wasser und stellt sie vor sich auf den Rauchtisch. Am Rückfenster erscheint Lisa. Durch Gesten bedeutet er ihr, mit ihrer Stablampe das Haus abzuleuchten, auch von der MP Gebrauch zu machen. Lisa verschwindet im Dunkel. Fibs eilt an seinen Platz, reibt sich zufrieden die Hände.)

FIBS (*brüllt*): Proviaant!!! Dawaiiii (*Blickt zum Himmel, leise*): Himmlischer Boss, wenn du das wirklich eingefädelt hast – alle Achtung. Es beginnt Spaß zu machen!

(Hoppe kommt mit vollbeladenem Tablett, auf dem sich Kaviarbüchsen türmen, Brot, Butter, Zitrone, Speck. Dienstefrig breitet sie alles vor Fibs aus und versucht, seine Laune zu ergründen. Fibs haut ihr einen mächtigen Schlag auf den unter Lisas zu enger Schürze drall sich spannenden Hintern.)

HOPPE: Au! (*Begreift den Spaß*): Aber Herr Leutnant... (*Bleibt in Griffnähe stehen und bewegt das Hinterteil*): Guten Appetit, Herr Leutnant.

FIBS: Spassiw. Du dir holen andere Flasche Wodka!

(Während Fibs sich Butter und Kaviar zentimeterdick auf hauchdünne Brotscheiben lädt, holt Hoppe eine Ginflasche aus der Vitrine.)

HOPPE: Es ist nur noch Gin da, Herr Leutnant.

FIBS: Paschalsda. Sitzen! Trinken!

(Hoppe vertieft mit einem raschen Griff ihren Busenausschnitt, setzt sich dann zu Fibs. Der stopft ihr eines seiner Kaviarbrote in den Mund, schenkt ihr Gin ein, sich selbst Wasser, und stößt mit ihr an.)

FIBS: Du gute Mädchen?

HOPPE: O gewiß, Herr Leutnant.

FIBS: Allein?

HOPPE: Geschieden.

FIBS: Freund?

HOPPE *(ziert sich.)*

FIBS: Nu, tschto? *(Droht ihr mit dem Finger.)* Wer liugt ... Mit wem du schlafen?

HOPPE: Mit den Gästen.

FIBS: Warum?

HOPPE: Muß.

FIBS: Wer zwingen?

HOPPE: Zinnwitz. Das ist die Bedingung für den Job.

FIBS: Zinnwitz, Eigentümer?

HOPPE: Zusammen mit Monsignore und dem Schweizer. Sie haben noch andere Häuser.

FIBS: Cherzenfreund, njet? Zimmer 17?

HOPPE: Der zahlte nur gut. Aber die Hälfte geht an Sänftl. Von dem Geschäft wußte Zinnwitz nichts.

FIBS: Verliebt, njet?

HOPPE *(verschämt)*: Der kleine Kellner ...

FIBS: Er wollte mit Mädchen fluchten.

HOPPE: Mit Lisa! Mit der Schlampe!

FIBS: Nu tschto? Beide dadadada!

HOPPE: Jesus, ja ... Gott straft die Sünder. *(Bekreuzigt sich.)* Oh, Verzeihung! Sie ... glauben wohl nicht daran?

FIBS: Amen. Cherz frei fir mich?

HOPPE: Oh ... Eigentlich ja, Herr Leutnant.

FIBS *(beugt sich plötzlich vor)*: Werr Telefonschpion?

HOPPE: Der Amerikaner!

FIBS *(stößt mit Hoppe an)*: Nasdarowijel Proost!

(Hoppe will sich Fibs auf den Schoß setzen. Der kommt ihr zuvor, steht auf.)

FIBS: Garmonika, njet? *(Geste des Ziehharmonikaspielens.)*

HOPPE: Ja, ich hole sie.

FIBS: Dawaiiii. (*Klatscht in die Hände.*)

(*Hoppe ab. Fibs trinkt rasch einen Gin, probiert seine Knie.*)

FIBS (*in der Kniebeuge, plötzlich vorsichtiger Blick zum Himmel*): Dunnerlittchen! Wenn ich schon anfangen aufzuhören mir einzubilden, daß ich weiß, wann's aufhört und wie ...

(*Hoppe kommt mit der Ziehharmonika. Fibs beginnt das Wolgaschifferlied zu spielen und deutet, Hoppe umkreisend, ein paar russische Tanzschritte an.*)

HOPPE (*wiegt die Hüften im Takt*): Ach, Herr Leutnant, das russische Temperament! Unsere Offiziere ... (*Verächtliche Geste:*) Schlafmützen. Wie lang wird der Krieg dauern?

FIBS (*mit Blick nach oben, dann auf die Uhr*): Wenn Schlafmützen aufwachen, Krieg schon aus.

(*Verdunkelung.*)

4. Bild

Lisas Zimmer. Bickel und Schade liegen schnarchend übereinander auf dem Messingbett. Fables Mondlicht bescheint die Szene. Da das Fenster mit einem eisernen Gitter versehen ist, liegen die Schatten der Gitterstäbe über den beiden Betrunkenen. Von fern das Wolgaschifferlied. Der zuunterst liegende Schade muß heftig aufstoßen. Dabei rutschen beide vom Bett. Bickel hält sich an einer Stange fest, so daß das Bett umfällt.

BICKEL (*wacht halb auf*): Was war'n das?

SCHADE (*im Halbschlaf*): Flak.

BICKEL: Fla ... Flasche! Abwehrrakete, hick. Wir flie ... fliegen doch über zwanzigtausend Meter.

SCHADE: Wir fliegen ü ... überhaupt nicht.

BICKEL: Wieso'n?

SCHADE: Wir s ... sind schon da. Hörst du nich die Musik?

BICKEL: Wo'n?

SCHADE: In S ... Sissi ... birien.

BICKEL: Drum ist mir so kalt am Arsch.

SCHADE: Drum. Po ... Popo ... Polarnacht. Siehst du den Mond?

BICKEL: Die S ... Sonnel Hick. Die is hier immer so fi ... finster. Polarsonne. (*Fängt wieder zu schnarchen an.*)

SCHADE: Bickelchen, Pickelchen!

BICKEL: Was'n?

SCHADE: Wir sin gar nicht in S ... Sibirien.

BICKEL: Wo denn?

SCHADE: In Sch . . . Schweden. Siehst du nicht die schwedischen G . . . Gardinen?

BICKEL: Sch . . . schon wieder! K . . . kannst du Russisch? Ich kann's noch vom 1 . . . letztenmal, hick . . . (*Fängt wieder an zu schnarchen.*)

SCHADE: Ham wir denn nicht g . . . gesiegt?

BICKEL: Flasche! Seit w . . . wann denn das?

(*Schnarcht endgültig.*)

SCHADE: Da haste auch wieder re . . . recht. (*Schnarcht ebenfalls.*)

(*Die Melodie des Wolgaschifferlieders schwillt etwas an.*)

BICKEL (*lallt im Einschlafen rhythmisch mit*): La la laa la, zieht euch warm an, la la laa la . . .

(*Verdunkelung.*)

5. Bild

Zimmer 3. Große französische Doppel-Couch. Zazou sitzt mit hochgezogenen Beinen auf der rosaseidenen Daunendecke. Sie trägt nur ein kurzes Hemdchen. Smash kauert am Fußboden, den Kopf in die Hände gestützt. Auf einem niedrigen Toilettentisch steht eine Kerze.

SMASH (*steht auf*): Bin ich gefangen – warum er stellt mich Kommissarin vor? Bin ich alliiert – warum er nimmt mir Pistole ab? Oder so: Ich bin alliiert – und werde erschossen. Weil die falsche deutsche Name . . . Oh, mein Kopf! (*Hämmert sich den Schädel.*)

ZAZOU: Come, darling.

SMASH: Go to hell! Ich bin total impotent.

ZAZOU: Der amerikanische U-Boot-commander war ganss anders.

(*Forsche Heldenpose*): So hat er die Tod in Auge geblickt.

SMASH: Welcher commander?

ZAZOU: In die Film „Das letzte Ufer“.

SMASH: Kunststück – in Hollywood.

ZAZOU (*bewundernd*): Aber mein Boche war wie ein Tiger, als er dich aufspringte!

SMASH: Und wie eine Bettvorleger, als Russe kam. I have an idea! Du schleichst zu deine Tiger und dann mir erzählen seine Pläne! Los!

ZAZOU (*zeigt auf ihr Negligé*): So?

SMASH: Natürlich.

ZAZOU: Wenn sie misch aber . . .

SMASH: Um so besser, dabei erfährst du mehr.

ZAZOU: Egoist! Vielleicht sie werden töten deine kleine Zouzou.

SMASH: Ach was. Los, ich muß wissen, was Zinnwitz plant. Er hat Geheimbefehle für Sonderfälle.

ZAZOU: Und wenn er auch . . . impotent ist?

SMASH: Dann versuch's bei Sänftl.

ZAZOU: Ich? Du! Der Russe könnte misch reizen!

SMASH: Baby, wenn du den schaffst – Heilige Jungfrau!

ZAZOU: Werd ich davon beides nischt.

SMASH: Aber du bekommst alle meine Dollars!

ZAZOU: Vielleicht ist dann Rubel schon besser . . . (Ab.)

(Verdunkelung.)

6. Bild

Zimmer 1. Auf der Couch, von der die Daunendecke unordentlich herunter hängt, liegt Sänftl. Zinnwitz geht auf und ab wie ein gefangenes Tier, die Hände in den Hosentaschen. Zwei Kerzen spenden Licht.

SÄNFTL (weinerlich): Der Gegenschlag! Eberhardt! Der Gegenschlag!

ZINNWITZ (sieht auf die Uhr): Rostock, Berlin, Leipzig, Dresden, Chemnitz sind liquidiert. Mindestens seit zwei Stunden!

SÄNFTL: Chemnitz hätten wir bemerken müssen, Eberhardt! Aus hundert Kilometern! Oh, mein Herz! Ich sage dir: Sie führen unsern Plan aus! Liquidiert sind unsere Abschußbasen!

ZINNWITZ: Quatsch! Und wenn! Bleiben Frankreich, Benelux, Spanien.

SÄNFTL: Die halten sich raus.

ZINNWITZ: Woher weißt du das, Jesuit?

SÄNFTL: Dominikaner. Ich weiß nichts. Ich fürchte es.

ZINNWITZ: So! Fürchten! Ich fürchte, daß ihr das schon seit langem ausgeheckt habt, in Rom.

SÄNFTL: Eberhardt!

ZINNWITZ: Wer sich auf Juden und Soutanen verläßt, ist selber schuld! Was renn ich dem Russen in die Arme! Aus Madrid! Ich bin das größte...

SÄNFTL: Eberhardt!

ZINNWITZ: Arschloch . . . auf Gottes Erde!

SÄNFTL: Du sollst nicht so von solchen Dingen sprechen.

ZINNWITZ: Wir sind fällig! Begreifst du das? Entweder vom Russen gehängt oder von der eigenen Ari verdampft! Und das ist beides noch auf zivilisierte Art verreckt. Wenn erst unsere Pest- und Cholerabonbons anzischen – freue dich, o Christenheit! Raus müssen wir, raus, raus, raus! Um jeden Preis!

SÄNFTL (weinerlich): Gewiß, Eberhardt. Aber wie denn, wie denn nur?

ZINNWITZ: Dieser bolschewistische Leutnant und das MP-Weib gehören zu einer politischen Einheit. Das sind Abwehrleute oder Militärpolizei. Die Dampfwalze kommt erst. Von Besetzung ist vorläufig keine Rede. Wir lassen uns bluffen. Los! Durchs Fenster! Gleich links ist der Blitzableiter, alle Meter ein Haken. Hierbleiben ist Selbstmord. Die Hoppe verrät dem Russen den Rest.

SÄNFTL: Ich habe dich immer vor ihr gewarnt.

ZINNWITZ: Das hilft uns jetzt! Los, kneif die Backen zusammen, ich heb dich hoch! Schnell!

SÄNFTL (*klammert sich an seine Decke*): Willst du nicht zuerst ...? Du bist viel geschickter in solchen praktischen Sachen!

ZINNWITZ: Ja, und zehn Jahre jünger! Und in Polen zum Tod verurteilt, Betschwester.

SÄNFTL: Nicht doch, Eberhardt, nicht doch! Mein Herz, mein Herz hält das nicht aus.

ZINNWITZ: Begriffen: Lieber rot als tot! Das ist Pfaffenart. Andere vorschicken und sich nachher mit dem Sieger arrangieren.

SÄNFTL: Zügle deine Gedanken, Eberhardt. Gott hat uns die Treue eingegeben.

ZINNWITZ: Gegen acht Prozent Zinsen plus Gewinnbeteiligung. Laß diese Witze!

SÄNFTL: Eberhardt, Freund, in dieser schweren Stunde sollten wir ganz eng zusammenrücken!

ZINNWITZ (*vernimmt ein Geräusch, fährt herum und duckt sich*): Schnauze! (*Horcht:*) Wer da? Stehenbleiben!

(*Sänftl zieht die Decke über den Kopf und rollt sich wie ein Igel zusammen. Vorsichtig erscheint Zazou auf nackten Füßen.*)

ZINNWITZ: Ah, das Amibräutchen! Nackter Parlamentarier überbringt Kapitulationsangebot. Mal was Neues.

(*Sänftl kriecht vorsichtig aus seiner Decke.*)

ZAZOU: Mais non. Wenn Samy Angst hat, er ist ganss langweilisch. Isch brauche in solsche Situation eine richtige Mann, tu comprends ...

ZINNWITZ: Komm, mein Täubchen. Du öffnest jetzt das Fenster, schlüpfst schön brav hinaus, läßt dich vorsichtig links am Blitzableiter hinunter und läufst in den Wald.

ZAZOU: Vous êtes fou, wahnsinnisch!

ZINNWITZ: Wenn alles stillbleibt, kommen wir nach und nehmen dich mit. Drüben im Schuppen steht der Porsche.

ZAZOU: Als Zielscheibe! Du bist wohl bleede!

ZINNWITZ: Sieh mal an: Unsere kleine Provinz-Mata Hari aus Monaco!

ZAZOU: Aus Delitzsch stamm ich un laß misch von eich nich verarschen!

ZINNWITZ: Na, dann los!

(Zinnwitz schiebt die sich heftig sträubende Zazou ans Fenster, duckt sich, so daß er von draußen nicht gesehen werden kann, und hebt Zazou gewaltsam hoch. Als Sänftl bemerkt, daß Zinnwitz mit Zazou Schwierigkeiten hat, kriecht er flink von der Couch und hilft ihm.)

ZAZOU *(wütend)*: Pfoten weg, feiche Sau!

ZINNWITZ *(obrfiegt sie)*: Los, raus!

(In diesem Augenblick wird Zazous Gesicht durch den Lichtkegel einer Taschenlampe von draußen hell beleuchtet.)

ZAZOU *(entsetzt)*: Aua! Hilfe! Mamma!

(Sänftl und Zinnwitz lassen Zazou los. Zazou hat sich auf den Boden geworfen und verbirgt das Gesicht in einem Papierkorb. Zinnwitz steht, Gesicht zur Wand, Hände über den Kopf gehoben. Sänftl kriecht, sich in die Daunendecke wickelnd, hinter die Couch.)

ZINNWITZ: Kolossal.

(Verdunkelung.)

7. Bild

Zimmer 5. Jeininger und Schleuther sitzen auf der Couch, während Pforzheim aufgeregt durchs Zimmer bastet und bald zur Tür, bald zum Fenster hinaus, bald an der Wand horcht. Auf dem Toilettentisch ein Weihnachtsspielzeug: Engel und Apostel drehen sich durch den Warmluftauftrieb über einer brennenden Kerze, so daß eine kreisende Licht-Schatten-Bewegung entsteht.

JEININGER: Frau Schleuther, geben Sie uns wenigstens einen Tip. Ihre Erfahrungen mit der kommunistischen Mentalität können uns doch jetzt nützlich sein.

SCHLEUTHER: In dieser Lage ist sich jeder selbst der Nächste. Das sollten Sie einsehen. Professor Pforzheim hat auch Erfahrungen, die sind jüngeren Datums.

JEININGER: Sie müssen sich doch etwas denken.

SCHLEUTHER: Im Gegensatz zu Ihnen. Außerdem, ich bin gewohnt, mir meine Gedanken bezahlen zu lassen. Sie sind leider insolvent.

PFORZHEIM: Hast du denn alles vergessen, Aggi? Unsere Jugend!? Ah! Dieses verdammte heilige Kerzengeflacker macht mich noch rasend! Unsere gemeinsamen Studienjahre?! Unsere persönlichen Bindungen?

SCHLEUTHER: Du warst immer ein sentimentaler Bock. Und ein Bett-nässer. Was kommst du hier angekrochen? Als Sieger wärest du jetzt nützlich. Als neurasthenische Henne bist du nur gut fürs Messer.

JEININGER: Sie glauben also an Krieg!

SCHLEUTHER: Ich glaube nie.

PFORZHEIM: Du weißt. Was weißt du?

SCHLEUTHER: Daß die Russen keinen Überfall brauchen. Weil sie uns billiger am Frieden krepieren lassen.

PFORZHEIM: Das weiß ich auch.

SCHLEUTHER: Was willst du dann?

PFORZHEIM: Wissen, was dieser Spuk bedeutet! Dieser Bolschewistenleutnant, seine Kommissarin! Und wie wir hier herauskommen!

SCHLEUTHER: Bißchen viel.

PFORZHEIM: Aggi, ich bitte dich . . . Denk wenigstens an meine Frau, an meine Kinder!

SCHLEUTHER (*schiebt ihn von sich*): Die in Frankreich? In Amerika? Oder die in der Zone? Für welche winselest du? Lauf hinunter, mach Männchen! Bereu! Wälz dich im Staub! Darauf verstehst du dich doch. Vielleicht fällt der Muschick drauf rein. Oder häng dich auf, du trägst ja reinseidene Krawatten. Jedenfalls geh zum Teufel. Ich kann dir nicht helfen. Ihnen auch nicht, Herr Bundesblablabla. So, und jetzt laßt mich bitte allein. Gute Nacht, meine Herren Kandidaten für . . . (*Abmt Fibs nach*;) . . . kurze Prozeß Nürnberg.

JEININGER: Seien Sie nicht unmenschlich!

PFORZHEIM: Du kannst uns doch jetzt nicht von dir weisen!

SCHLEUTHER: Und ob ich das kann! Falls es nämlich doch Russen sein sollten – den Bonner Schafsköpfen vom Schlage Zinnwitz ist jede Provokation zuzutrauen –, lege ich keinerlei Wert darauf, daß der Denunziant Pforzheim und der englische Spitzel Jeininger in meinem Zimmer ange troffen werden. Kapiert?

PFORZHEIM: Du bist ein Monstrum!

(*Zazou ist auf Zehenspitzen hereingekommen. Pforzheim schreit auf.*)

PFORZHEIM: Ah! Aaah!

SCHLEUTHER: Na, Puppe? Ausgeschlafen?

ZAZOU (*aufgeregt*): Schtellen Sie sisch vor: Diese Barbaren wollten misch ssu Fenster werfen! Aber isch geh ssu Kommissar und sagen alles. Geben Sie mir ein Kleid, bitte. Ah, Rache ist süß!

(*Schleuther gibt ihr einen Morgenrock. Zazou wickelt sich das viel zu weite und lange Kleidungsstück zweimal um den Leib.*)

SCHLEUTHER: Nimm diese zwei Helden mit; sie sind kampfesbrünstig. (*Schiebt Pforzheim und Jeininger hinter Zazou zur Tür hinaus. Dann nachdenklich zu sich selbst*): A propos: Die Russen haben doch seit ewigen Zeiten keine Kommissare mehr in ihrer Armeel!

(*Verdunkelung.*)

Zimmer 10. Unter der violetten Daunendecke liegt stöhnend die Baronin. Am Bettrand, ihre Hand haltend, Windly. Ein Kerzenstummel auf dem Toilettentisch flackert auf und erlischt.

BARONESSE: Oh, mon Dieu, mon Dieu!

WINDLY (*finster, monoton, leise, ohne sich zu bewegen*): Geworfener, dein Licht zerfällt, verlischt, kein Laut, fortgewischt, aus fahler Haut, o Kreatur, faß die Welt, such sie nur, Geworfener . . .

BARONESSE: Zwei Weltkriege 'abe isch überschtanden, die erste in Schweiz, die zweite in Amerikal Und jetzt . . .

WINDLY: Im zweiten Weltkrieg hab ich meine Millione g'macht. Die Vorbereitung des dritten hat sie mir verdoppelt. Und sein Beginn stürzt mich ins Nichts, ins Nichts . . . ins Nichts . . .

BARONESSE: Oh, mon Dieu, mon Dieu!

(Die Zimmertür öffnet sich. Smash tritt ein, in der Hand ein flackerndes Kerzenlicht.)

BARONESSE: Qu'est ce que c'est?

SMASH: Ich bin es, Sam Smash! *(Er bemerkt Windly in der Dunkelheit nicht.)*

BARONESSE (*haucht*): Sie sind es wirklich? Nischt Ihre Geist?

SMASH: Noch nicht, damned. Es muß etwas geschehen. Wir beide müssen jetzt zusammenhalten. Wir sind allein.

BARONESSE: Allein?

SMASH: Yes, ich habe Zazou vorgeschickt, zu Erkundung. Aber sie kommt nicht zurück.

BARONESSE: Oh, mon Dieu, die arme Mädchen.

SMASH: Keine Zeit für sentimentality now. Wir haben noch eine Chance, nur eine: Hinunter – als Alliierte auftreten –, alles über die Deutschen auspacken. Das ist unsere Rettung, wenn überhaupt. What do you think about that?

BARONESSE: Sie 'aben completement rescht. Was uns gehen die boches an? *(Plötzlich:)* Aber die Affäre mit die Telefon?

SMASH: Das war Zinnwitz, wir bezeugen es zusammen. Beeilen Sie sich.

BARONESSE (*aufstehend*): Vor fünfsehn Tage isch war noch bei Couve de Murville auf seine Schloß. Wenn er meine Schicksal geahnt hätte . . . Was soll isch ansiehn, Colonel?

SMASH: Blau-weiß-rot und die Ehrenlegion! Sie sehen, ich habe auch meine Orden angelegt. Schnell.

BARONESSE: Helfen Sie mir, s'il vous plait . . . Das Korsett . . . *(Smash schnürt ihr das Korsett unter Aufbietung aller Kräfte um die fetten Mas-*

sen. Plötzlich fällt Windly, den Smash nicht bemerkt und die Baronin vergessen hatte, vom Bett und bleibt regungslos liegen. Smash fährt herum.)

SMASH: Who is that?

BARONESSE: Meine Schweizer Bär.

SMASH: Windly? Ist er tot? *(Er stößt den ohnmächtigen Windly grob mit dem Fuß an):* Der Idiot hat uns schon viel zu sehr belastet.

BARONESSE: Isch glaube, er war nur auf meine Millions erpischt. Fester, Colonel, viel fester!

SMASH: I do my best. *(Stemmt ihr das Knie in den Rücken. Man hört aus der Hall gedämpft die Melodie des Wolgaschifferliedes. Smash hält inne:)* That's our chance! Come along! Schnell. *(Er läßt die Halbangezogene stehen und rennt hinaus.)*

BARONESSE *(versucht es allein mit dem Korsett):* Ah, les hommes! *(Verdunkelung.)*

9. Bild

Hall. Smash sitzt am Klavier und spielt in vollständig verzazzter Weise das Wolgaschifferlied, während die barfüßige Zazou in Schleuthers Morgenrock, den sie so zurechtgebunden hat, wie man sich möglicherweise in Monte Carlo Mädchen von der Wolga vorstellt, einen russischen Tanz zu improvisieren versucht. Die stark angetrunkene Hoppe, an Fibsens Tisch sitzend, schunkelt mit. Fibs selbst versucht, den amerikanischen Rhythmus mit seiner Ziehharmonika mitzubalten, was ihm mißlingt. Er gibt es auf.

FIBS: Das Calypso. Das nix „Wolgaschiffer“!

SMASH *(unterbricht sein Spiel):* Sorry, Lieutenant.

FIBS: Du trinken! Kleine Marussja aus Monaco auch trinken! Dawei! *(Er schenkt große Gläser mit Gin und Whisky voll. Sich selbst füllt er sein Glas wieder mit Wasser aus der Wodkaflasche. Dann stößt er mit allen an, ein wenig den Angetrunkenen spielend):* Nasdarowije!

SMASH: Cheerio, Lieutenant!

HOPPE: Prösterchen, Süßer.

ZAZOU: A votre santé, amour!

(Jeininger, auf Zehenspitzen anschleichend, beugt sich über die Brüstung der Galerie. Als er die fröhliche Runde entdeckt, faßt er Mut und kommt vorsichtig die Treppe herunter.)

JEININGER *(noch auf der Treppe):* Sie trinken gewiß auf den Sieg der sozialistischen Waffen. Darf ich mich den Glückwünschen anschließen? Man ist schließlich, trotz kleiner Differenzen in untergeordneten Fragen, geblieben, was man zeit seines Lebens war: Klassenkämpfer.

FIBS: Ein Glas für den Klassenkämpfer! Wo der andere Klassenkämpfer?
(*Hoppe schenkt Jeininger ein, der, seinem unverhofften Glück mißtrauend, vorsichtig hinzutritt.*)

JEININGER: Pforzheim?

FIBS: Nu?

JEININGER: Von Genosse zu Genosse: Trauen Sie Pforzheim nicht.

FIBS: Ich traue niemand.

JEININGER: Aber er . . . arbeitet doch für Sie?

FIBS: Alle arbeiten fir mich.

JEININGER: Alle? Oh! Aber Pforzheim trägt auf beiden Schultern, Herr Leutnant.

FIBS: Was er trägt auf beiden Schultern?

JEININGER: Verstehen Sie mich: Er ist, wie man hier sagt, ein Doppel . . .

FIBS: Verstehn: doppelter Klassenkämpfer! Er für zwei Klassen gleichzeitig kämpfen! Choppel! Doppelportion Schnaps für Doppelkämpfer!

JEININGER: Ich warne Sie, Herr Leutnant: Pforzheim ist ein Renegat! Ein eitler Truthahn! Ich habe nichts mit ihm zu tun.

(*Hoppe schenkt auch dem abwesenden Pforzheim ein großes Glas Gin ein. Fibs stößt mit Jeininger an. Der trinkt nur einen kleinen Schluck, aber Fibs zwingt ihn, auszutrinken.*)

FIBS (*lachend*): Nitschewo! Aaustrinken, so! (*Macht es ihm vor.*)

(*Widerstrebend trinkt Jeininger sein großes Glas aus.*)

JEININGER: Um Ihnen die Aufrichtigkeit meiner brüderlichen Gefühle zu beweisen, Genosse Leutnant, teile ich Ihnen außerdem den Namen des Unverantwortlichen mit, der während Ihrer Abwesenheit das Telefon für schmutzige Zwecke mißbrauchen wollte.

FIBS (*lacht*): Smash!

JEININGER: O nein! Zinnwitz war es! Sie hatten ihn ja sofort als nicht zu uns Touristen passenden Außenseiter demaskiert.

(*Zinnwitz erscheint auf der Galerie. Er hat Jeiningers Denunziation noch gehört.*)

SMASH: Lieutenant, der SS!

FIBS: Cherunterkommen!

ZINNWITZ: Zu Befehl. (*Kommt.*)

FIBS: Nu tschto?

ZINNWITZ: Darf ein Verurteilter sprechen?

FIBS: Moshno.

ZINNWITZ: Ehrgefühl und deutsche Soldatentradition verbieten mir, zuzulassen, daß sich Minderwertige zu meinen Lasten in die Gunst des Siegers drängen.

JEININGER: Typische SS-Sprache, Genosse Leutnant.

FIBS: Ticho! Zur Sache!

ZINNWITZ: Das Individuum Jeininger, das mich bei Ihnen denunziert, arbeitet seit 1938 für den britischen Intelligence Service.

JEININGER: Oh, der hinterhältige Lügner! Ich bitte Sie, Genosse! Der Kriegsverbrecher! Der Massenmörder!

FIBS (*Geste mit der MP*): Ticho! (*Zu Zinnwitz*): Weiter!

ZINNWITZ: Er und der zonen . . . der DDR-flüchtige Professor Pforzheim waren die treibenden Kräfte im Bundesausschuß für psychologische Kampfführung. Die beiden haben die Liste der zu verhaftenden Zonenfunktionäre . . . hm, der Regierungsbeamten und Parteiangestellten in der DDR ausgearbeitet.

JEININGER: Lüge, nichts als Lüge! Haben Sie bemerkt, Genosse, wie er sich verspricht? Lüge, nichts als Lüge! Er hat den Überfall auf die Ostzonen . . . auf die DDR vorbereitet!

FIBS: Wer Telefonspion?

ZINNWITZ: Colonel Smash, Koordinator des amerikanischen Militärspionagenetzes in Mitteleuropa, Besitzer von sieben Pässen auf sieben verschiedene Namen.

(Während des folgenden Dialogs steht Zinnwitz am Rücken von Fibs. Er macht Smash über Fibs' Schulter hinweg Zeichen, seine auf dem Tisch liegende Pistole zu ergreifen. Smash versteht erst nach einiger Zeit. Hinter der Glaswand fernes Wetterleuchten.)

SMASH: Comrade Lieutenant, meine Tätigkeit im Strategic Investigation Center konzentrierte sich ausschließlich darauf, unter dem Mantel der NATO militärische Anlagen und Projekte der Bundesrepublik zu beobachten. Ich übergebe hiermit dem Stab der Sowjetarmee zwei Dokumente: Eine Liste geheimer Waffen- und Munitionsdepots sowie „Night step“, das ist der Plan zu einem Überfall auf . . . auf die DDR . . . (*Übergibt Fibs zwei Aktenbündel.*)

FIBS (*nimmt die Papiere*): Du wissen: Wenn falsch, du krrks.

SMASH (*steht stramm*): Yes, ich weiß. Sobald ich Zugang zu meine Büro in Wiesbaden habe, ich übergebe vollständige Liste. Diese nur aus meine Kopf.

FIBS: o. k., Colonel Smash. Das Sie vielleicht retten.

(Zinnwitz macht Smash ein eindringliches Zeichen, endlich zu handeln.)

ZINNWITZ: Die Angaben des Amerikaners sind wertlos, Herr Leutnant. Wir haben in den letzten Monaten Umgruppierungen vorgenommen, über die in diesem Kreise nur ich Sie informieren könnte. Diese Maßnahmen wurden im Hinblick auf die Unzuverlässigkeit einiger Verbündeter unter Ausschaltung der NATO vorgenommen.

FIBS (*dreht sich zu Zinnwitz, so daß Smash in seinem Rücken steht*): Was

Sie erwarten für Auslieferung dieser Pläne? *(In diesem Augenblick ergreift Smash die Pistole und bringt sie gegen den Rücken von Fibs in Anschlag. Hoppe, plötzlich nüchtern geworden, weicht zurück und schreit auf. Zazou hält sich die Ohren zu. Jeininger versteckt sich hinter Zazous Rücken.)*

SMASH: Hände hoch!

(Fibs richtet gemächlich seine MP auf Smash und stößt mit dem Fuß Zinnwitz, der sich auf ihn stürzen wollte, einen Stuhl vor die Füße. Sofort hält Zinnwitz inne und bedeutet Smash wütend, daß er schießen soll.)

FIBS (gleichzeitig rubig): Plocho! Ganz schlecht! Duroki!

(Smash drückt ab. Die Pistole ist nicht geladen. Nach mehrmaligem verzweifelmtem Drücken wirft er die Pistole weg und reißt die Hände hoch.)

ZINNWITZ: Kolossal! Gestatten, Leutnant, auch als Besiegter: Meine Hochachtung. Der Yankee hat sich nun wohl als „Verbündeter“ ausreichend legitimiert.

FIBS (die MP im Anschlag): Alle an Wand! Dawaiiii!

(Jeininger, Zazou, Hoppe, Smash, Zinnwitz stehen wieder nebeneinander, mit dem Gesicht zum Speisesaal. Fibs wechselt rasch die Tonbänder und gibt mit den bisher bespielten Bändern und Smashes Dokumentenzur Glas-tür. Draußen Wetterleuchten.)

FIBS: Wer bewegt, wird verschossen! *(Öffnet die Tür, laut):* Towarischtsch Kommissar!

STIMME VON LISA: Da!

FIBS: Wosmitje, towarischtsch Kommissar! *(Fibs gibt der in der Tür erscheinenden Lisa die Bänder und das Dokument. Indessen kommt die Baronin die Treppe herunter, in einem roten Rock, weißer Bluse und blauem Bolero, an dem die rote Rosette der Ehrenlegion prangt.)*

ZAZOU (flüstert eindringlich über die Schulter): Bleiben Sie oben! Er schießt!

BARONESSE (kommt herunter): Nischt auf eine alliierte Commandeur der Ehrenlegion!

JEININGER: Es hat sich ausalliiert.

(Schleutber erscheint oben an der Galerie. Fibs kommt langsam zurück.)

BARONESSE: Mon Lieutenant, den Spion aus Basel 'at Gott zu sich genommen.

FIBS (zu allen): Kerrrt!

(Die Angetretenen drehen sich erstaunt um.)

BARONESSE: Wie human Sie die Gefangenen be'andeln! C'est typiquement russe. Als Deputierte in Europaparlament isch kann Sie jetzt ohne Rück-zuhaltung über Spionagering der Boches und der Yankees in neutrale Länder informieren.

SMASH (*zischt*): Oh, the bitch!

FIBS: Très bien. (*Hängt sich die Ziehharmonika um*): Choppe!

HOPPE (*erschrickt*): Ja, Herr Leutnant.

FIBS: Schnaps und Wein und Schampagnskoje für alle! Alle setzen!

(*Fibs zieht ein Stück Weißband vom Bandgerät aus der Tasche, gibt es als Fernschreibkabel aus und liest. Die Angetretenen wagen noch nicht, sich zu setzen.*)

FIBS: Von Schtab! (*Liest*): Aktion Bundesdeutschland koniez, Ende. Regierung Bonn: pluff! Nitschewo. Neue Regierung gebildet. Chat vier Uhr drei Minuten kapituliert. Urrah! Urrah! Urrah!

(*Baronesse, Zazou, Hoppe, Jeininger stimmen beim zweiten, Smash und Zinnwitz beim dritten Ruf mit ein. Fibs steckt das Weißband ein und beginnt auf der Ziehharmonika „Suliko“ zu spielen.*)

FIBS (*lacht breit*): Jetzt alle verbündet! (*Zu Smash*): Du Klavier!

(*Smash stürzt überglücklich ans Klavier und beginnt in seiner Jazzart „Suliko“ zu spielen.*)

SCHLEUTHER: Eine Bitte zu Ehren des Sieges?

FIBS: Paschalsda.

SCHLEUTHER (*tritt auf Fibs zu*): Sprechen Sie wieder richtiges Deutsch, Genosse Fritz Ibes.

(*Smash bricht sein Spiel mit einem Mißklang ab und fährt herum. Alle blicken wie erstarrt auf Schleuther und Fibs.*)

FIBS (*nach kurzem Schweigen*): Einverstanden. (*Er legt die Ziehharmonika hin, nimmt Stahlhelm und Augenbinde ab und setzt seine Brille wieder auf.*)

ZAZOU: Oh! C'est sensationnel!

ZINNWITZ: Kolossal!

HOPPE (*sinkt in einen Sessel*): Fibs! So blau ... bin ich?

BARONESSE (*sinkt ebenfalls in einen Sessel*): Mon Dieu! Isch verschtehen über'aupt nicks mehr!

FIBS: Nehmen Sie Platz, meine Herrschaften, und behalten Sie die Nerven. Wir werden uns rasch einigen. Alle Ihre Auslassungen sind auf Band aufgenommen. Mister Smashes Dokumente und die Bänder hat Fräulein Huber soeben in Sicherheit gebracht.

HOPPE: Lisa?!

ZINNWITZ: Kolossal! Die Geschirrwäscherin?

JEININGER: Das Bargirl?

SCHLEUTHER: Der blutrünstige „Towarischtsch Kommissar“!

FIBS (*lacht*): Prawelno!

ZINNWITZ: Kolossal!

FIBS (*zu Schleuther*): Wie sind Sie dahinter gekommen? Mein Russisch?

SCHLEUTHER: Hauptsächlich, weil die Kommissare in der Sowjetarmee seit 1942 abgeschafft sind.

FIBS: Wie man doch aufpassen muß!

ZINNWITZ: Von so einer fünften Kolonne träume ich seit dreißig Jahren!

JEININGER (*zischt*): Sie träumen davon, der Russe hat sie. Resultat!

ZINNWITZ: Ich bin erschossen.

SCHLEUTHER: Irrtum, aufgehängt werden Sie.

ZINNWITZ: Neben Ihnen! Jetzt verstehe ich diesen Blitzkriegserfolg: Wenn so vorgearbeitet wurde! Kolossal.

JEININGER: Genosse, da Sie ja nun alles von uns wissen, sagen Sie uns wenigstens etwas über unser Schicksal.

FIBS: Ungewiß.

ZAZOU: Pourquoi Sie 'aben gesprochen russisch?

ZINNWITZ: Ja, das hatten Sie doch nicht nötig!

SCHLEUTHER: Flachköpfe! Tarnung für spätere Verwendung! Außerdem hätte er als Fritz Ibes nicht den zehnten Teil aus den psychologischen Kämpfen herausgeholt. Der Russenschreck, den wir züchten, hat uns um den Rest Verstand gebracht.

SMASH: What the hell ist hier los?!

JEININGER: Gewiß sind Sie von drüben, ich meine, DDR-Bürger?

SCHLEUTHER: Esel! Bundesrepublikanische Kommunisten sind das!

ZINNWITZ: Kolossal!

JEININGER: Herr ... oder Genosse ... Wie dürfen wir Sie, bitte, jetzt ansprechen?

FIBS: Mit meinem Namen.

(Fibs hatte eigentlich angenommen, das Spiel sei zu Ende. Er wollte schon zum geschäftlichen Teil übergehen. Jetzt begreift er, daß die anderen nicht begriffen haben.)

ZINNWITZ: Kolossal! Sie haben wohl noch ein Dutzend Namen?

JEININGER: Das wird er gerade der SS auf die Nase binden!

SMASH (*balbirre Geste mit der Hand vor der Stirn*): What's going on? Ich versteh nix, nix, nix!

(Fibs entdeckt Lisa an der Terrassentür. Er geht ihr entgegen.)

FIBS (*laut, suggestiv*): Genossin Huber, hast du die Bänder und die amerikanischen Dokumente dem Verbindungsoffizier übergeben?

LISA (*verblüfft*): Da, da ... Ja, ja.

FIBS: Die Gefangenen sind übrigens inzwischen über unsere vorangegangene Identität informiert. Verstehst du?

LISA (*versteht noch nicht*): Die Herrschaften wissen, daß wir ...

FIBS: ... daß wir geheime Mitarbeiter und kommissarische Beauftragte der Sowjetarmee sind.

LISA: Oh! Wer hat ...

FIBS: Der Parteiverräter und Renegat Agathe Schleuther, Genossin Huber.

LISA: Ah, so ... Soso, Genosse Ibes.

ZINNWITZ: Kolossal!

SMASH: What about America? And me?

BARONESSE: Et la France, cher Monsieur?

FIBS: An den Tatsachen hat sich nichts geändert.

(Smash und Baronesse küssen einander vor Freude ab. Lisa nimmt kopfschüttelnd den Stahlhelm ab und glättet ihr zerdrücktes Haar.)

JEININGER: Nun, unser Schicksal ist also besiegelt ...

FIBS: Das hängt von Ihnen ab.

ZINNWITZ: Wie darf ich Sie verstehen?

JEININGER: Ein Silberstreifen?

FIBS: Sonnenaufgang. Es tritt jetzt Phase zwei ein.

JEININGER: Vermutlich unter Beteiligung maßgebender sozialdemokratischer Politiker?

FIBS: In Zukunft maßgebender!

ZINNWITZ: Kolossal!

FIBS: Alle Bundesbürger sind aufgerufen, sich zur Verfügung zu stellen. Unbeschadet ihrer Vergangenheit.

ZINNWITZ: Wiederholen Sie das Letzte, bitte.

FIBS: Unbeschadet ihrer bisherigen Tätigkeit. Bei eventuell später zu führenden Prozessen wird die inzwischen geleistete demokratische Aufbauarbeit berücksichtigt.

JEININGER: Das heißt, daß wir keine Kriegsgefangenen mehr sind?

FIBS: Bis zehn Uhr sind Sie es noch. Und wer Dummheiten macht, bleibt es.

ZINNWITZ: Gilt das auch für mich, Herr Ibes?

FIBS: Ich sagte: alle Bundesbürger.

ZINNWITZ *(nimmt Haltung an)*: Kolossal! Die entscheidende Wende meines Lebens ist gekommen. Endgültig und unwiderruflich breche ich ...

FIBS: Ein wenig lauter, bitte, Herr von Zinnwitz. Wir schneiden immer noch mit. Gewiß liegt Ihnen daran, daß Ihre Erklärung von den entscheidenden Stellen zur Kenntnis genommen werden kann.

ZINNWITZ: Oh, selbstverständlich, Herr Ibes. Verbindlichen Dank. *(Räuspert sich, strafft Jackett und Haltung, tritt näher an die Musik-Box)*: Ich wiederhole: In dieser Stunde breche ich unwiderruflich mit meiner Vergangenheit. Hm. Ich erkenne die verfehlte Richtung meines bisherigen Lebens als verwerflich. Ich bin bereit, meine umfangreichen Personalkenntnisse zur Aufrollung des militärisch-klerikalen Apparates rückhaltlos zur Verfügung zu stellen, der gegen den Ostblock ... gegen die Länder des Warschauer Paktes ...

FIBS: ... und gegen gewisse NATO-Partner ...

ZINNWITZ: Jawohl! ... gegen Frankreich und England aufgebaut worden ist. Insbesondere werde ich die demokratische Neuordnung ...

FIBS: Das genügt. Wünscht noch jemand etwas zu erklären?

SCHLEUTHER: Ja, ich. *(Tritt an das Gerät.)*

FIBS *(zu Lisa)*: Ist noch Band da, Genossin?

LISA: Da, da! *(Lacht)*: Jawohl, Genosse Ibes.

FIBS *(zu Schleutber)*: Bitte.

SCHLEUTHER: Ich bekenne, daß ich schon vor meinem Ausschluß aus der KPD gegen die Partei ...

FIBS: Und für ...?

SCHLEUTHER: ... und für den amerikanischen Nachrichtendienst gearbeitet habe ...

FIBS: ... und daß ich ...

SCHLEUTHER: Ja, und daß ich Parteimitglieder ausgeliefert ...

FIBS: Wem?

SCHLEUTHER: ... dem Klassenfeind ausge ...

FIBS: Wem?

SCHLEUTHER: ... der spanischen und der deutschen faschistischen Polizei ausgeliefert habe. Mein Weg war ein blutiger Irrtum. Ich bitte um die Erlaubnis, ein Buch über die Organisation des Antikommunismus im Weltmaßstab schreiben zu dürfen. Ich will ihm den Titel „Je m'accuse“ – „Ich klage mich an“ – geben. Darin werde ich die Industrie- und Bankverbände benennen, die den zweiten Weltkrieg verursacht haben und gegenwärtig den dritten vorbereiten.

FIBS: Danke, das genügt.

JEININGER: Ich! Bitte! Ich möchte auch!

FIBS: Von Ihnen haben wir schon alles.

JEININGER: Nein! Das Wichtigste fehlt! Bitte!

LISA *(mit einem besorgten Blick auf das laufende Band)*: Lang?

JEININGER: Kurz.

FIBS: Einen Satz.

JEININGER *(bäugelt)*: Ich, Adolf Jeininger, habe zurückgefunden zum proletarischen Internationalismus, und ...

FIBS: Schluß!

JEININGER *(noch bäugelt)*: ... und stelle mich der neuen Regierung zur Verfügung.

FIBS *(mit einer Geste zu Lisa, das Band zu stoppen)*: Sie haben einen mer ...

JEININGER: Ich sage es selbst. Ich habe einen Mercedes-Leihwagen benutzt, aber nur fünfmal, und nur weil er mir aufgezwungen ...

FIBS: Fünfhundertmal.

JEININGER: Zweihundertmal, ich schwöre es bei Go... *(Stockt.)*

FIBS: Bitte?

JEININGER: Bei Karl Ma... *(Stockt.)* Ehrenwort!

FIBS: Ich wollte sagen, Sie haben einen merkantilen Verstand, Herr Bundestagsabgeordneter.

JEININGER: Oh, gewiß. Danke sehr. Ich könnte zum Beispiel bei der Überführung des privaten Handels in Staateigentum einen leitenden Posten...

(Aus der ersten Etage hört man einen heftigen Bums.)

FIBS *(zu Lisa)*: Band wechseln. Auf die Gefangenen aufpassen.

(Läuft zur Treppe. Oben erscheint, sehr verstört, Sänftl. Als er Fibs erkennt, erschrickt er so, daß er stolpert und auf dem Hintern die Treppe herunterrutscht.)

FIBS *(lacht)*: Angst vor Geistern, Monsignore?

SÄNFTL: Heilige Maria...

FIBS: Was ist da oben los?

SÄNFTL: Pforzheim... Er ist nicht mehr bei Trost... Er wollte sich aufhängen! Aber die Krawatte...

SCHLEUTHER: Also doch keine reine Seide.

BARONESSE: Monsignore, schnell! Sie haben die Chance, eine Erklärung abzugeben, auf Tonband, für die neue Regierung.

FIBS *(zu Sänftl)*: Holen Sie den Selbstmörder herunter! Auch den Schwyzer!

BARONESSE: Meine Bär est mort – tot.

FIBS: Ein Massensterben, was? *(Zu Sänftl, laut:)* Dawaiiii!

(Sänftl ist mit einem Ruck hoch. Auf der Treppe stößt er mit Windly zusammen, der wie somnambul herunterkommt. Gleichzeitig schlägt: unweit der Blitz in den Wald. Greller Lichtschein, rote Feuergarbe, Scheiben klirren. Allgemeiner Schrecken, Schreie. Windly und Sänftl poltern die Treppe hinunter. Gleich danach Pforzheim, ohne Jackett, die Krawatte hängt ihm um den Hals wie ein Strick.)

BARONESSE *(im Schein des Blitzes beide erkennend)*: Aaaa! Die Toten stehen auf! L'apocalypse! Mon Dieu! *(Fällt obnmächtig in einen Sessel.)*

SÄNFTL: Der Gegenschlag! Die Atomwalze! *(Beginnt wieder zu beten:)* Pater noster qui es in coelis... *(Hoppe, Zagou, Sänftl, Smasö fallen auf die Knie, sie weinen und beten. Pforzheim rennt hilflos auf Fibs zu und bleibt, ihn erkennend, erstarrt stehen. Jeininger läßt sich zähneklappernd in einen Sessel fallen.)*

PFORZHEIM *(Fibs erkennend)*: Aaaa! *(In irrem Ton)*: Ich wandle im Reich der Toten... *(Er lacht auf, wirft die Hände in die Luft, rennt los, stolpert, fällt über die Knienden und Betenden, während Windly regitierend einerschreitet.)*

WINDLY: „Geworfener, dein Licht zerfällt, verlischt ...“

SMASH: Raus aus die steinerne Sarg!

ZINNWITZ: Rindvieh! In den Strahlentod?

JEININGER: K ... keine Rettung mehr?

ZINNWITZ: Los, in den Keller!

FIBS (*vortretend*): Unnötig. Das war keine Atombombe.

JEININGER: Nicht?

SMASH: Sondern?

ZINNWITZ: Was dann?

(*Fibs nimmt mit einem Kompaß, den er aus Schades Uniformtasche gezogen hat und in Richtung des Blitzzeinschlages hält, eine Scheinmessung vor.*)

FIBS (*sachlich*): Eine verspätete Rache der Bundeswehr: BC-Granate.

SMASH: What's that?

ZINNWITZ (*sinkt in einen Sessel*): Unser Ende! Bakteriologisch-chemische Abschreckung! Diese Arschlöcher! Diese Verbrecher! Jetzt noch! Selbst hauen sie mit Düsenmaschinen ab! Uns lassen sie hier verrecken!

SCHLEUTHER: Ihre Anweisung!

ZINNWITZ: Konnte ich das voraussehen? Die Schweine!

HOPPE: Heilige Mutter Gottes, rette uns! (*Bekreuzigt sich.*)

SCHLEUTHER: Keine Zeit! Die ist zum Tee bei Nikita.

ZAZOU: Wird es sehr schlimm?

ZINNWITZ: Wenn wir nicht in zehn Minuten aus dem Strahlungsradius herauskommen ...

JEININGER: Der beträgt wieviel Kilometer?

ZINNWITZ: Mindestens zwanzig. (*Fährt fort*). ... befällt uns die Paranoia.

(*Sänftl betet lauter. Pforzheim lacht irr auf. Windly rezitiert schneller. Smash baut den eigenen Schädel auf einen Rauchtisch. Zazou wimmert.*)

SCHLEUTHER (*tritt an Fibs heran*): Geben Sie mir Sänftls Zyankali, bitte.

FIBS: Ich habe etwas Besseres. (*Kramt eine kleine Dose aus der Uniformjacke, liest*): Anti-ABC-Pillen ... Wirksamkeit 24 Stunden. Eigentum der Bundeswehr. (*Bietet aus der geöffneten Dose an, die Aufschrift verdeckend.*)

ZINNWITZ: Gemahlener Katzendreck mit Hagebutten! Die den Irrsinn erzeugenden Bakterien dringen durch die Atemwege ein! In einer Viertelstunde sind wir wahnsinnig! (*Allgemeiner Aufschrei und Jammer.*)

LISA: Erst?

SCHLEUTHER: Höhnen Sie, Genossin! Diesmal müßt ihr ebenso dran glauben wie wir, hä! Rückt das Zyankali heraus! Oder wir schlagen euch den Schädel ein! Das langsame Verrecken im Irrenhaus überlassen wir euch, verstanden?

FIBS: Nicht so heftig. Madame. Erstens sind wir beide mit russischem Serum geimpft, also immun! Zweitens . . .

SCHLEUTHER (*schreit*): Schlagt sie tot!
(Fibs tritt ein wenig zurück, bringt die MP in Anschlag. Lisa nimmt eine Sektflasche und kommt Fibs zu Hilfe.)

LISA: He, Verrückte, Vorsicht!
(Die anderen sind so verstört, daß sie Schleuthers Aufforderung sowieso nicht nachzukommen bereit waren.)

FIBS: Zweitens können Sie alle gerettet werden, wenn Sie jetzt . . . (*Lächelt:*)
 . . . wenn Sie jetzt Vernunft annehmen. (*Alles wendet sich ihm flehend zu.*)

JEININGER: Retten Sie uns!

ZINNWITZ: Befehlen Sie! Schnell!

SMASH: Wir gehorchen blind!

HOPPE: Retten Sie uns.

WINDLY: „Wirf dich, Geworfener, in die Horizonte . . .“

ZINNWITZ (*zu Windly*): Schnauze! Noch neun Minuten!

FIBS: Ruhe! Zwei Dinge sind nötig . . .

ZINNWITZ: Diktieren Sie!

FIBS: Erstens, ein Knäuel feuchtes Klosettpapier als Filter unter die Nase halten! Keinesfalls durch den Mund atmen! Aber nun die schwierigere Bedingung: Damit wir Sie ohne Kontrolle durch die militärische Absper- rung schleusen können, müssen Sie so tun, als wären Sie bereits infiziert! Als wären Sie bereits wahnsinnig! Mit Irren wird der Russe Mitleid haben.

ZINNWITZ (*befiehlt*): Alles in die Latrinen! Jeder faßt zwei nasse Papierknäuel, einen unter die Nase, einen zur Reserve. (*Tritt die Baroness in den Hintern:*) Los, aufwachen! (*Tritt Pforzheim ebenfalls:*) Du auch! Du läufst vornweg, du bist schon verrückt!
(Alle hasten in die Toiletten, außer Fibs und Lisa.)

LISA: Du, ich hab Angst.

FIBS: Wovor?

LISA: Weiß nich.

FIBS: „Sei unverworren mit dem, der Heimlichkeit offenbart, und mit dem Verleumder und mit dem falschen Maul!“ Sprüche Salomos 20/19.

LISA: Die schlagen uns tot, wenn sie zu sich kommen.

FIBS: Zu diesem Zeitpunkt sind wir aus ihrer Reichweite.

LISA: Und dann?

FIBS: Dann müssen sie zahlen, damit wir den Mund halten.

LISA: Und dann?

FIBS: Heiraten, Italienreise, Studium, Examen, Nachwuchs . . .

LISA: Und dann?

FIBS (*blickt in den Himmel*): Herr, das geht zu weit! Schneewittchen als

Cicerone eines Amateurhochstaplers zum Lager der Rebellion! (*Küßt sie schnell auf die Nase*): Vorsicht, Geschirrwäscherin!
(*Die Gäste kommen mit ihren angefeuchteten Papierknäueln zurück. Zinnwitz läßt sie antreten.*)

ZINNWITZ: Stillgestanden! Knäuel unter die Nase! (*Alle klemmen ihre Knäuel unter die Nase.*) Reserveknäuel vorzeigen! (*Alle zeigen ihre Reserveknäuel vor.*) Pforzheim an die Spitze! (*Pforzheim gehorcht.*) Alle sind verrückt! Wer nicht verrückt ist, wird erschossen! (*Steht vor Fibs stramm:*) Zehn Zivilgefangene angetreten. Ich übergebe Ihnen den Befehl.

FIBS: Abteilung, rechts schwenkt! Abteilung, marsch! (*Beginnt auf der Ziebbharmonika die „Wacht am Rhein“ zu spielen.*)

(*Während die Gruppe der falschen Verrückten grölend und grinsend mit Zuckungen, Hinken, Verdrehung der Glieder in den grauenden Morgen abmarschiert, poltern in Hemd, Unterhosen und Strümpfen Bickel und Schade die Treppe herunter. Beide bleiben wie angewurzelt stehen, als sie die „Wacht am Rhein“ hören. Die Hände fliegen zum militärischen Gruß hoch; Bickel streckt zuerst den Arm zum Hitlergruß aus, besinnt sich aber und grüßt militärisch. Dann beugen sie sich übers Geländer, bemerken die Prozession, kommen eilig herunter und schließen sich den Abmarschierenden an.*)

SCHADE: Wohin geht's denn, Herr Hauptmann?

BICKEL: Egal. Hauptsache: Wir marschieren ...

(*Da läßt Fibs die Ziebbharmonika mit einer Hand los. Es gibt einen langgezogenen Ton, dann Stille, in der alles wie ein Spuk erstarrt. Nach einer Sekunde der Überraschung nimmt in der Kulisse ein unsichtbarer Harmonikاسpieler die Melodie auf, und die Prozession geht weiter. Alle verlassen die Bühne, nur Fibs und Lisa bleiben. Sie sehen einander fragend an, treten nach vorn an die Rampe und beginnen die falschen Uniformstücke abzulegen. Hinter ihnen geht indessen der Vorhang herunter. Fibs und Lisa vor dem gesenkten Vorhang nach der Seite ab.*)

DER KÄUFER IM VISIER

Den nachstebenden Abschnitt entnehmen wir dem neuen Roman des westdeutschen Schriftstellers Martin Walser, „Halbzeit“, der vor kurzem im Subrkamp Verlag in Frankfurt am Main erschienen ist und starke Beachtung gefunden hat.

Das 892 Seiten starke Buch, in dessen Mittelpunkt die Geschichte des Vertreters und späteren Werbefachmanns Anselm Kristlein steht, vermittelt ein aufschlußreiches Bild von der Mechanik des sogenannten Wirtschaftswunders und von den Manipulationen der großen Geschäftemacher.

Obwohl es keineswegs in der Absicht des Autors liegt, an den Grundfesten der kapitalistischen Ordnung zu rütteln, und obwohl es ihm offensichtlich lediglich darauf ankommt zu schildern, ohne selbst Stellung zu beziehen, wirkt sein Romanbericht als eine Entlarvung.

In dem hier abgedruckten Auszug geht es um den Werbefeldzug eines Konzerns.

Eine ausführliche Kritik des Romans bringen wir in unserem nächsten Heft.

Hatte jemand ein Zeichen gegeben? Plötzlich eine Strömung hierhin und dorthin, Einschwenkungen, Umdrehen unter Verzicht auf Vollendung angefangener Sätze, die Wolke feiner Herrn teilte sich, die Teilchen rückten zu zwei Zentren hin. Ted Pawel trat einen Meter vor unsere Gruppe und sprach. Herr Frantzke trat einen Meter vor seine Gruppe und sprach. Beide sprachen und begrüßten uns und einander. Jeder, Häuptling eines Negerstammes, seine Würdenträger hinter sich, auf den anderen zutretend, die Friedensformel herzusagen, an die keiner mehr glaubt. Ich wunderte mich über die Zeremonie. Gut eine Viertelstunde schon waren wir herumgestanden im Sitzungssaal der Firma Frantzke, längst hatte jeder jeden begrüßt und jeder war jedem, wenn nötig, vorgestellt worden.

Hübsche Schuhe, die Sie da haben, Edmund, aber die sind Ihnen doch um zwei Nummern zu klein, hatte Pawel gesagt. Edmund, erstaunlich für mich, hatte keine Antwort gefunden.

Morgens machte ich die Tür auf, und da hatte ich vor mir mein mare, und dann haben Sie ja in einem Bungalow-Hotel nicht den üblichen Snobismus des Umkleidens, und Sie haben etwas für sich. Hätten Sie aber gern Menschen, haben Sie fünf Minuten Weg, und Sie haben soviel als Sie ...

Herr Neeff hatte seinen Satz wegen der beginnenden Zellteilung nicht mehr beenden können. Herr Neeff war Frantzkes Werbechef. Der Gebrauch von Verben schien ihm verhaßt zu sein. Welches persönliche Schicksal ihn bewogen haben mag, dem unscheinbaren Hilfsverbum *haben* all unsere blühenden Wortstämme zu opfern, weiß ich nicht. Aber seine wie auch immer entstandene Rigorosität hatte doch den Vorteil, daß ich mir nach der Vorstellungsprozedur von diesen vielen ähnlichen Anzügen Herrn Neeff deutlich gemerkt hatte.

Herr Frantzke marschierte auf den Kopf der langen Tafel zu. Seine Mitarbeiter schwenkten ein und standen sofort hinter den Stühlen auf der Fensterseite. Wir brauchten länger, obwohl auch uns die Sitzordnung eingetrichtert worden war. Auf einen Wink von Frantzke setzten sich nacheinander wie am Schnürchen gezogen: Ted Pawel, unser Chef, dann Lambert Herchenröder, Account-Exekutive hieß er im merkurisch-apollinisch-amerikanischen Hierarchie-Jargon, dann kamen wir von der Copy, zuerst natürlich Herr Dieckow, als er saß, durfte ich mich setzen, und nach mir die Lay-Outer Edmund und Jerzy Forbert, schließlich Uli Brugger und Fräulein Dr. Zietan vom Research. Die Reihe des Frantzke-Stabes klappte wie von einem Druckknopf bedient zusammen und saß uns, nach kurzem Einknicken der Oberkörper, sofort wieder aufrecht gegenüber. Herr Frantzke genau unter seinem eignen Bild. Auch auf dem Bild saß Herr Frantzke. Aber die Hände, jetzt schwer als Fäuste auf der spiegelnden Tischplatte, lagen auf dem Ölbild geöffnet in seinem Schoß. Wahrscheinlich hatte der Maler seinem Modell diesen Ausdruck der Gelassenheit in hartem Kampf abgerungen. Oder hatte da ein Pförtner doubeln müssen? Nein. Im bitterernsten Gesicht sah man noch die Spuren dieses Kampfes um Gelassenheit. Das Bild war fast zweimal so groß wie der wirkliche Herr Frantzke. Aber man hatte dafür gesorgt, daß das Bild nicht wie eine Drohung an der Saalwand hing; leicht hatte man's gemacht mit einem Rahmen, schlicht matt weißlich. Die eingelegte winzige Goldspur konnte man, je nach Geschmack, bemerken und übersehen. Frantzke ist ein Prognath, hatte Edmund gesagt. Ich wußte zwar nicht, was ein Prognath ist, aber als ich den kurzgliedrigen Mann mit den großen Fäusten, dem kurzen Hals und dem wulstigen und grobknochigen Gesicht sah, schien mir das Wort Prognath schon zu passen. Da Herrn Frantzke absolut keine Haare mehr geblieben waren, hatte es der Maler nicht so schwer gehabt, dem Bild die gewünschte Ähnlichkeit zu verleihen. Jetzt zog sich über Herrn Frantzkes wuchtiges Haupt und über die Stirn ein blutroter Reif. Vielleicht setzte er den Hut jedesmal einfach mit zuviel Kraft auf seinen Kopf; trotzdem dachte ich einen Augenblick lang an einen wilden Indianer, nennen wir ihn: das große Stiergesicht, den lebenslänglich die Narbe einer schon begonnenen und dann gerade noch

rechtzeitig abgewendeten Skalpierung zielt. Die Augen hatten jenen Skalpierungsversuch noch nicht vergessen.

Raffiniert, die Burschen, flüsterte Edmund, setzen sich auf die Fensterseite, daß ihre Gesichter im Schatten sind und die unseren hell.

Ich nickte, als hätte ich das längst bemerkt.

Um den kurzen Meinungs austausch mit Edmund, diese private Eskapade, wiedergutzumachen, sah ich aufmerksam auf das weiße Papier hinab, das vor mir wie vor jedem Teilnehmer dieser Sitzung lag. Gutes Papier ist wie die Haut einer schönen Frau. Man kann nicht aufhören, darüber hinaufzusehen und die Überraschungen zu bestaunen, die aus der Berührung entstehen. Mit Sorge bemerkte ich, daß ich ganz ungeschult war in den besonderen Fähigkeiten, die man zum unauffälligen Überleben einer solchen Sitzung braucht. Lambert war unser Wortführer. Was er sagte, kannte ich schon, weil wir tagelang durchgekauert hatten, was er hier sagen sollte. Und den Frantzke-Leuten zuzuhören war quälend, weil ich dann immer antworten wollte, und das war mir verboten. Nur Lambert und Pawel sollten sprechen. Wir anderen waren zur Dekoration dabei. Ich nahm mir vor, diese Rolle zu erlernen. Wahrscheinlich würde ich sie jetzt öfters zu spielen haben. Herrn Dieckow, meinen einzigen Kollegen hier, konnte ich mir nicht zum Vorbild nehmen. Er hatte das Gesicht in die Hände gestützt, als schlafe er oder sei sehr unglücklich. Er durfte das, da es eine Art Herablassung seinerseits war, daß er, der, wie man mir gesagt hatte, immerhin berühmte Schriftsteller, sich bereit erklärt hatte, mitzumachen. Edmund behauptete zwar, Pawel habe ihn nur mitmachen lassen, weil Frau Frantzke, eine Gönnerin des Schriftstellers, es gewünscht habe. Dieckow selbst wiederum hatte uns spüren lassen, daß er sich nur Frau Frantzke zuliebe bereit erklärt habe, sich mit Werbetexten zu befassen. Herr Dieckow saß also fast zu Unrecht auf unserer Seite des Tisches, und er führte sich auch auf wie eine Prinzessin, die, hauspolitischen Interessen gehorchend, sich bereit erklärt hat, die Einweihung einer Kegelbahn durch ihre Gegenwart zu veredeln. Nun wird ihr sogar Bier angeboten. Das wenn sie gewußt hätte. Na ja, sie wird es denen im Palast schon sagen.

Und dabei bekam Herr Dieckow für jede Sitzung, gleichgültig, ob er den Mund auftat zum Gähnen oder zur Formulierung einer hochmütig verträumten Albernheit, fünfhundert Mark. Als Pawel zuerst noch gezögert hatte, diesen Preis zu bezahlen, vielleicht weil er an Frau Frantzkes Bedingung dachte, daß nämlich Herr Dieckow an jeder Sitzung teilnehmen müsse, sonst sei der Werbefeldzug von Anfang an verloren, da hatte Herr Dieckow dem zögernden Pawel ins Gesicht gesagt: Wenn Sie noch eine Minute so tun, als sei das zuviel, muß ich, schon um meiner Selbstachtung willen, tausend pro Sitzung verlangen. Ich kenne Aufsichtsräte, die sich unter fünftausend

auf keinen Stuhl setzen. Sollte ich Ihnen nicht den zehnten Teil eines Auf­sichtsrates, der seinen zweiten Schlaganfall hinter sich hat, wert sein, bitte, dann lassen wir's doch lieber. Ich tu's ja sowieso nur der gnädigen Frau zu­liebe, die zwar von der Kunst soviel versteht wie das Ei vom Kochen, aber sie ist eben eine lebhafte Person und will etwas Gutes, man muß sich ihr fügen. Herr Dieckow sagte immer mehr, als im Augenblick zur Sache ge­hörte. Als wir das Werbeprogramm für Frantzke berieten, schwieg er ent­weder, oder er redete zu lang, zitierte aus seinen Büchern, stellte plötzlich Fangfragen, um herauszubringen, wer von uns diese Bücher gelesen hatte, bestand darauf, daß ein guter Slogan anapästisch oder daktylisch einher­gehen müsse. Ich hätte wahrscheinlich schon am ersten Abend, niederge­schmettert vom Gefühl, falsch am Platz zu sein, meine Mitarbeit ge­kündigt, wenn nicht Edmund und Jerzy Forbert mir eingeredet hätten, daß alles, was Dieckow sage, bloßer Unsinn sei. Edmund und Jerzy sagten, man müsse ihn einfach reden lassen und es ohne ihn machen. Lambert aber litt körperlich unter Dieckows Reden, stöhnte, rülpste, trommelte auf der Tisch­platte und rief schließlich mitten in einen der schönen langen Dieckow­sätze hinein: Erbarmen, Maestro, Erbarmen. Lambert wand sich, als sei er der Böse selbst, und Dieckow fuchtelte ihm mit dem Kreuz vor dem Gesicht herum. Dieckow beschwerte sich natürlich bei Pawel, und Pawel versprach, Lambert zu maßregeln, obwohl das schwierig sei, denn Lambert habe nun einmal eine besonders einfache Natur. Ich soll mich bei Ihnen entschuldigen, weil mich Ihre Sabberstriemen bald zum Kotzen gebracht hätten, Herr Dieckow, wenn Sie also meinen, es sei Ihnen Unrecht geschehen, so . . . so . . .

Dieckow ließ ihm Zeit. Lambert, ein kräftiger Mann mit Tennisspieler­armen, würgte, besah seine Hände, drehte sich um und sagte: Nein, das könnt ihr nicht von mir verlangen, daß ich dem sein Blech nachträglich auch noch vergolde.

Wieder und wieder mußte Pawel schlichten. Wir verloren viel Zeit.

Edmund sagte, Lambert könne sich leisten, was sich kein anderer leisten könne. Dieckow sei immerhin Träger vieler Preise, gehe beim Oberbürger­meister ein und aus, gehöre zum Curio-Stammtisch, sei gefürchtet, weil er im Funk sprechen könne, wann er wolle, vielleicht sogar, was er wolle; in der Zeitung stünde ihm nicht nur die Feuilletonseite jederzeit offen, sondern auch die Leitartikelspalte, und wenn er noch nicht im PEN-Club sei, stehe seine Aufnahme sicher unmittelbar bevor. Aber Lambert habe auf seinem Gebiet ebensoviel Erfolg. Er kann heute hingehen, wo er will, sagte Edmund. Das schien das Höchste zu sein, was man erreichen konnte. Seit er dem Oberbürgermeister die Wahlschlacht gewonnen habe mit dem Slogan: *Einen bessern findest du nit*, seitdem werde er auch von den Parteien um­worben. Lambert habe ein riskantes Spiel gespielt, aber er habe gewonnen.

Von Anfang an sei er als der aufgetreten, der kein Blatt vor den Mund nimmt, der zur Party mit offenem Hemdkragen erscheint und nach einer halben Stunde laut sagt: Kinder, es ist stinklangweilig hier, und geht. Jeder beneidet ihn um diesen Einfall. Die Frauen sind hingerissen. Will einer etwas gegen ihn sagen, so wird ihm vorgeworfen, er sei bloß neidisch, weil er selbst keine so kräftige redliche Art habe. Und dann ist Lambert auch noch ein Maler, der gar nicht soviel Bilder malen kann, wie er verkaufen könnte; man muß sie vorbestellen; die Lieferfristen sind größer als beim Volkswagen. Das ist nicht verwunderlich, kann man doch durchaus der Meinung sein, seine Bilder seien abstrakt, und trotzdem hat man die Genugtuung, auf jedem Bild mindestens ein Ei auszumachen. Die Besitzer von Herchenröders gruppieren sich in solche mit einem Ei, mit zwei Eiern, mit drei Eiern. Dr. Pinne, der Leiter der Sozialabteilung bei Frantzke, will sogar ein Jugendwerk Lamberts aufgetrieben haben, auf dem er angeblich sechzehn Eier identifiziert hat. Lambert selbst lacht, wenn man darüber spricht. Ich kann nichts dafür, sagt er, was ich auch male, es wird immer ein Ei. Weil also Lambert ein solcher Kerl ist und auch noch einer, der manchmal einen Tisch zum Fenster hinauswirft oder zwei vollschlanke Damen auf seine Arme nimmt und sie auf der Terrasse herumträgt, und ein Auto mit eigener Kraft aus dem Graben zieht, und sagenhaft gut kochen kann, deshalb gilt er nicht bloß als ein Wortemacher. Das kommt ihm natürlich zugute, da das Leben dieser Kreise nur selten über Gespräche hinausreicht. Und wie es sich für einen richtigen Künstler, der nicht bloß ein intellektueller Stubenhocker ist, gehört, hat Lambert eine Reihe saftiger Berufe hinter sich. Grobschmied war er, Nachtlokalkellner, Masseur, Feuerwerker, Schnellzeichner, Tennislehrer, Dekorateur, Schiffskoch und Straßenbahnschaffner. Ich habe erlebt, daß Frauen diese Berufe herbeteten wie eine Litanei. Grobschmied, sagte die Vorbeterin. Grobschmied, summten die anderen. Nachtlokalkellner, sang die Vorbeterin. Nachtlokalkellner, summt der Chor. Masseur, hauchte die Vorbeterin. Masseur, hauchte der Chor. So beteten sie sich rasch in eine tiefe Trance hinein, daß von ihnen nur noch das Weiß ihrer Augen übrigblieb.

Mit der einförmigen Präzision einer Varietétruppe drehten die Frantzke-Leute ihre nadelspitzen Firmenbleistifte waagrecht über dem weißen Papier. Der erste mit der sorgfältig gepappten Frisur war wohl Dr. Fuchs, der Verkaufschef, früher ein hoher SD-Mann. Edmund hatte sich eine Fotokopie seiner Dissertation beschafft: *Die Bewegung und die Propaganda* (Edmund hatte wahrscheinlich über jeden seiner Bekannten *Material*). Fuchs ist der wichtigste Mann bei Frantzke, hatte Edmund gesagt, er hat die Frantzke-Farben erfunden, das leuchtende Rot, das fröhliche Grün auf jeder Dose, jeder Schachtel, er hat die Typenbeschränkung durchgesetzt, die Verkaufs-

organisation gedrillt, die Verkäuferschule gegründet, Boykottaktionen gegen rebellische Einzelhändler gestartet. In flachen, von riesigen Brauenbogen überwölbten Höhlen wanderten unruhige Vogelaugen. Ein nach unten gebogener kleiner Mundstrich, darüber starr wachend die Nasenspitze. An diesem Mann mit der gepappten Frisur schien sich nie wieder etwas bewegen zu wollen. Selbst die ständig hin und her gleitenden Augen wirkten nicht als Bewegung. Sie schienen ihr Hin und Her einem sinnlosen Mechanismus zu verdanken. Denn wenn wir überzeugen, ist die Schlacht gewonnen, hatte Edmund gesagt. Neben Dr. Fuchs saß Herr Neeff, der Feind der starken Verben, Befehlsempfänger von Dr. Fuchs. Auch Dr. von Ratow, der Justitiar, sei für uns nicht wichtig. Sohn eines Widerstandskämpfers. Vielleicht sei sein Vater am 20. Juli von einem Kommando des Dr. Fuchs exekutiert worden. Aber der Sohn habe nichts zu befürchten, da Dr. Fuchs inzwischen Schüsse nicht mehr hören könne, nicht mal im Kino. Frantzk's Personalchef sei übrigens auch so einer. Früher bei Goebbels.

Irgendwo müßten diese Leute ja auch bleiben, sagte ich.

Denen ist es egal, ob sie 'ne Judenaushebung in Ungarn, 'ne Diffamierungskampagne gegen Nonnenklöster oder den Verkauf von Hühnerkonserven managen, sie erledigen alles bestens.

Eben, sagte ich, dann ist es doch besser, man setzt sie auf Hühnerkonserven an. Dachte an Susanne und sagte rasch: Oder man hängt sie gleich auf.

Edmund nickte.

Aber mir war nicht wohl bei dieser Lösung, wenn ich den dünnen Hals von Dr. Fuchs ansah, an dem der Adamsapfel auf und ab zuckte, als habe er jetzt schon Angst. Ein zarter Hals, gelbweiß, ganz feine Haut, sanft umschlossen von einem kirschblütenweißen, gestärkten Kragen.

Ich mußte Dr. von Ratow, den Sohn des Opfers, anschauen, das tat gut, frei durfte die Teilnahme strömen. Dr. von Ratow sah zu Lambert hin, über Lambert hinweg, zur Decke und noch viel weiter, träumte mit wäßrigen Augen. Viel Fleisch, rosig, eine Spur von Blau, Fleisch im Überfluß, um den Mund und im Mund investiert, verschwendet, ein willenloser Mund, ein Mund, der schwamm wie die Augen schwammen, schwer von Vergangenheit. Lambert redete immer noch in seiner eingängigen, an Mannschaftsunterkünften und seine vielen Berufe erinnernden Art.

Herr Dieckow malte eine abstrakte Burg mit einem Mond, der sich die Zähne putzt. Pawel zog ein Gesicht, als sagte sein Sohn ein Gedicht auf. Er verbarg es nicht, daß er auch jetzt sein Bonbon lutschte, und steckte, wenn er eines zu nichts und süßem Saft zerlutscht hatte, sofort ein neues in den Mund. Man sah es dann als kleine Geschwulst überall hin wandern.

Bitte keine neue Antikariesformel, rief Lambert. Dann können Sie genau so gut irgend'n Goethe-Seufzer draufschmieren.

Warum nicht? rief Werbechef Neeff, siebzigmal hat einer die Tube in der Hand, hat er also pro Jahr fünf Goethe-Zitate, die hat er dann intus, find ich gut.

Entschuldigen Sie, Herr Kollege, sagte Lambert, solchen Menkenkes dürfen Sie von uns nicht verlangen, dann müssen Sie schon zu 'ner Agentur gehen, die sowieso nur mit Büchmann-Geflügel hausiert. 'n Zitat, das jeder kennt, is doch nischts mehr wert! Wie schätzen Sie denn den Kunden ein! Nein, nein, wenn Sie schon scharf sind, unbedingt auch noch auf dem Zahnpastenmarkt mitzumischen, was ganz und gar revolutionär ist für einen Food-Konzern, und insofern finde ich Ihren Spleen ganz lustig, also wenn schon weiße Schmiere, dann nur mit neuer, sensationeller Packung, das ist unser Vorschlag, dann nur mit der neuen, und jetzt die Ohren auf, jetzt kommt's! mit der neuen Klarsicht-Meßtube!

Lambert sah zu mir her, wohl zur Belohnung, denn die Prägung stammte von mir und war gegen Herrn Dieckows Stimme angenommen worden. Klarsicht-Meßtube, das ist kein Wort, sondern eine Sprachfratze, die ihm Gänsehäute verursacht! Also ein Gefühl der Kühle, der Frische, hatte Lambert gerufen, genau das ist beabsichtigt. Herr Dieckow hatte geseufzt und den Raum verlassen, als litte er an Atemnot. Lambert hatte darauf gesagt: Kinder, das braucht was, bis der geht. Alabaster-Creme hatte Dieckow die neue Zahnpasta nennen wollen. Ich hatte *Bianca* vorgeschlagen und *Bianca* wurde Uli Brugger und Fräulein Dr. Zietan zum Publikumstest übergeben. *Bianca* in der Klarsicht-Meßtube, was fällt Ihnen ein, wenn Sie *Bianca* hören? Busen, Mexiko, Italien, Casablanca, Weißwein, Titicaca-See, Hündin, Bikini, weiß, Haut, weich und hart, Eleganz, das waren die Ergebnisse. Unsere beiden Psychologen sagten, das seien gute Reaktionen auf ein unbekanntes Produkt. Außer *Hündin* keine einzige negativ zu bewertende Reaktion, und selbst *Hündin* sei nicht ganz und gar negativ. Man war zufrieden mit mir. Edmund sagte: das hab ich euch ja gesagt, dem fällt was ein. Na ja, nach zehn Jahren Verkaufserfahrung, tat ich bescheiden und hörte dem Wort Verkaufserfahrung nach. Zehn Jahre motorisierter Tippelbruder. Er kann heute hingehen, wo er will. Von denen hat nie einer eine Dose Schuhwichse mitten im Winter im Jura verkauft, kann man auch nicht verlangen. Sollte mir das jetzt tatsächlich zugute kommen? Ausgezeichnet, hatte Pawel gesagt, wir brauchen Leute mit Fronterfahrung. Seit dieser Sekunde war ich ein Experte. Man muß also nur das Gebiet, auf dem man gearbeitet hat, verlassen, dann ist man ein Experte für dieses Gebiet. Aber Dieckow hatte mich spüren lassen, daß ich Vertreter gewesen war. Die Trompeter des Wirtschaftswunders hatte er die Vertreter genannt. Moser, Josef-Heinrich, Erich, ich fühlte mich euch brüderlich verbunden! Muß aber psychologisch sehr interessant sein, hatte Dieckow versöhnlich hinzugesetzt, als

er sah, daß ich nichts antwortete. Ich hatte ja auch schon die Idee, mich einmal für ein paar Wochen in einen Vertreter zu verkleiden, sagte er dann und streichelte sich die nach vorne gekämmten Haare, als müsse bei denen die Transvestierung beginnen, aber man kommt zu nichts mehr, obwohl man müßte! Das Leben, die Realität! Die sogenannte Gesellschaft ist bloß eine Schaumkrone auf der Unendlichkeit des Wassers, und allzu oft nur gekrönter Abschaum! Und er sah schwermütig auf seine Nagelhäute, die nicht zu sehen waren.

Lambert hatte unser Programm *Bianca* und unseren neuen Verpackungsplan *Totalsichtkonserve* vorgetragen. Herr Frantzke wartete wie ein Staatspräsident auf die Meinung seines Ministerpräsidenten. Na, Herr Doktor Fuchs, jetzt sind Sie dran, sagte er. Aber da stand nicht Dr. Fuchs, sondern Dr. von Ratow auf und begann mit mild singender Stimme, der wie seinen Augen alle Schärfe, ja sogar alle Bestimmtheit fehlte, einiges zum Lob unserer beiden Vorschläge zu sagen. Aber ich hatte doch deutlich gehört, daß Herr Frantzke Herrn Dr. Fuchs aufgerufen hatte. Und niemand schien sich darüber zu wundern, daß jetzt Dr. von Ratow sprach. Das ist doch von Ratow? flüsterte ich zu Edmund hinüber. Um Gottes willen nein, das ist Dr. Fuchs, flüsterte Edmund zurück, schau dir doch bloß den Fleischladen von Gesicht an, Lippen wie zwei rohe Steaks und die Augen, als hörte er immerzu Wagnermusik. Und der andere, der dürre Vogelkopf? fragte ich. Das ist Dr. von Ratow, der Justitiar, der es nicht ungern hat, wenn man ihn nach seinem Vater fragt; den Zeitungsausschnitt mit dem Todesurteil trägt er immer bei sich und zeigt ihn unaufgefordert.

Edmund wollte mir noch mehr erzählen, aber ich spürte, daß Dr. Fuchs unser Geflüster bemerkt hatte und sah ihm deshalb sofort mitten ins Gesicht. Das war also nicht der von schwerem Schicksal willenlos gewordene Mund des Herrn Dr. von Ratow. Und der schmale, abwärts gebogene kurze Strich war nicht die Befehlsklappe des Herrn Dr. Fuchs. Mühsam mußte ich umdenken. Dr. Fuchs, das war der große Fleischlappenmund, der sich beim Sprechen kaum öffnen mußte; es genügte im vorderen Drittel eine Piepsöffnung. Das war die Befehlsschleuse, die jetzt gerade rief: es wäre doch lächerlich, wenn wir uns keinen unabhängigen Wissenschaftler leisten könnten, der uns das attestiert. Kam es bloß daher, daß ich jetzt wußte, daß dieser Mann Dr. Fuchs war, oder verändert sich ein Mensch wirklich so, wenn er aufsteht und eine Rede hält? Ich brachte den mit wäßrigen Augen Träumenden und den jetzt Redenden nicht mehr in einer Person unter. Von Sekunde zu Sekunde verschwanden die überflüssigen Fleischpartien seines Gesichtes, wurden gebraucht, aufgebraucht, eingesetzt zum immer mächtigeren Reden, zum Lächeln, zum kurzen verächtlichen Blähen der unteren Gesichtshälfte, und da waren immer noch ungenutzte Reserven, viel-

leicht für Zornausbrüche, Kaskaden des Hasses, höhnisches Gelächter, und auch die Augen, die vorher verschwommene Flächen reglosen Blaus gewesen waren, hatten jetzt Façon, hatten Schärfe und konnten sich bezwingend auf jeden beliebigen noch so feinen oder entfernten Punkt des Raumes richten.

Und der, der noch wie ein ausgestopfter Vogel da saß, das war Dr. von Ratow, seinen Hals, seinen Adamsapfel durfte ich also anschauen, ohne an einen Strick denken zu müssen. Aber der Hals des wirklichen Dr. Fuchs war auch zart, wenn auch nicht so dünn, aber es war ein gepflegter Hals, rosig, eine wahrscheinlich nach Lavendel duftende Haut und ein ebenso weißer, ebenso gestärkter Kragen, ach Herr Dr. Fuchs, ich werde jetzt Dr. von Ratow anschauen, den reglosen, toten oder bloß aus irgendeinem Grund erstarrten Vogel.

Erst viel später wurde ich Zeuge auch seiner Verwandlungsmöglichkeiten. Bei ihm folgte auf die Erstarrung ein hastiges, unnatürlich zerhacktes Reden, das er einem immer in die Brusttasche der Jacke keuchte, dahin, wo man früher das Tüchlein trug. Es schien, als fürchte er in jeder Sekunde seinen Gesprächspartner zu verlieren, deshalb hielt er einen am Oberarm fest, beugte sich über jenes Täschchen, weil er dann von der Ungeduld oder Ermüdung seines Gesprächspartners keine Notiz nehmen mußte. Hätte man sich ihm vorsichtig entwunden, er wäre mit gebeugtem Vogelkopf, die rechte Hand auf Oberarmhöhe, im Klammergriff erstarrt, stehengeblieben und hätte weitergeredet, bis einer sich gefunden hätte, der sich freiwillig zu ihm hingestellt hätte, um ihm den Oberarm und die Brusttasche zur Verfügung zu stellen.

Dr. Fuchs entwickelte Grundsätze: das Ziel sei die Eroberung der Massen, jedes Mittel, das dafür taue, sei gut, deshalb bloß keine Werbekunst, die sich selbst in den Schwanz beiße, ob wir da einig seien?

Alle nickten.

Schön, sagte Dr. Fuchs, nachdem da alle mit Dr. Goebbels und mir übereinstimmen, denn es war Goebbels, den ich da zitierte, können wir zu den Details kommen. Ihm fehle noch der zündende Funke in unserem Plan, der Griff ins Unterbewußte. Bianca, Klarsicht-Meßtube, das sei alles hübsch und modern, Antikariesformeln hingen ihm genau so wie uns zum Hals heraus, aber nur solange sie negativ formuliert seien. Warum nicht ein Slogan, der verspricht: diese Zahnpasta härtet deinen Schmelz? Also nicht die alte Leier von antibakterieller Hygiene, sondern eine neue Rüstung, Präventiv-Angriff, härtere Zähne durch Bianca, und wer wünschte sich nicht härtere Zähne!

Herr Neeff brauchte einen vielgliedrigen Bandwurmsatz, um allerhöchst zum Ausdruck zu bringen, daß kein Mensch glauben werde, daß er seine Zähne mit Zahnpasta härten könne.

Das ist ja gerade Ihre Aufgabe, diesen Glauben zu verbreiten, rief Dr. Fuchs. Meinen Sie vielleicht, es sei eine Bagatelle gewesen, Liberalismus und Marxismus zu *einem* Gegner zu machen! Ich erinnere nur daran, um Ihnen zu zeigen, was Propaganda vermag, wenn sie sich nur genug vornimmt! Goebbels gelang es. Im Schandwort *System* schmolz er die Erzfeinde Liberalismus und Marxismus zu einem Gegner zusammen und machte daraus den Erzfeind des deutschen Volkes. Bitte, man kann darüber denken, wie man will, aber das war schon eine Propagandaleistung, die Ballonmütze des Sozialdemokraten und das Grinsen des kommunistischen Untermenschen mit dem fetten Lächeln des Bonzen ostgalizischer Provenienz zu *einem* Gesicht zu verschmelzen, und da wollen Sie daran verzagen, den Leuten einzureden, daß das, was ohnehin schon jeder wünscht, durch eine neue Zahnpasta Wirklichkeit geworden ist: die harten Zähne, endlich zubeißen können, ein Wolf sein, ein Tiger, nehmen Sie einen Tigerrachen, aufgerissen, grellweiß funkeln die Palisaden, und schreiben Sie drunter: auch er benützt Bianca, ein Wissenschaftler gibt seinen Senf dazu, in Bianca sind die mineralischen Elemente der Tigernahrung enthalten, von mir aus auch der Raubtiernahrung überhaupt, selbst wenn Ihnen keiner glaubt, daß das stimmt, so wird doch jeder wünschen, es wäre so, und diesen Wunsch im Herzen, kauft er Bianca.

Dr. Fuchs setzte sich. Wir schwiegen. Herr Frantzke stemmte sich hoch und reichte dann doch viel weniger weit über die Tischplatte als Dr. Fuchs. Herr Frantzke hielt eine kurze Ansprache. Er war sehr ernst. So ernst war er, daß er nicht mehr auf Einzelheiten eingehen konnte. Er ermahnte uns, seine Mitarbeiter und sich selbst, wir möchten doch alle Dr. Fuchs' Worte beherzigen. Zu guter und immer besserer Zusammenarbeit mahnte er, eine Zeit schärfsten Kampfes breche an, und aus diesem Kampf werde die bessere Mannschaft als Sieger hervorgehen.

Wäre Herr Frantzke hagerer gewesen, ich hätte geglaubt, Friedrich der Große stünde vor uns und wir wären die Zieten, Wedel und Seydlitz im königlichen Zelt zu Parchwitz am Abend vor Leuthen. Noch schwang der schicksalbeschwörende Ton Frantzkes im Raum, als sich Dieckow hastig fuchtelnd das Wort erbat. Pawels Bonbon unterbrach seine Wanderung sofort. Sein nie ganz geschlossener Mund raffte Haut von den weißen Bäckchen herein. Er erinnerte mich an Bert, den entlaufenen Flintropgesellen. Seine Lippen hingen meistens auseinander wie die Lippen eines Säuglings, der die Mutterbrust auf sich zukommen sieht. Eine Erwartung dieser oder ähnlicher Art ließ seine Äuglein immer durstig leuchten. Vielleicht blieb jedes Bonbon ein bißchen hinter seinen Erwartungen zurück. Jetzt sah man allerdings, daß er auch böse werden konnte. Schließlich war es gegen den ergangenen Befehl, daß Dieckow sich zum Wort meldete. Lambert knöpfte

sich noch den dritten Hemdknopf auf, zupfte ein Bündel Brusthaare hervor und sah Dieckow an, als sei Dieckow ein Feuerwehrmann, den er gerade bei einer Brandstiftung ertappe. Dieckow aber gebärdete sich unantastbar. Er sah nur zu Herrn Frantzke hin. Der konnte sich der scharf wie eine Stichflamme hochzügelnden Hand nicht entziehen und sagte: Bitte, Herr Dieckow.

Herr Dieckow neigte dankbar den großen Kopf und begann schon in der Aufwärtsbewegung seines Kopfes zu sprechen, so daß sein erster Satz geradezu hochgeschleudert wurde. Nichts läßt sich ohne Weiteres sagen, begann er. Und er sagte das so, daß ich mich verpflichtet fühle, *Weiteres* groß zu schreiben. Andererseits, fuhr er fort, möchte ich nicht den Anschein erwecken, als wollte ich Sie in einer Sache belehren, die Ihre Sache mehr als die meine ist, oder zumindest: zu sein scheint.

Lambert ließ die Luft aus den Lippen strömen wie ein Pferd. Aber, sagte Herr Dieckow, als habe er nichts gehört, ich bin doch wenigstens ein Konsument, und Herr Pawel bezeichnet den Konsumenten, wohl in Anlehnung an amerikanische Fachliteratur, gern als das fliegende Ziel, mit dem die Werbung wie ein Radarsystem immer in Kontakt bleiben müsse, um den Abschlußrampen, also der Wirtschaft, in jedem Augenblick mitteilen zu können, wie der Konsument zu erreichen sei; so darf ich mir also geradezu schmeicheln, daß es in allen Ihren Beratungen nur um mich geht. Ich habe allerdings den Eindruck, als meinten Sie es zu gut mit mir. Verzeihen Sie mir, wenn ich offen werde. Ich bin ein Mann des Wortes. Und das Wort ist offen oder es ist Phrase. Eine neue Zahnpasta wollen Sie mir anbieten. Ich fühle mich der von mir hochverehrten Frau unseres Vorsitzenden zu tiefem Dank verpflichtet für die Aufforderung, mich an den Beratungen über die neue Zahnpasta zu beteiligen. Jetzt weiß ich doch endlich, wie so etwas zustande kommt. Und ich gestehe Ihnen: meine schlimmsten Erwartungen sind übertroffen. Wo denn, sagen Sie mir das bitte, wo denn ist ein Bedürfnis? Sie wissen das so gut wie ich. Deshalb die neue Tube, deren von Ihnen akzeptierten Namen mein Mund nicht aussprechen mag. Nun sind Sie ein Gremium von erfolgreichen Fachleuten, erwachsenen Männern, reife Menschen also, die zwar nicht andauernd an ihren Tod denken können, die sich aber ihrer Vergänglichkeit doch mitunter auch schon bewußt geworden sein dürften. Und Sie setzen sich zusammen und verschwenden Ihre Lebenszeit wie Kinder, um etwas ganz und gar Unnützes und Entbehrliches hervorzu bringen. Auch Ihre neue Konserve soll nur eine neue Verpackung sein! Ihre Orangen-Fontäne, Himbeer-Fontäne und wie Sie Ihr Fruchtsaft-Sprühwunder sonst noch benannt haben, alles nur Verpackung, alles nur dumme List der Oberfläche, Augentrug, Ablenkung vom Eigentlichen, Verschwendung des Materials und der Erfindungskraft. Sie haben aufgegeben oder wurden

von schlechten Ratgebern verführt, aufzugeben, was eigentlich Ihrer Arbeit Ziel sein müßte: die Sauce, der Fisch, das Rindfleisch, die Tomate, das Hühnerragout. Wenn da nichts mehr zu verbessern ist, ich bezweifle das, sicher ist das Produkt durch mancherlei Erfindung noch billiger herzustellen, aber wenn denn gar nichts mehr zu verbessern wäre, meine Herren, dann verkleinern Sie den Stab, lassen Sie die Maschinen fort und fort das Gleiche produzieren, aber wenden Sie nicht Ihre und Ihrer Mitarbeiter Kraft an solchen Betrug. Bitte, ein Konzern wie dieser hat auch eine Verantwortung für die Gesellschaft, von der er lebt. Sie sind sich offensichtlich nicht bewußt, daß unsere westliche Gesellschaft in einem Kampf gegen eine Gesellschaft steht, in der buchstäblich jede Ganglie der Produktion des Notwendigen verpflichtet wird, während Sie sich hier, als wären Sie allein auf der Welt, dem Überflüssigen verschreiben. Sie mißbrauchen die Freiheit. Noch leiden sechzehn Millionen Deutsche unter der Knute der Diktatur, und Sie spielen im Sand, arbeiten dem Kommunismus in die Hände. Entschuldigen Sie, wenn ich Ihnen das sagen muß.

Lambert murmelte, während Dieckow sprach, zweimal hörbar Arschgeige vor sich hin.

Ich staunte. Ich staune jedes Mal wieder, wenn ich einen Dieckow sprechen höre. Ich staune darüber, wieviel doch was alles dem Kommunismus nützt. Es kann bei uns kaum einer Pieps machen, ohne daß ihm ein anderer nachweist, genau mit diesem Pieps arbeite er dem Kommunismus in die Hände. Mich bedrückte es allmählich, daß der Kommunismus so viele Handlanger hat. Und wenn ich auch keine genauen Vorstellungen vom Osten habe, so ärgert mich doch das unheimliche Raffinement, womit die ihr System ertüfelt haben müssen, daß alles, was bei uns geschieht, nur denen nützt. Und gerade die ganz alten Leute bei uns, die Weisen, die wissen das offensichtlich am besten. Obwohl die sagen könnten: was kümmert es uns, wir segeln ab in zwei, drei Jahren! Aber nein, ihren letzten Atem opfern sie auf, uns das Leben einzurichten, uns vor dem *Komm'nismus* zu schützen, den sie, wie mein Schwiegervater, nur noch mit größter Anstrengung aussprechen können. Vielleicht ist ihr *Komm'nismus* auch eine Verschleißerscheinung. Zu oft mußten sie das Wort schon aussprechen und immer mit Widerwillen. Das muß zu einer Verunstaltung führen. Gott sei Dank hört man in den Städten mehr auf die Alten als auf dem Lande. Ach, wenn ich daran denke, wie man in Ramsegg mit ihnen umgeht! Auf's Altenteil setzt man sie, läßt sie sabbern, lacht sie aus, wenn sie mit silberner Weisheit gegen die Brutmaschine, den Kunstdünger oder den Heutrockner wettern. So barbarisch und kulturlos geht es immer noch zu auf dem Land. Dabei geben die Städte, die Parlamente, die Regierungen heutzutage doch wirklich Beispiele genug, daß nirgendwo mehr Rat und Hilfe zu erwarten ist als bei denen, die ihre

achtzig hinter sich haben und trotzdem noch so freundlich sind und so stark, unser Leben für uns und für alle Zeit einzurichten.

Herr Dieckow setzte sich. Lamberts Hand stand schon in der Luft. Herr Frantzke lächelte und machte eine einladende Handbewegung.

Lambert sprach ruhiger, als es seine Art war. Er sagte: Ich habe ein Wochenendhäuschen am Tegernsee und eine Menge Luftmatratzen, woll. Liegend, wenn mir die Sonne auf den Pelz scheint, höre ich mir so was gerne mal an, polygam wie ich durch und durch bin, woll. Aber wo kämen wir hin, wenn jeder hier das eingetrocknete Schmalz aus seinen Arterien kratzte und es aufs blanke Mahagoni stäubte! Mein gelehrter, hochtalentierter Schattenschammes, hier ist kein Seminar, kommen Sie am Wochenende, wir können auch angeln, wenn Sie wollen, aber jetzt bitte zur Sache. Dies ist ein Antrag zur Tagesordnung, woll. Übrigens fällt mir da gerade ein Gedicht ein, vom letzten Samstag, ich lese nämlich das Feuilleton, verehrter Meister, erschrecken Sie bitte, und das Gedicht war von Ihnen, heißt es nicht *Harte Fügung* oder so, die letzte Strophe habe ich behalten:

*es bricht die wolke ab ein stück uranium
das kind weint schwarz vor tieren
abbricht uranium das kind
die wolke weint ein schwarzes stück vor tieren
uraniumtier bricht
schwarz-wolkenstück weint
aber das kind
das kind*

Und dann sind ausgerechnet Sie gegen Verpackung. Sie bringen mich noch so weit, daß ich auf den Kothurn klettere und Sie anklage des Leberfressenden Neids. Lassen Sie uns doch auch unsere Lyrik. Und unsere Klar-sicht-Meßtube, mein Mund mag das Wort aussprechen, sagt, was sie ist, und ist, was sie ist, wir nähren keinen Interpreten.

SPRUCH

Zum zehnjährigen Bestehen
der Deutschen Akademie der Künste
24. März 1960

*Wie eine Ähre die Körner hält,
So halte das Haus die Künste:
Immer nabe dem Tau der Frühe,
Immer geöffnet dem neuen Tag,
Daß niemals werde das Haus
Ein staubiger Speicher
Für Bilder, Noten und Bücher.
Ähre, windgerüttelt, doch fest am Halm,
Der dich durch Nebel und Sonne trägt
Hoch in die Reife,
Nicht senge dich Frost des Krieges.
Und wer dich prüft und wägt bei der Ernte,
Der finde dich in der großen Garbe des Volks.*

LEGENDE VON DER STADT AM MEER

- Rostock -

*Die Stadt war gebrochen, versandet das Meer –
Besprochen vom Alten und Bösen –
Doch kam da kein Prinz aus dem Märchen daher,
die Schöne zu wecken, zu erlösen –*

*Keine Prinzen, keine Elfen – Selber mußten wir uns helfen.
Und wir wissen, wie die Träne bitter schmeckt.
Doch wir glauben nicht an Tränen,
und mit Nägeln und mit Zähnen
haben wir die Stadt erweckt
und die Eulen
aufgeschreckt!*

*Die Wasser sind offen, die Stadt ist erwacht –
Und türmt sich und stürmt aus den Mauern.
Kein Prinz kam. Was kam, war die Arbeitermacht
im Bund mit den brüderlichen Bauern.*

*Was wir träumten, was wir ahnten
ward vollbracht wie wir es planten,
und wir kämmen unster Stadt das raube Fell.
Und wir glauben an das Lachen.
Jeden Tag, den wir erwachen
ist die Stadt noch mal so hell –
Denn das Glück wächst
bei uns schnell –*

*Das Morgen ist nahe, und die Welt wird weit –
Das Gestern zerschmolz wie alter Schnee –
Verliebt ist das Leben in die neue Zeit,
verliebt unsre Stadt in die See.*

*Verliebt sind die Alten in die junge Stadt,
die Jugend ist weise und verliebt –
Ein Glück, wer so kluge junge Leute hat
und daß es solche Alte noch gibt.*

VIELFACHES UNBEHAGEN UND EIN MODELL

Möge dieses Buch, zu seinem kleinen Teil, dazu beitragen, aus der BRD ein Modell zu machen, ein Modell des Maßes, der Vernunft und einer friedlichen Ordnung.“

Das Buch, auf das hier so große Hoffnung gesetzt wird, heißt „Ich lebe in der Bundesrepublik“; es erschien vor einigen Monaten im Münchener List Verlag; sein Herausgeber ist Wolfgang Weyrauch, dessen einleitenden Bemerkungen der zitierte hoffnungsträchtige Satz entstammt.

Die Hoffnung Weyrauchs ist legitim – das Wunschdenken, man könne durch öffentliches Bekunden seiner Meinung dazu beitragen, daß sich ein Zustand in einen anderen verwandle, man könne durch das Wort verändern, jedenfalls „zu seinem kleinen Teil“, ist wahrscheinlich ein Urstachel aller Literatur.

Diese Hoffnung ist auch in einem anderen Sinne berechtigt, insofern nämlich, als ihre Träger mühelos auf historische Beispiele verweisen können, in denen sich die gesellschaftliche Wandelkraft literarisch vorgetragener Ideen bewiesen hat.

Freilich hatte die Verwandlung der Idee in materielle Gewalt – denn nur diese kann gesellschaftliche Verhältnisse ändern – eines zur Voraussetzung: daß sie die Massen ergriffen habe. Was aber machte, daß die Massen sich von der Idee ergreifen ließen, was ließ sie nach ihr greifen? Zuerst und vor allem dies: daß die in Worte gefaßte Idee die Essenz der Erfahrungen und Wünsche, des Denkens und Fühlens, Hoffens und Wollens der Massen war, daß die Idee aus dieser, ihrer Welt kam, daß sie ihrem materiellen Sein entsprang, es spiegelte, durchleuchtete, sichtbar und durchschaubar machte.

Nur so konnte der Name Rousseaus zu einer Fahne französischer Revolutionäre werden; nur so ward das „Kommunistische Manifest“ der riegel-sprengende und felsenbewegende Hebel.

Spätestens hier wird Wolfgang Weyrauch die Hände in die Luft werfen und ebenso entsetzt wie belustigt ausrufen, dies nun habe er mit seinem Büchlein zu allerletzt beabsichtigt: ein Jean-Jacques oder ein Marx zu werden oder gar eine Revolution zu stiften. Er mag sich beruhigen: niemand mutet ihm das zu, und auch von *zutrauen* ist nicht die Rede.

Doch immerhin, er selbst hat von seiner Absicht gesprochen, mit seinem Band zu einer grundsätzlichen Veränderung beitragen zu wollen. Grund-

sätzlichen sage ich, weil ich meine, daß die Umformung der Bundesrepublik in ein „Modell des Maßes, der Vernunft und einer friedlichen Ordnung“ in der Tat eine grundsätzliche Veränderung bedeuten würde, eine das Wesen der jetzigen westdeutschen Gesellschaft erfassende Wandlung.

Der Wunsch zu dieser Veränderung speist sich im vorliegenden Falle aus jenem oft zitierten „tiefen Unbehagen“ an den Zuständen im Bonner Staat, aus einem Unbehagen, das von getäuschten Hoffnungen, unerfüllten Erwartungen, gescheiterten Vorsätzen herkommt und zugleich aus der Anschauung einer Entwicklung, die auf nichts anderes als auf eine Katastrophe gerichtet ist.

Das Unbehagen setzt von vielen Punkten her an, wird durch aberverschiedene Ereignisse ausgelöst, äußert sich höchst unterschiedlich, setzt sich auf vielfache Weise in gesellschaftliches Verhalten um – in Resignation oder Aktivität beispielsweise –, aber es ist allgemein in Adenauers Herrschaftsbereich, es ist ein Grundzug der von ihm dirigierten Gesellschaft.

Wer nun darangeht, Zeugnisse dieses Unbehagens zu sammeln und zu veröffentlichen, tut etwas, wofür ihm Lob und Dank zukommen, er leistet der Wahrheit einen Dienst. Und wenn es ihm auch von jenen, die schuld sind an seinem Unbehagen, angekreidet werden wird, so nehmen wir uns doch unser Recht und danken ihm.

Aber wir nehmen uns auch das Recht, auf seine und seiner Freunde Irrtümer zu weisen; wir nehmen die Sprecher des Unbehagens bei ihrem Wort und fragen, ob ihr Weg ins Behagen führt.

Auch eine nur oberflächliche Betrachtung der Geschichte der gesellschaftlichen Veränderungen, also eben der Geschichte, und des Anteils der politisch engagierten Schriftsteller (um jetzt nur von diesen und nicht von den sprachmächtigen Politikern zu reden) an diesen Veränderungen läßt folgendes erkennen: Wer sich erfolgreich mit dem geschriebenen Wort um Veränderung bemüht hat, der hat erstens den Zustand, der ihm nicht gefiel, sehr genau erfaßt, erkannt gehabt, der hat zweitens recht gut gewußt, wem außer ihm dieser Zustand nicht gefiel, für wen er also sprach, auf wessen Seite er sich mit seinem Sprechen geschlagen hatte, und er hat drittens zumindest zu wissen geglaubt, auf welche Weise, mit welchen Mitteln und zu welchem Ende die Veränderung in Gang gebracht werden sollte. (Die Fälle derer, denen es dann in ihre Blütenträume gehagelt hat, sind in diesem Zusammenhang nicht interessant.)

Zu fragen ist nun, ob dem Buch, auf dem die Hoffnung Wolfgang Weyrauch ruht, diese Züge, die man getrost Grundzüge nennen darf, eignen.

Also erstens: Kennen Weyrauch und die von ihm Vereinten diese Bundesrepublik; kennen sie sie so, wie, sagen wir, ein Schriftsteller die von ihm geschaffenen Figuren kennen sollte, also so, daß er nicht nur zu sagen weiß,

wie sie sind, sondern auch, *warum* sie so sind (was mir – nebenbei – schon immer als ein wichtiges Kriterium zur Unterscheidung zwischen echter Literatur und bloßer Kolportage erschienen ist); kennen Weyrauch und seine Gefährten mehr als eine mehr oder minder große Zahl von Erscheinungen; wissen sie um das politisch-ideologische, das ökonomische Wesen dieses Staates, dessen Zustand ihnen – auch das mehr oder minder – mißfällt?

Zweitens: Wissen sich Weyrauch und seine Beiträger – fünfzehn sind es, unter ihnen Koeppen, Richter, Enzensberger, Schnurre und Gollwitzer – im Bündnis mit wem, wollen sie überhaupt in einem sein; sind sie – außer auf der anderen – auf irgendeiner Seite; sprechen sie für jemanden, außer für sich selbst; und sprechen sie überhaupt im Chor, das heißt, sind wenigstens sie, die Sechzehn, eine Gruppe, eine Einheit, die von mehr zusammengehalten wird als von den Broschurdeckeln des List-Buches Nr. 163?

Und drittens, obwohl man eigentlich die Antworten auf die ersten beiden Fragen abwarten sollte: Haben Weyrauch und seine Schriftsteller irgendwelche Empfehlungen zur Hand, schlagen sie Mittel und Wege vor, durch die und auf denen man zu jenem gewünschten Modellstaat kommen könnte, und können sie genaueres von ihm sagen, als daß er ein Staat sein soll „des Maßes, der Vernunft und einer friedlichen Ordnung“? Und wollen sie alle das wenigstens überhaupt?

Man verzeihe mir das ein wenig pedantisch anmutende und lästig wirkende, aber bei der Verwickeltheit der Dinge doch kaum vermeidliche Anden-Fingern-Abzählen und lasse mich erneut „Zum ersten“ sagen. Zum ersten: So erstaunlich sich ein solches Urteil auch über eine so große Gruppe berufsmäßiger Beobachter ausnehmen wird, so wage ich doch zu behaupten: Sie kennen die Bundesrepublik nicht, jedenfalls nicht in dem gefragten Sinne. Sie zählen ihre Pickel oder auch ihre Knochenbrüche oder preisen gar ihre roten Bäckchen, aber von ihrer Gesamtkonstitution wissen sie nichts zu sagen. Ihre Diagnose stammt aus der Zeit vor Erfindung der Röntgenapparate, Elektrokardio- und Enzephalographen.

Manchmal allerdings hat man den Eindruck, als habe sich der eine oder andere durchaus schon das richtige Krankheitsbild gemacht und scheue sich nur, den erschreckenden Befund beim Namen zu nennen. Oder wenn er ihn schließlich doch über die Lippen gebracht hat, so bemüht er sich sogleich um Distanz von seinem Ergebnis, stellt es in Frage, relativiert seine Bedeutung, indem er von den viel schlimmeren Leiden anderer erzählt.

In Hans Werner Richters Beitrag wird das sehr deutlich. Richter schreibt, während eines Besuches bei Verwandten in der DDR habe man ihm als Minuspunkte für die Bundesrepublik genannt: „Wiederkehr der Nationalsozialisten, Entwicklungstendenz zur Diktatur, übersteigerte Remilitarisierung plus atomarer Bewaffnung.“

Man sollte doch meinen, ein so eminent politischer Schriftsteller, einer, der durchaus ein „linker“ genannt werden darf und der sich selbst auch so nennt, ein solcher Mann müsse diese Aufzählung der drei vielleicht wichtigsten Befallsstellen akzeptieren, werde sie als richtig bestätigen.

Das macht er aber nicht, sondern geht vornehm auf Distanz; er referiert die Worte der anderen und fügt hinzu: „... wobei es gleichgültig ist, ob sie (die Minuspunkte. H. K.) berechtigt sind oder in ihrer Bedeutung überschätzt werden.“

Kennt Richter die Bundesrepublik? Wieweit kann er in ihr Amtswege gehen, Leitartikel lesen, Buchhandlungen besuchen, Manöverfotos betrachten, Gerichtspräsidien mustern, Ärzte konsultieren, diplomatische Empfänge fernsehen, an Bankgebäuden und Zechenverwaltungen vorbeifahren, die Gesichter auf Regierungsbänken studieren, ohne den „wiedergekehrten Nationalsozialisten“ zu begegnen?

Das einzige, was an diesem „Minuspunkt“ in Zweifel gezogen werden kann, ist seine Formulierung. Denn wieso „Wiederkehr“?

Und wieso auch „Nationalsozialisten“? Dieser Punkt ist so interessant, weil so symptomatisch, daß wir etwas länger bei ihm verweilen wollen.

Wie heute jedes Schulkind – jedenfalls bei uns –, so weiß Hans Werner Richter natürlich, daß die „Nationalsozialisten“ weder national noch sozialistisch waren, daß diese Bezeichnung wie alle übrigen Äußerungen der Faschisten durch und durch verlogen und betrügerisch war. Und bei einigem Nachdenken könnte Richter selbst darauf kommen, wieso eigentlich dieses Wort unversehrt ins regierungsamtliche Vokabular Westdeutschlands aufgenommen worden ist: Während die Nazis hofften, man werde von den beiden Worten „national“ und „sozialistisch“ auf die faschistische Sache schließen, so hofft die CDU, man werde von dem faschistischen Wort auf die Sachen „Nation“ und „Sozialismus“ schließen. Welches Verfahren das lauterere ist, mag jeder selbst entscheiden.

Aber Hans Werner Richter und so manche seiner Gesinnungsfreunde, die so viele „sogenannt“ verbrauchen oder zumindest verbrauchten, wo von DDR die Rede ist oder war, verwenden nicht einen einzigen Anführungsstrich, mit dem sie sich vom Wort „Nationalsozialismus“ distanzieren könnten. Im Gegenteil, sie beteiligen sich fleißig an der Verbreitung dieses Begriffes, der nicht zuletzt gegen sie selbst und ihre Interessen in Umlauf gebracht worden ist.

In die Handgriffe in Hamburgs Hochbahn hat man einen hübschen Reklamemechanismus eingebaut. Jedermann, der sich festhält, betätigt eine Rolle, auf die Werbesprüche gemalt sind. Sooft er in die Knie geht, verprellt oder zur Seite gedrängt wird, setzt er die Rolle in Bewegung und kann einen neuen Verkaufsslogan lesen. Er ist wider Willen gleichsam Reklameselbst-

versorger; er wird nicht nur bei dem Unternehmer kaufen, er arbeitet auch in seinem Werbeteam.

Hans Werner Richter und auch andere kommen mir, wenn sie so bedenkenlos von „Nationalsozialismus“ sprechen, vor wie die Leute an den Handgriffen in Hamburgs Hochbahn.

Kennt Richter die Bundesrepublik? Kennt er das Gesetzwerk des Horst-Wessel-Gefährten Schröder, kennt er die Verbots- und Sperrmaßnahmen, die Präludien zum Notstand? Weiß er, was sich hinter dem Schmuckwort „Kanzlerdemokratie“ verbirgt? Natürlich kennt und weiß er das alles; er hat sogar mehr als einmal dagegen protestiert. Aber wenn ihm in der DDR diese „Minuspunkte“ entgegengehalten werden, so stellt er anheim zu entscheiden, „ob sie berechtigt sind oder in ihrer Bedeutung überschätzt werden“; die nun wirklich sehr behutsame Formulierung „Entwicklungstendenz zur Diktatur“ erscheint ihm plötzlich fragwürdig.

Kennt Richter die Bundesrepublik? Weiß er, daß gegenwärtig 280 000 Mann in Straußens Uniform stecken und daß es am Ende des laufenden Jahres 340 000 sein sollen? Weiß er, daß die Truppenstärke der Strauß-Armee in wenigen Jahren voraussichtlich größer sein wird als die der in Westeuropa stationierten Streitkräfte aller übrigen NATO-Staaten zusammengekommen? Hat er davon gehört, daß die Bundesregierung bisher für 3,5 Milliarden Dollar Waffen gekauft hat? Hörte er vom großen Raketenracket NATO, in dem sich immer mehr Nazigeneralsfinger auf immer mehr Auslöseknöpfe legen?

Ganz sicher ist Richter all das sehr bekannt. Und dennoch läßt er die Möglichkeit offen, daß jene, die diese Zustände für einen „Minuspunkt“ halten, seine Bedeutung überschätzen oder gar unrecht haben können. Und im übrigen spricht der Autor des pazifistischen Romans „Du sollst nicht töten“ nicht schlechtweg vom „Minuspunkt“ Remilitarisierung, sondern lediglich von der „übersteigerten Remilitarisierung“.

Hans Werner Richter darf für kritisch, ehrlich, informiert und literarisch versiert gelten – wie kommt ein solcher Mann zu solchen gebrochenen Urteilen?

Richters Aufsatz zu lesen ist ein echtes Abenteuer. Die Spannung, die sich aus der Frage ergibt, ob der Autor, den man ein wichtiges Indiz nach dem anderen auflesen sieht, nun auch zur richtigen Lösung finden wird, steigt ein paarmal an und löst sich ebensooft wieder auf, wenn man erlebt, daß Richter die Schultern hochzieht und mit seinen Beweisen nichts anzufangen weiß. Es ist wie in der Geschichte mit dem Mann, der seine Frau mit einem fremden Kerl beobachtet, ihnen zusieht, wie sie zusammen speisen, trinken, tanzen, Arm in Arm in einer Absteige verschwinden und dort ein Zweibettzimmer nehmen. Als der Mann auf der Straße das Licht in diesem Zimmer

erlöschen sieht, dreht er sich um, zieht die Schultern hoch und seufzt: „Immer diese Ungewißheit!“

So Richter. Er hat die verdächtigen Erscheinungen registriert und kommt sogar bis zu der Frage: „Oder lebe ich vielleicht, massenpsychologisch gesehen, schon wieder im Vorhof eines kommenden neuen autoritären Systems? Eines kommenden Systems, das im Namen der Freiheit die Freiheit unterminiert, im Namen des Rechts das Recht untergräbt, im Namen der Demokratie die Demokratie liquidiert? Ich weiß es nicht.“ – Immer diese Ungewißheit!

Hans Werner Richter lebt in der Bundesrepublik. Er hat, um mit Thomas Manns Prinzenerzieher zu sprechen, „Einblicke getan“, weit mehr als viele seiner Berufsgenossen, aber den eigentlichen Charakter dieses von Monopolen beherrschten, von einer machtlüsternen, auf absolute Herrschaft, auf Aggression gestellten Großbourgeoisie befehligten Staates hat er nicht erkannt. Er wie die anderen Partner an Weyrauchs Unternehmen glauben immer noch, die Zustände, die sie kritisieren, seien zufällig so, seien Ausreißer, Entartungen, könnten „in ihrer Bedeutung überschätzt werden“.

Aber vielleicht ist dieses „wie die anderen Partner an Weyrauchs Unternehmen“ schon zu sehr in Bausch und Bogen gesprochen, wahrscheinlich muß etwas vorsichtiger differenziert werden. So stößt Wolfgang Koeppens Beitrag „Wahn“ doch weiter vor, und auch der Aufsatz „Die sich selbst betrügen“ von Helmut Gollwitzer, dem Theologen, erfaßt bestimmte Bereiche viel schärfer. „Die Waffen haben uns zweimal geschlagen“, sagt Koeppen, „die Generäle haben uns zweimal ruhmvoll in den Tod geführt. Sie haben nachher ihre Pensionen gefordert, in ihren Memoiren ihr Unterliegen in eine Gloire verwandelt, und in der ‚Soldatenzeitung‘ rufen sie zu neuem Sterben auf ...“ „... unsere Redner“, sagt Koeppen, „fordern am Sonntag die Grenzen von 1938 und blicken gelassen und phantasielos auf eine tote Menschheit ... Ein Notstandsgesetz mit allen Schrecklichkeiten der Diktatur wird erwogen ... Ich mag bei uns manche Gesichter nicht, vom Teufel geholt, von der Zeit zerbrochene Masken des Todes, wie man hoffte ... Manchmal möchte ich über die zarte Pflanze unserer Demokratie weinen; und in den stolzen An- und Abflügen, den hehren Begrüßungen und siegverkündenden Ansprachen von Wahn (Bonns Flugplatz. H. K.) scheint mir doch Nomen Omen zu sein.“

Das ist ziemlich rücksichtslos gesprochen, und es entbehrt jeglicher absichernden Einschränkung. Also kennt Koeppen die Bundesrepublik? Soll auch hier der Maßstab gelten, der an Richters Meinungen gelegt wurde, so sage ich: Nein.

Ich könnte es mir leicht machen und darauf verweisen, daß Koeppen ernsthaft glaubt, wenn sich Taxichauffeure nicht dieselben Lebensgenüsse

leisteten wie er, ein erfolgreicher Schriftsteller, so sei das lediglich eine Frage des Geschmacks der Taxichauffeure; ich könnte den Satz auseinandernehmen: „Die Trecks sind angekommen, die Vertriebenen sind untergebracht, sie leben wie die Verschonten – eine bewundernswerte Leistung unserer Gemeinschaft“; ich könnte der Legende von den „das freie Wort nicht scheuenden Verlegern und Redaktionen“ zu Leibe rücken – ich könnte es, und ich werde es auch tun, aber nicht, um mit diesen Dingen Koeppens Unkenntnis von der Wahrheit der Bundesrepublik nachzuweisen, denn das sind vergleichsweise kleine Irrtümer. Aber sie sind doch wichtig genug, daß man ein paar Worte dazu sagt, zumal sie auch in vielen der anderen Beiträge zu finden sind. Danach werden wir uns dann der Hauptsache zuwenden.

Also, da wäre der Austern schlürfende Taxichauffeur oder „Wir gehen in vergoldeten Schuhen spazieren“ (Weyrauch) oder das „Aufrücken der Arbeiter in die Mittelschichten“ (Gaitanides) oder Westdeutsche = „Paradiesmenschen“ (Schnurre) oder „Aber ein Wissenschaftler kann proletarisch besitzlos sein, ein Arbeiter Kapitalist“ (Schallück) oder „Der Angestellte und der Arbeiter werden heute nicht mehr in der Produktion ausgebeutet, die Zeit dieses naiven Kapitalismus ist vorbei“ (Walser) oder „Drängen zum Wohlfahrtsstaat“ (Gollwitzer).

Sprach ich von *kleinen* Irrtümern? Dann irrte ich. Dies ist ein großer Irrtum; die Annahme, weil es bei den Arbeitern nicht mehr so zugeht wie auf Kollwitz- oder Zillebildern, deshalb seien die Unterschiede zwischen Klassen und Schichten, die grundlegenden Unterschiede verschwunden – und dies ausgerechnet in einem Staat, in dem sich innerhalb von fünfzehn Jahren eine beispiellose ökonomische Machtkonzentration vollzogen hat, in dem in jedem Jahr einige weitere Millionäre und Multimillionäre registriert werden –, diese Annahme ist ebenso töricht wie gefährlich. Sie zeugt von katastrophaler Unkenntnis, vom Fehlen eines politischen Elementarwissens, das einer Gesellschaftsanalyse zugrunde liegen muß, soll sie stimmen.

Da wären dann weiter die „angekommenen Vertriebenen“. (Was zu dem Wort „Vertriebenen“ selbst zu sagen wäre, läßt sich vielleicht herausfinden, wenn man die obigen Bemerkungen zum Wort „Nationalsozialisten“ hierauf in Anwendung bringt.) Sie sind also angekommen und „eingegliedert“, wie es verdächtig oft in Weyrauchs Bändchen heißt. Sind sie wirklich? Wenn damit gemeint ist, daß sie Arbeitsplätze und Wohnungen bekommen haben, so könnte man es akzeptieren, auch wenn man darin unter den Bedingungen der Produzentenhände verlangenden Konjunktur kein besonderes Verdienst erblicken kann, und auch, wenn man weiß, wer noch heute in Luftschutzhochbunkern und Lagerbaracken wohnt. Aber heißt das „eingliedern“? In Wahrheit liegen die Dinge doch so: Die Umsiedler sind politisch künst-

lich aus der westdeutschen Gesellschaft herausgehalten worden; es gibt Parteien und Verbände für sie, in Reden und Erklärungen werden sie zu einer besonderen „Volksgruppe“ gemacht, sorgsam werden in Presse, Funk, Literatur und Parlament ihre Ressentiments konserviert oder hochgeputzt, sie werden politisch auf Abruf gehalten, immer wieder wird ihnen und der Welt bewußt gemacht, daß sie alles andere als „eingegliedert“ sind.

Schriftsteller wenigstens sollten sich doch darüber im klaren sein, daß hinter der in Westdeutschland und nicht zuletzt in ihren eigenen Werken überall anzutreffenden sprachlichen Realität der „Vertriebenen“ auch eine gesellschaftliche Realität stecken muß. Oder spricht die westdeutsche Literatur auch noch von „eingegliederten“ Hugonotten?

Da wären dann schließlich die „das freie Wort nicht scheuenden Verleger und Redaktionen“. Von denen hat man ja schon vor „Ich lebe in der Bundesrepublik“ gehört und wird wohl auch noch länger davon hören. Freilich hörte man inzwischen auch schon anderes über das freie Wort und seine Verleger. Zum Beispiel in dem sehr interessanten Aufsatz Heinz von Cramers „Literatur auf leisen Sohlen“ (September 1960 in der „Kultur“). Cramer macht deutlich, daß die westdeutschen Schriftsteller von keiner Freiheit so eifrigen Gebrauch machen als von der, sich selbst kontrollieren zu dürfen. Fast alles, was an den Verleger oder Redakteur kommt, ist vorher durch den Filter der „freiwilligen Selbstkontrolle“ gegangen und danach reif für den Druck. Die gegenwärtige westdeutsche Literatur ist auch in dem Sinne Endprodukt, daß aus ihr in einem sorgfältigen Sichtsungs- und Siebungsprozeß alles ausgeschieden worden ist, was ihre Autoren in ihrer gesellschaftlichen Existenz gefährden könnte, das heißt zum Beispiel, was sie in den Ruf bringen könnte, sie hätten auf irgendeine Weise etwas mit Kommunismus, Marxismus und „Osten“ zu tun. Cramer sagt: „Würde man solch einem Schriftsteller auf den Kopf zusagen, er übe Selbstkontrolle . . . er würde dies als eine böswillige Unterstellung zurückweisen und mit einigem Recht betonen, er hätte sich ja nie ein Blatt vor den Mund genommen, wenn er zu einem Thema einmal das Wort ergriffen. – Gut und schön; aber zu wie vielen Themen hat er gar nicht erst das Wort ergriffen . . .?“

Und Peter Hamm, junger Schriftsteller in der Bundesrepublik, dessen allzu summarische und unduldsame Urteile mir keineswegs immer gefallen, wendet sich in einem „Draußen vor der Tür“ überschriebenen Artikel („Geist und Zeit“, 5/1960) an seine Zunftgefährten mit der Frage: „Aber haben Sie noch nicht mitbekommen, daß es nur noch *ein* einziges Tabu gibt im Westen, das niemand anrühren darf und niemand anrührt . . . ich meine den Kommunismus.“

Solange man diese Wirklichkeit hinter dem Gerede von der Freiheit nicht kennt, solange kennt man die Bundesrepublik nicht.

Doch jetzt die zurückgestellte Hauptsache. Koeppen schreibt: „Die große Hoffnung, die wir pflegen sollten, könnte Europa oder gar die Vereinigte Welt sein.“ Der Hinweis auf die „Vereinigte Welt“ machte es uns auch dann, wenn wir nicht geübte Zeitungleser wären, leicht zu verstehen, was mit Europa gemeint ist. Offensichtlich nichts anderes als Hallstein-Europa, NATO-Europa, Euratom-Europa, EWG-Europa, und das ist nun allerdings ziemlich schlimm. Wer die Hoffnung auf ein solches Europa setzt, kann nicht begriffen haben, was das für eine Bundesrepublik ist, in der er lebt. Wer sich mit Europa-Gedanken vor bundesdeutscher Wirklichkeit retten will, ist wie ein Mann, der in einem See zu ertrinken droht und sich dabei wünscht, er befände sich im Meer.

Ach, wenn sie doch nur ein bißchen mehr lesen würden, ein bißchen mehr Lenin zum Beispiel – ein Wunsch, der keineswegs gleichzusetzen wäre mit dem, sie möchten ein bißchen mehr Leninisten sein. Aber hätten sie, dann wären sie vielleicht auf den nun schon fünfundvierzig Jahre alten Artikel „Über die Losung der Vereinigten Staaten von Europa“ gestoßen, in dem der Satz (der ausführlich begründet wird) steht: „Vom Standpunkt der ökonomischen Bedingungen des Imperialismus, das heißt des Kapitalexports und der Aufteilung der Welt unter die ‚fortgeschrittenen‘ und ‚zivilisierten‘ Kolonialmächte, sind die Vereinigten Staaten von Europa unter kapitalistischen Verhältnissen entweder unmöglich oder reaktionär.“

Ebenso sicher wie Wolfgang Koeppen die echte Sorge um die Zukunft Westdeutschlands in den Europa-Traum getrieben hat, ebenso sicher ist dieser Traum der vom Beelzebub, der den Teufel bändigen soll. Koeppen kennt weder Teufel noch Beelzebub, und so bangt uns um sein Seelenheil.

Koeppens und Richters Irrtümer stehen für die der anderen Tischler am „Modell des Maßes, der Vernunft und einer friedlichen Ordnung“; wir müssen uns in der Auseinandersetzung auf sie beschränken, da es hohe Zeit ist, zum „Zum zweiten“ den Finger zu heben.

Zum zweiten, das wäre zur Frage, ob sich Weyrauch, Koeppen und Enzensberger in einem Bündnis wissen, ob sie ein solches wünschen, ob ihre Gemeinschaft über die durch den List Verlag hergestellte hinausgeht.

Der letzte Punkt ist der einfachste. Die Sechzehn, von deren Beitrag sich Weyrauch so Großes erhofft, sind nichts weniger als eine Gemeinschaft, nicht einmal dadurch, daß sie alle in der Bundesrepublik leben, wie es der Buchtitel verspricht. Drei von ihnen sind Westberliner. Und daß Westberlin nicht zur Bundesrepublik gehört, ist selbst einem so üblen Wirrkopf wie August Scholtis aufgegangen, einem Mann, der sonst schon vor der Mindestforderung an einen Schriftsteller versagt, nämlich der, er müsse in etwa die deutsche Sprache beherrschen.

Aber die Gemeinschaft hält auch keiner anderen Prüfung stand. Jeden-

falls wüßte ich nicht, was ein integrierter Mann wie Koeppen mit dem schamlosen Apologeten der Adenauer-Politik, Johannes Gaitanides, gemein haben könnte. Es bedeutet eine fast schon lebensgefährlich weitherzige Auslegung des Objektivitätsbegriffes, wenn man an die Spitze eines Sammelbandes, dessen erklärte Aufgabe es ist, ein Beitrag zur Erreichung einer demokratischen und friedlichen Ordnung in Westdeutschland zu sein, die Auslassungen eines Mannes stellt, der den oppositionellen Schriftstellern Inkompetenz bescheinigt und sie zur Unterwerfung unter die CDU-Herrschaft auffordert.

Weyrauch hätte den Artikel getrost dort lassen sollen, wo er zuerst erschien und wo er auch hingehört: im „Monat“. Oder würde er, gäbe er beispielsweise einen Sammelband über den 20. Juli heraus, auch den Major Rehmer um einen Beitrag bitten?

Wie steht es nun mit den anderen, den redlichen? Sprechen sie, außer mit manchen ihrer Nachbarn auf den nächsten Buchseiten, mit noch jemandem oder gar für jemanden, sind sie Sprecher einer bestimmten Kraft – eine Frage, auf die Antwort zu geben von der Chance des Unternehmens sprechen heißt.

Einige von ihnen würden diese Frage sicher als irrelevant abweisen und uns bedeuten, sie sprächen nur für sich selbst, „und zwar, wie es sich für Schriftsteller von selbst versteht, in der subjektivsten Weise“ (so die Verlagsankündigung). Natürlich sprechen Schriftsteller in subjektiver Weise, aber sprechen sie nur für das Subjekt? Natürlich nicht. Immer wo Dichtung ist, Literatur, spricht mehr als einer, ist von mehr die Rede als von einem einzigen. Und je präziser dieses „Mehr als einer“ erfaßt ist, je deutlicher es sich ausspricht mit der Stimme des einen, um so weiter wird seine Wirkung reichen.

Die in dem Band „Ich lebe in der Bundesrepublik“ vereinigten Schriftsteller sind alle (mit Ausnahme des „Monats“-Apostels) bewußt oder unbewußt Sprecher jener Mehrheit der westdeutschen Bevölkerung, die – trotz des ihr gewährten Nießbrauchs an einigen Früchten der Konjunktur – von tiefer Sorge um die Zukunft erfüllt ist. Dazu gehören auch jene, die bei jeder Gelegenheit bekunden, sie kümmern sich nicht um Politik, und von denen man weiß, daß sie diese Haltung einnehmen, weil sie glauben, sich so wenigstens jetzt Kummer ersparen zu können.

Die ehrlichen Schriftsteller in Weyrauchs Bändchen sprechen vieles aus, was die Massen denken – aber sprechen sie sich *mit* ihnen aus, haben sie mehr als einen gewissen gedanklichen Kontakt zu ihnen? Die richtige Antwort dürfte lauten: Einige zu einigen Teilen.

Gollwitzers Verbindung zu den protestantischen Gemeinden, zu konfessionellen Verbänden und vor allem zu Studenten ist evident. Von Richters langjähriger Tätigkeit in Gemeinschaften wie der „Gruppe 47“ weiß man.

Walter Jens ist Universitätsprofessor, arbeitet also im Bereich einer sehr wichtigen gesellschaftlichen Organisationsform. Enzensberger ist Verlagslektor und dürfte daher auch in mehr als nur privaten Beziehungen zur Gesellschaft stehen. Von den übrigen weiß man so etwas nicht. Von allen aber dürfte gelten, daß sich ihre Verbindungen zur Gesellschaft im Kontakt zu Intellektuellen und deren Kreisen fast erschöpfen.

Und das ist an dem, was sie sagen, zu merken. Zu merken ist vor allem eine fatale Unkenntnis der Probleme der Arbeiterklasse, die sich zuoberst in der Meinung manifestiert, es gebe diese Arbeiterklasse nicht mehr.

Mit partieller Blindheit geschlagene Modelltischler haben in einer Industrie, in der es auf Präzision ankommt, schlechte Chancen; die Chancen, ein gesellschaftliches „Modell des Maßes, der Vernunft und einer friedlichen Ordnung“ herstellen zu können, sind für jemanden, dem es an politischer Sehkraft gebricht, äußerst gering.

Mit Ahnungen allein ist es in der Politik, in die sich Wolfgang Weyrauch und seine Freunde mit ihrem Buch gestellt haben, nicht getan. Man muß sich Wissen darum verschaffen, mit wem zusammen man gehen kann und muß, wer auf wessen Seite steht, wie viele noch empfinden, was man selbst empfindet, wo sie zu finden sind, und man muß, wenn es einem ernst ist um das „Modell“, zu ihnen und mit ihnen gehen.

Aber das kann man natürlich nicht, wenn man, wie etwa Martin Beheim-Schwarzbach, als seine einzige Bindung zu Deutschland die Tatsache zu nennen weiß, daß in ihm Deutsch gesprochen werde. Und auch mit der von ihm selbst „Schimpfend unter Palmen“ genannten Haltung Hans Magnus Enzensbergers ist es nicht getan, mit dem nörgelnden und willkürlichen Vergleich (der andererseits fraglos auch einiges, einige Details deutlich macht) zwischen Bundesrepublik und Italien ist niemandem geholfen. Und getan ist es nicht einmal mit der erstaunlichen Intellektuellen-, also Selbstkritik Martin Walsers, die wie eine Auto-Vivisektion anmutet. Denn nachdem Walser sich, um im Bilde zu bleiben, gründlich aufgetrennt hat, wirft er resigniert das Skalpell fort: zur Therapie fällt ihm nichts ein. Wenn man ihn sagen hört: „Aber gegen Franz Josef Strauß zu sein ist billig, wenn man sich nicht an der Gesellschaft beteiligt“, will man das zunächst für den Griff nach der richtigen Medizin halten, aber wenn man die Schlußsätze gelesen hat: „In welche Verlegenheit brächten uns ein Staat, eine Gesellschaft, die uns zur Mitarbeit einluden! Die derzeitige Demokratie bedürfte zwar mehr als jede andere unserer Mitarbeit, aber da sie uns weder will noch nicht will, erlaubt sie uns doch zu kaschieren, daß jeder von uns nicht mehr will als sich selbst“, dann weiß man, wie fern auch dieser noch von der Genesung ist.

Sie leben in der Bundesrepublik, aber sie tun so, als lebten sie, abgesehen

von der Regierung und den mit ihr verbündeten Kräften, allein darin; von einer Bündnissuche ihrerseits ist eigentlich nirgendwo die Rede.

Doch nicht nur das; davon, daß es auf deutschem Boden noch ein anderes Staatswesen als das Bonner gibt, davon nehmen sie, wenn überhaupt, nur in einer Weise Kenntnis, die es einem schwermacht, in ihnen Leute der Opposition zu erkennen. Sowie das Wort DDR fällt, rutscht ihnen die anti-kommunistische Binde vor die Augen, und es wird ganz, ganz finster.

Bei Richter ist das vielleicht ein bißchen anders; auf seiner letzten Reise durch die DDR war die Blende offenbar ein wenig verrutscht und er hat einiges erspähen können, wovon er denn auch wahrheitsgemäß berichtet; aber mit seinen Vorurteilen ist auch er noch längst nicht fertig.

Es geht mir hier, wohlgemerkt, nur um die Vorurteile, nicht um die Urteile, die bei einem Nichtkommunisten selbstverständlich anders sein müssen als bei einem Kommunisten.

Es geht um die öden Propagandismen, wie sie von Goebbels an die Bildzeitung und an Konrad Adenauer weitergereicht worden sind und wie sie, welch atemberaubender Vorgang, sich auch in den Beiträgen der um Weyrauch gescharten Schriftsteller finden.

Weyrauch selbst macht den Anfang damit, wenn er die DDR in einem Atemzug mit, jawohl mit Franco-Spanien nennt.

Lieber Wolfgang Weyrauch, lassen Sie sich das bitte von jemandem sagen, der in der Kriegsgefangenschaft von Ihren schönen antifaschistischen und gegen den Krieg gerichteten Gedichten guten Zuspruch erfuhr: Mit solch blutigem Unsinn zerstören Sie nicht nur Ihren Ruf, sondern sich selbst, Ihre literarische Persönlichkeit. Sie haben das Recht auf Irrtum, aber nicht das geringste Recht zur Verleumdung. Und nichts anderes ist es, was Sie mit diesem Wort treiben. Oder wollen Sie uns, die wir Ihre dichterische Leistung und Potenz kennen, wirklich weismachen, Sie wüßten es nicht besser? Sie wüßten wirklich nicht – um nur diese eine Sache zu nennen –, daß unter jenen, die diesen Staat, unsere DDR, an führender Stelle mit aufgebaut haben, die Mehrzahl jener Deutschen zu finden sind, die Spaniens Freiheit – und damit nicht zuletzt auch Ihre Freiheit – gegen den Faschisten Franco zu verteidigen suchten? Und wer, um auch das rasch noch zu fragen, ist denn heute Waffenbruder und dicker Freund mit Franco-Spanien – die DDR oder die Bundesrepublik, in der Sie, Wolfgang Weyrauch, leben?

Folgt Wolfdietrich Schnurre, einer der ganz raren Geschichtenerzähler der deutschen Gegenwartsliteratur, ein Antifaschist doch wohl und als Poet oftmals ein Realist von hohen Graden. Er hat den List Verlag eine Geschichte abdrucken lassen, die, gelinde gesprochen, recht übel ist. Sie taugt nicht nur als Geschichte nichts, was sicherlich kein Zufall ist, denn die Poesie duldet keine Willkür gegenüber der Wahrheit; sie nimmt sich einfach aus wie ein

literarisch angehobener RIAS-Kommentar aus der Sendereihe „Aus der Zone – für die Zone“.

Nun hört man ja, Schnurre will die Sache vor Jahren angefertigt und jetzt gedankenlos aus der Schublade gefischt haben; auch wenn man es glauben wollte, für eine Entschuldigung wird man es nicht halten können. Der Weyrauch-Band erschien 1960, und unter diesem Datum und unter Schnurres Namen liest man folgende Schilderung der Menschen in der DDR: „Sie schlingen ihr Essen runter, kippen ihren Korn, ihre Molle, reden gedämpft, wechseln 's Thema, wenn sich 'n anderer an 'n Tisch setzt, lachen nicht, lächeln nicht, knautschen ihr armes Papiergeld zusammen, lassen sich auf 'n Pfennig rausgeben, stehn müde und kaputt auf und gehn genau so grau und unlustig weg, wie sie kamen.“ Mit einem Wort: Zuchthauskantine. Wenn man die armen Kerle nicht ganz rasch befreien muß, dann weiß man nicht . . .

Aber Walter Jens, Professor, kann es noch besser. In seiner Schilderung „Ein Tag in Berlin“ erblickt er, kaum daß er mit einem westlichen Reisebus über die Sektorengrenze zu uns hereingerollt ist, „das Volk, das sich um Zigarettenkippen balgt“, das „Gesicht der Trümmerfrau, die Poren zeigen sich, Falten und Grate, die Sorgenspur auf der Kernseifenhaut . . . die Masche im Wollstrumpf“ und wittert den „Armeleutegeruch der dreißiger Jahre“, und er findet natürlich die unabdingbare Zutat zu diesem Klischee: bettelnde Kinder. Spät in der Nacht steht er vor den rostigen Gittern des Friedhofs, auf dem Brecht begraben liegt, und von ferne nähern sich Schritte. „„Aus dem Westen?“ fragt der Volkspolizist, ‚es kommen viele an sein Grab.‘ Er legt die Hand an die Mütze, wendet sich ab und geht weiter . . . Weiß er Bescheid, kennt er sich aus im Ritual der Zeit?“

Ja, er muß Bescheid gewußt haben, der Jenssche Volkspolizist, er muß von der allumfassenden Liebe, mit der der Westen Brecht seit je umgeben hat, gewußt und daraus gefolgert haben: wenn einer nächstens an das Brecht-Grab schleicht, dann kann es nur einer aus dem Westen sein.

Der Antikommunismus, die Grundtorheit der Epoche, kann auch literarisch nichts anderes hervorbringen als Torheiten, platten oder ausgetüftelten Quatsch.

Nun sage aber niemand den Mitarbeitern an Weyrauchs Buch, sie seien Antikommunisten; die meisten von ihnen würden diesen Vorwurf energisch zurückweisen und Selbstzitate andienen, aus denen hervorgehen wird, daß sie sich des öfteren schon gegen den öden und blöden Antikommunismus ausgesprochen haben.

Gegen den ja, aber wie steht es mit den „feineren“, „subtileren“ Spielformen dieser Haltung? Und wie steht es, wenn wir denn vom aktiven nicht sprechen wollen, mit dem passiven Antikommunismus, womit ich jene Verfassung meine, in der man sich zwar hütet, Anti-Ost-Parolen zu verbreiten,

sich zugleich aber schrecklich fürchtet vor auch der leisesten Berührung mit Auffassungen oder gar Leuten, denen man „östliche“ Herkunft nachsagt?

Es könnte einer der fünfzehn List-Schriftsteller gewesen sein, der mich einmal gebeten hat, wir möchten ihm doch einen kräftigen Verriß zuteil werden lassen, damit sein Geschäft besser laufe. Und es war einer von ihnen, der, als er von meinem Plan hörte, mich mit dem List-Band zu befassen, sehr besorgt war, ich könnte die Sache loben. Es war grotesk, sie wenig später die Freiheit preisen zu hören, in der sie lebten, und ebenso grotesk waren ihre Beteuerungen, Antikommunisten seien sie beileibe nicht.

Peter Hamm hat schon recht: das eine Tabu respektieren sie alle. Aber merken sie denn nicht, daß es schon weit mehr als der kleine Finger ist, den sie da auch *ihren* Gegnern reichen, daß sie ihnen den Rücken frei machen und ihnen Grünlicht geben für eine kettenklirrende Fahrt nicht nur gen Osten?

Wahrscheinlich kann sich jeder dieser wackeren Nicht-Antikommunisten an folgendes Erlebnis in der Nazizeit erinnern: Er traf einen Bekannten, der ihm versicherte, er halte diesen ganzen Antisemitismus für scheußlich und nichts könne ihn bewegen, da mitzumachen. Und beim Abschied sagte der Bekannte dann noch, übrigens bäte er doch, des jüdischen Freundes, den er da in den zwanzigern gehabt habe, nirgendwo Erwähnung zu tun. Denn es roch nach Menschenasche . . .

Wer die Bundesrepublik in ein „Modell des Maßes, der Vernunft und einer friedlichen Ordnung“ wandeln möchte, darf sich nicht von den maßlosen Feinden aller Vernunft und des Friedens die Kriterien ausleihen, nach denen zwischen Freund und Feind unterschieden wird.

Wer darauf verzichtet, seine Freunde zu suchen, wo sie wirklich sind, wird nicht einmal ein einsamer Rufer bleiben; er wird eines Tages zum Verstummen gebracht werden.

Bleibt „Zum dritten“ zu sagen: Welche Empfehlungen schließen die Schriftsteller um Weyrauch an ihre Sorgen und Ängste, und welche Mittel und Wege führen nach ihrer Ansicht zu ihrem „Modell“? Enzensberger sagt nichts dazu, Hartlaub nichts, Kaschnitz nichts, Edschmid nichts, Schnurre nichts, Jens nichts, Scholtis tastet nach einem nicht existierenden Rückwärtsgang im Wagen der Geschichte: „So muß ich mich wirklich fragen, ob es nicht an der Zeit wäre, die Existenz der sogenannten beiden deutschen Staaten einfach rückgängig zu machen . . . Wäre es nicht an der Zeit, diese miserable Partie auf Kosten des deutschen Volkes schlankweg umzustoßen, wie man eine verfehlte Schachpartie auf einem wackligen Tischchen abbricht, für ein neues Beginnen die Figuren abermals in Grundstellung bringend und alles, alles in Gottes Namen ganz von vorn anfangend?“; Beheim-Schwarzbach sagt nichts dazu, Schallück wünscht sich was: „Zu wünschen wäre eine neue Gesell-

schaft, ohne Anführungsstriche, die Formen bildet, Eliten sammelt und bindet, Ideen produziert und verwirklicht, lebendig ist, wach, furchtlos, leidenschaftlich, erfüllt, anspruchsvoll, lebendig, lebendig . . . Klischiert wird auch sie eines Tages. Aber bis dahin . . .“; Walser sagt nichts, Gollwitzer findet immerhin: „Der kalte Bürgerkrieg zwischen den beiden deutschen Staaten bringt die Keime des Zerfalls der Freiheit. Sie müssen ständig erkannt und zertreten werden.“ Kreuder antwortet auf die Frage, wofür der Mensch heute zu leben *wähne*: „Er wähnt für den Frieden zu leben, für die Gerechtigkeit, für die Menschlichkeit, für eine bessere Zukunft, für die Anständigkeit, für die Ächtung des Krieges und der Kriegswaffen, für die staatliche Anerkennung und Förderung der Künste und ihrer schöpferischen Kräfte.“ Weyrauchs Vorstellungen lassen sich aus dem ablesen, was er für verpaßt hält: „Aus Grausamkeit könnte Anstand werden, aus Liebe zu sich selbst Liebe zum anderen, aus Macht und Ohnmacht die Gewaltlosigkeit der im Geist Mächtigen. Wir hätten auf unsere Fehler verzichten können. Wir hätten unsere Vorzüge entwickeln können.“ Und an ein Gleichnis vom Bundesbürger, der einmal mit der Hilfe anderer vom „Dreck der schwarzen Vögel“ befreit worden sei und nun wieder im Dreck sitze und wieder nach Hilfe rufe, schließt er die Worte: „Aber keiner antwortete ihm. Denn es gab eigentlich nur einen einzigen, der ihn befreien konnte: ihn selbst.“

Richter nennt als Gegenbild zur bundesrepublikanischen Haltung das, was er auf seiner Reise in die DDR erfahren hat: „... ein überaus lebendiges politisches Interesse, ein wacher Wille zur Veränderung . . . die große Sehnsucht und das echte Bedürfnis nach Wiedervereinigung, nach einem deutschen demokratischen Staat, frei von allen diktatorischen Tendenzen und frei von allen krieglerischen Ambitionen: ein demokratischer Staat zwischen den Blöcken.“ Koeppen schließlich sagt: „Der rote Führer fordert Abrüstung bis zum letzten Soldaten. Wir lachen hämisch und schreien: Utopie! Erregt uns solche Zukunft nicht? Glauben wir nur an das Schlechte? Warum nehmen wir den Kommunisten nicht beim Wort? Das Gesicht des roten Führers ist ernst. Seine Augen scheinen das große Leichenfeld zu sehen, zu dem uns Verwirrung machen kann. Vielleicht lügt der Russe. Ich weiß es nicht. Aber wenn er nicht lügt, bietet er den Frieden, und unser Lachen ist auf jeden Fall nur dämlich.“ Ist auch die Zahl der Nichtwisser größer als die der anderen, so stecken doch in den Vorstellungen dieser anderen eine Reihe günstiger Ansatzpunkte, trotz der Verdreht- und Verschwommenheiten, die man nicht übersehen kann.

Demokratie und nicht Diktatur, Verständigung und nicht Haß, Abrüstung und nicht Aufrüstung, Gerechtigkeit, Menschlichkeit und Frieden, nicht Krieg – wenn diese Gedanken in Westdeutschlands Literatur, in Westdeutschland überhaupt die Oberhand gewannen, wie nahe wären wir dann

ihrer Verwirklichung. Dann käme das „Modell des Maßes, der Vernunft und einer friedlichen Ordnung“ in Sicht.

Doch Gedanken schlagen sich nicht selbst die Bahn; sie müssen ausgesprochen werden, immer und immer wieder, sie müssen zu denen gebracht werden, die sie angehen, denen sie willkommen sind, sie dürfen nicht, weil da welche sind, die sie nicht willkommen heißen, verschränkt, verzerrt, verbogen, gebrochen werden.

Wer den Mut zum richtigen Gedanken hatte, muß auch den Mut zu der ihm innewohnenden Tat aufbringen; er muß nicht nur Mut gegen seine Feinde beweisen, sondern auch Mut zu seinen Freunden. Die Abstinenz von den wahren Freunden birgt den Abschied vom richtigen Gedanken schon in sich.

Jeder Gedanke, jede Idee wird nur dann zur materiellen Gewalt, zur einzigen Kraft, die wirklich verändern, Neues bringen kann, wenn sie zu den Massen findet, also zurück nach Hause.

GEWISSE PERSPEKTIVEN

*Nachts am Fenster unter der Lampe,
Unter dem schwarzen Himmel, unter den
Aufleuchtenden Sternen wie unter den
Verlöschenden,
Überlege ich, Freunde in nachbarlichen Ländern,
Was uns unterscheidet.*

*Noch liegen große Teile unsrer Städte
Hauslos und kahl, während ihr
Aus dem fünfzehnten Stockwerk auf
Neue Zentren schaut.*

*Eure Straßen sind hell wie am Tage, so daß
Man in der Zeitung lesen kann, und zwar:
Wie die Finsternis in den Köpfen zunimmt.
Indes wir
Geleitet vom Mondlicht dabintappen.*

*Bei uns
Fließen die Flüsse nicht langsamer: es
Hat nur den Anschein.*

*Auch bei uns
Werden Leute überfahren und sogar von Autos.
Auch bei uns
Näßt der Regen die Haut, wächst Korn
Und prügeln sich Betrunkene.*

*Staudämme richten wir auf, ähnlich den
Euren, Stahlwerke und Hochöfen; stoßen
Antennentürme in die rußigen Wolken,
Schlagen die stählernen Klauen der Bagger
In den grünen Erdenleib,
Daß die Koble hervortritt, wie Fleisch
Unter der Haut
Nach einer Verletzung.*

*Aber es erheben sich Unterschiede
Zwischen euch und uns.*

*In eurem Staat ist ein gerechtes
Regieren nicht möglich, weil er dann
Nicht mehr bestünde; hingegen
Der unsere kann nur bestehen, wenn
Gerecht regiert wird.*

*Ihr glaubt, die schlechten Verhältnisse
Kommen von den schlechten Menschen her; wir
Wissen das Gegenteilige.*

*Der Unterschied ist: Ihr
Wißt wenig und redet viel und lauthals daher
Wie es Greise tun.*

*Wir erkannten die Wahrheit. Und
Dem Kinde gleich, das sprechen lernt, kommen
Unsere ersten Worte uns zögernd über die Lippen.
Aber sind
Darum voller Gewißheit und bedeuten: Wir
Sind die neue Welt.*

*Wir glauben an uns.
Wir übernehmen die Geschäftsführung dieses
Jahrhunderts.
Wir werden die Gebrechen heilen.
Wir machen das Krumme grade.
Wir sind der endliche Anfang.
Wir richten uns ein
Für nichts weiter als die nächsten Äonen
Und
Noch einen Tag dazu.*

*Das unterscheidet uns von euch, deren
Angesicht ich nur
Verschwommen noch erkenne, da ihr
In der Vergangenheit lebt, wir in der Zukunft
Und beide
Getrennt durch die Gegenwart.*

GEHEIMNIS UND GESCHÄFT (II)

Des Autors Doppel-Ich, sein zwiespältiger Charakter, ist im Werk von B. Traven meist durch zwei Personen vertreten. In der Novelle „Nachtbesuch im Busch“ („Der dritte Gast und andere Erzählungen“, Verlag Volk und Welt, Berlin 1958) ist es einerseits Gale, der Weltenbummler, der ewig Suchende und Phantast, der Khundar-Poet; andererseits Doktor Wilshed, der nüchterne Tatsachenmensch, maskenhaft verroht, voll brutaler Wahrheit und Zynismus, der Hyotamore von Kyrena. Eng verschlungen werden prosaische Wirklichkeit und innere Gesichte, die schließlich mit Verlauf der Handlung nicht mehr voneinander zu trennen sind.

Doktor Wilshed: „Der tropische Busch macht schweigsam und denkend, und der Doktor lebte hier seit einem Menschenalter, hatte sich hierher verkrochen, wahrscheinlich weil er die Menschen nicht ertragen konnte oder weil er eine Enttäuschung erlebt hatte, aus der seine Seele zu retten eine Flucht in den tropischen Busch die einzige Lösung gewesen war. Ich hatte zuweilen das Empfinden, daß der Doktor vor langer Zeit schon gestorben sei, daß er es selbst nicht wisse, daß er tot sei und daß er darum hier noch sitze, weil niemand da sei, der sehen könne, daß er tot sei, und niemand komme, ihn zu begraben. Wenn man sorgfältig um sich blickt, wird man leicht finden, daß eigentlich nur die Menschen sterben und begraben werden, *die Erben haben* oder für die jemand zu sorgen hat . . . Aber die Schweigsamkeit des Doktors war doch oft beängstigend. Es kam vor, daß er einen Satz begann . . . und vergaß, den Satz zu beenden. Er konnte häufig nicht entscheiden, ob er etwas gesagt oder nur gedacht hatte . . . Er lebte dort mutterseelenallein, betrieb ein wenig Landwirtschaft . . . Den größten Teil seiner Zeit verbrachte der Doktor mit Lesen.“ Hier erleben wir das Nirwanaideal des Buddhismus, die vollkommene Begierde- und Leidlosigkeit, ein Jenseits im Diesseits. Wer dies erreicht hat, „hat den Tod überwunden“. Der Weise „geht aus wie eine Lampe“, der der Brennstoff fehlt; er ist „erlöst“ und wartet ruhig seine Zeit ab.

Da der Doktor für kurze Zeit in die Vereinigten Staaten reisen muß, bewohnt in dieser Zeit sein ärmlicher Nachbar Gale (B. Travens Haupt-Ich-Erzähler) den Bungalow. Die umfangreiche Bibliothek des Doktors verleitet Gale zum Lesen. Und die Leseleidenschaft wächst von Tag zu Tag. Gale liest und liest und vergißt darüber seine Umwelt. „Eine *neue Welt* steigt

auf“: Gale durchlebt die stolze Tradition der Bewohner des Landes. Wirklichkeit und Phantasie verschmelzen und gipfeln jetzt im Wachtraum des „Nachtbesuches“: ein Königssohn der Panukesen erscheint und zeigt Gale eine gräßliche Fraßwunde am Bein: „Nacht ist kalt und lang“, begann er zu reden. „Schweine stören mich. Entsetzlich ist es, o Herr, sich nicht verteidigen zu können. Gebaut mit heiliger Sorgfalt, sicher zu sein für die Ewigkeit. Doch es zerfällt und bricht. Lang ist die Nacht, dunkel und kalt. Denken Sie, o Herr, die Schweine, die Schweine. Schweine sind das Grauen“ ... „es sind die Schweine, die ich fürchte und die mir Qualen bereiten, nicht die Wunde, die ich kaum beachte. Diese Wunde ist für mich nur das Zeichen dessen, was noch folgen wird.“ Und das Phantom wird anderntags Wirklichkeit in einer aufgefundenen Fürstengruft nahe des Bungalows, wo die drei Schweine wühlten und eindringen, um das Bein des Fürstensohnes anzufressen. Die drei Schweine verkörpern sinnbildlich die Konquistadoren, die einst mordend, sengend und raubend in das Land einbrachen und die Kultur zerstörten; sie versinnbildlichen ferner die weiße (kapitalistische) Zivilisation, die sich in das Dschungelgebiet vorfrisst und Ruhe, Frieden, Eintracht der Eingeborenen stört. Diese Traumvisionen Gales wurden ausgelöst durch eine wirkliche Begegnung mit einem zerlumpten indianischen Köhler, dessen Vorfahren einst stolze Fürsten unter den Panukesen waren. Der indianische Köhler antwortet Gale in einem Gespräch: „Ihre Zivilisation wird von einem einzigen Gedanken geleitet, und der heißt: Geld. Mit Geld kann man Geschäfte machen, aber keine Seelen erwärmen.“

Nach einigen weiteren Erlebnissen Gales, bei denen sich Wirklichkeit und Phantasie überschneiden, folgt wieder die Frage: „Oh, Sonne, Mond und alle Sterne, erlöst mich von meinen Qualen! Was, um aller Lebenden und Toten willen ist Wahrheit?“

In der nachfolgenden Nacht wird Gale durch eine Reihe wirrer Angstträume gequält, die historische Ereignisse des mexikanischen Landes berühren, bis das Unwirkliche Wirklichkeit wird: der indianische Fürstensohn tritt noch einmal an Gales Bett. Der Alp ist damit überwunden: „Doch ich spürte keinerlei Furcht, dagegen war in mir ein wohlthuendes Empfinden brüderlicher Liebe und Freundschaft. Ein merkwürdiges, schwer zu beschreibendes Gefühl von Ruhe, Zufriedenheit, Vollkommenheit und großer Glückseligkeit. Und ich geriet unter den Eindruck, daß, sollte ich in den letzten Minuten meines Lebens ein ähnliches Empfinden haben, ich Sterben als das herrlichste Ereignis meines ganzen Lebens betrachten würde ... Für Liebe allein ist es, daß Menschen geboren wurden, und nur der Liebe wegen ist es, daß sie leben. Was auch immer man an Würden, Ehren, Verdiensten, Ruhm und Reichtümern erworben haben mag, verglichen mit der Liebe zählt es nichts.“

Die gescheiterte Hoffnung in der „alten Welt“ – die Abrechnung erfolgte im „Totenschiff“ – wird im neuen Lebensbereich nach unzeitigem Irren, nach Drangsalen und qualvollem Suchen zur befreienden Hoffnung. Gale ahnt seine neue Heimat: „Ich kehrte zu meinem Bett zurück und fiel sofort in einen Schlaf, der so tief, so gesund, so traumlos war, wie ich seit Wochen keinen gehabt hatte. Er war wie der erste erfrischende, wohltätige Schlaf nach einer schweren Krankheit.“

Noch einmal treten bei Gale mit Rückkehr des Doktors Zweifel auf: „Bin ich wirklich willkommen hier?“ Doch die Vergangenheit von Gale ist (wie bei dem Doktor) endgültig überwunden und zerstört; es gibt kein Zurück mehr. Gale muß den Schritt vorwärts wagen, um weiter existieren zu können. Fluchtgedanken treten auf. Aber wohin? Gale löst einfach für zehn Peso ein Billett und fährt los. Bei einer ihm völlig unbekannten einsamen Station springt er ab. Der Würfel ist gefallen. Mit nüchternem Wachsein folgt der Entschluß: „Weniger als dreißig Meter von der einen Seite des Bahngleises wie auch von der anderen stand der Busch. Der Busch, dicht, trocken, vergärmt, und wie es mir schien grüngrau, in diesem Augenblick schwarz, in der sammetweichen Finsternis der Nacht den Eindruck auf mich machend, als ob er näher auf mich zukomme, langsam wohl, aber unentrinnbar. Er kam auf mich zu, düster und unaufhaltsam, drohend, mich mit seinen Fängen zu umschließen, mein Herz mit Schrecken erfüllend, daß, sollte er mich in der Gewalt haben, er mich langsam aufschlürfen würde, mein ganzes Sein, mein Herz, meine Seele, ohne auch nur ein paar bleichende Knochen übrigzulassen, die anderen Menschen erzählen könnten, daß hier einmal in dieser Nacht ein menschliches Wesen des Weges gekommen sei, um dem Busch zu entfliehen . . . Der Busch sang sein ewiges Lied, sang seine ewig sich verändernden Geschichten, von denen jede neue begann mit dem letzten Satz der soeben beendeten.“

Und zum Vergleich Gedanken von Ret Marut, die er 1918 niederschrieb, nach seinem Erlebnis der Beisetzung von Frank Wedekind. (Die Gedanken von Ret Marut und B. Traven bilden ferner ein Analogon zum Tod des Dichterjünglings in P. B. Shelleys „ALASTOR oder Der Geist der Einsamkeit“.)

„Jedoch diese widerliche Grablegung . . . veranlaßte mich, eiligst nach Hause zu fahren und hier alle nötigen Anordnungen zu treffen. Nunmehr ist Gewähr geboten, daß kein Mensch einmal erfahren wird, wenn ich meinen letzten Atemzug verrichte. Sobald ich mein Ende herannahen fühle, werde ich mich gleich dem Tier in das dichteste Gestrüpp verkriechen, wohin mir niemand zu folgen vermag. Und hier will ich dann in Andacht und in Ehrfurcht das unendliche Wissen erwarten und lautlos verrecken und still und schweigend hinüber gehen zu der großen Einheit, von der ich gekommen

bin. Und dankbar will ich den Göttern sein, wenn sie mit meinem Leichnam hungernde Aasvögel und verstoßene Hunde einmal satt füttern, so daß nicht ein bleiches Knöchelchen übrigbleibe . . ." („Der Ziegelbrenner", H. 4.)

Und noch einmal Ret Marut als Hyotamore von Kyrena im „Ziegelbrenner" (H. 3): „In ureigener Sache: es ist mir einerlei, ob ich in einem Klub-sessel oder auf einem Dunghaufen meinen letzten Atemzug verrichte. Das ist nebensächlich. Wichtig ist mir, daß mich in dieser heiligen Verrichtung niemand stört, weder das Öl noch der Mediziner, noch der Zauberer, noch der Hohepriester, noch die sanfte Hand des Darauf-Wartenden. Denn es geht nichts über die Qual, in den Augen, auf den Lippen, im dargereichten Becher zu lesen: Gleich hat er es überstanden! Meine unbegrenzte Hochachtung vor dem Tier, das sich versteckt und dessen leises Verstecken von allen anderen Tieren gewürdigt wird, indem sie unbeirrt weiter essen, sich begatten und sich in ihren Spielen vergnügen."

Als Ergänzung zur Novelle „Nachtsbesuch im Busch" übersandte B. Traven Bildmaterial vom Bungalow, wo er diese Novelle schrieb, und einen Brief. Darin lesen wir: „Aber der Zwang, jene Geschichte niederzuschreiben, kam mir in diesem Bungalow, und der Zwang wurde schließlich so stark, daß ich das Erlebnis endlich, in diesem Hause, niederschreiben mußte, um mich von einem inneren quälenden Empfinden zu befreien. Und als ich endlich jene Novelle vollendet hatte, war ich jenes quälende Gefühl, das wochenlang auf mir gelastet hatte, los und ich fühlte mich wieder wohl und lebendig." („Die Büchergilde", Februar 1928.)

Die ursprüngliche Fassung der Novelle (1928) bricht mit dem nüchternen Rat des Doktors ab: „Ja, und was ich Ihnen raten möchte: Nehmen Sie sich ein nettes, nicht zu dreckiges Indianermädel in Ihre Strohbude. Als Köchin. Dann erscheinen Ihnen keine toten Indianer mehr." („Der Busch", Büchergilde Gutenberg, Berlin 1928.) Die Erweiterung der Handlung (versuchte Flucht aus dem Busch und endgültiger Entscheid, im Busch zu bleiben und dort zu sterben) wurde erstmalig in der Züricher Ausgabe 1950 veröffentlicht. Offensichtlich handelt es sich bei diesem Nachtrag um die letzte literarische Arbeit B. Travens, der seinen Tod nahen fühlte. Der Hauptmanager im BT-Geschäft, Hal Croves, schrieb – in die Enge getrieben – bereits 1948: „Ich habe Gründe zur Annahme, daß er (gemeint ist B. Traven – R. R.) seit kurzem nicht mehr lebt." Als Nachlaß B. Travens blieb das flüchtig skizzierte Manifest „Der Künstler", worüber noch zu sprechen sein wird.

Ret Marut floh aus Deutschland, trampelte durch einige europäische Länder (Belgien, Holland, Frankreich, Spanien), war mittellos, ohne Papier; ein „Eigner". Hin und her geschoben von der Grenzpolizei, ließ er sich schließlich anheuern, um der „europäischen Zivilisation" den Rücken zu kehren:

„Ich bin auch auf Tankschiffen gefahren, wenn auch nicht rund um Europa herum. Ich hatte dazu keine Gelegenheit. Denn ich arbeite auf amerikanischen und britischen Tankschiffen als Heizer und als Maschinengehilfe . . . Ich habe amerikanische und britische Tankschiffe gefahren, nicht aus Vergnügen und Abenteuerlust, sondern um mir meinen Lebensunterhalt zu verdienen, und ich habe, auf allen diesen Fahrten, gleich allen arbeitenden Seeleuten ‚vor dem Mast‘, im Mannschaftsquartier gelebt, wenn ich nicht auf Wache vor den Kesseln oder bei den Maschinen war.“ (B. Traven, „Herr Anton Zischka schreibt ein Buch“, Die Büchergilde, Zürich 1935.)

Die erste Atempause fand Marut vermutlich als Hauslehrer bei einer ihm bekannten (deutschen?) Familie. (Im „Ziegelbrenner“, Ausgabe vom 20. März 1920, steht zu lesen, daß Ret Marut auch in den USA Abonnenten und politische Freunde hatte; zum Beispiel in Randolph, Wis. USA.) „Ich war eine Zeitlang Hauslehrer bei einer amerikanischen Familie in Zentralamerika“ (B. Traven, „Land des Frühlings“, 1928). Und unmittelbar in diesem Zusammenhang plaudert B. Traven weiter: „Eines der schönsten deutschen Märchen, das ich kenne, ist die Geschichte des Jungen, der ausging, das Gruseln zu lernen.“ Im „Ziegelbrenner“, 20. März 1920, wird auf die Verbindung mit dem Ausland hingewiesen: „Von dem vorigen Hefte (vom 20. März 1920 – R. R.) gingen, wie ich bestimmt weiß, nach England 9, nach Schottland 5, nach Irland 2, nach den Vereinigten Staaten 10, nach Frankreich 4, nach Holland 3, nach Skandinavien 9, nach der Schweiz 20, nach Belgien 6, nach Italien 14, nach Spanien 6, nach Argentinien 2, nach Brasilien 1, nach Mexiko 1, nach Chile 1, nach Vorderindien 3, nach Japan 3, nach China 1. (. . .) Ein altes deutsches Sprichwort sagt, daß der Prophet in seinem Vaterlande nicht gehört werde. Kann sein, daß dies Wort wahr ist. Mir ist es jedenfalls egal.“ Allzuoft tritt – trotz der demonstrierten Bescheidenheit – ein schmerzlicher Unterton hervor, nicht „gehört“ und „geehrt“ zu werden. B. Traven in seinem Brief über den Bungalow, wo er die Novelle „Nachtbesuch im Busch“ schrieb: „Recht froh bin ich, daß man an diesem Hause nie eine Gedenktafel wird anbringen können; denn ehe ich so alt und verwittert sein werde, daß ich eine Gedenktafel verdient habe, wird der Busch das Haus aufgefressen haben. Es mache sich niemand die Mühe, den Bungalow zu suchen. Er ist, wie ich vor einem halben Jahr erfuhr, bereits vom Busch gefressen und gesund verdaut. F. S. M. Friede seinem Moder!“ In einem der ersten Briefe von B. Traven an die Büchergilde teilte er mit, daß er 35 Meilen von Tampico entfernt lebe und nur von Zeit zu Zeit die Post in Tampico in Empfang nehmen könne. Sämtliche Briefe und Manuskripte waren mit Schreibmaschine abgefaßt. Das Papier der ersten Manuskripte war vergilbt, von Insekten angefressen und durchlöchert. Wahrscheinlich hatten diese Schriften längere Zeit in einer Kiste im Busch gelagert. Die ersten Briefe sind noch hand-

schriftlich unterzeichnet, doch nachdem B. Traven in Deutschland immer populärer wurde, vermied er die Unterschrift und setzte unter die Briefe lediglich mit Schreibmaschine: B. T. und manchmal nur: T.

Nach dem „Totenschiff“ folgte der Goldsucherroman „Der Schatz der Sierra Madre“ (1927), in dem die verhängnisvolle Wirkung des Goldes auf den Charakter der Menschen dargestellt wird (Modellfall für den Kapitalismus). Die beiden positiven Gestalten des Romans verzichten auf das Gold („Zivilisation der Weißen“) und siedeln sich unter den Indianern als deren-gleichen an. Sie fanden den „alten Schatz“ (brüderliches Miteinanderleben). „Der funkelnde Schatz, den du meinst, der liegt auf der anderen Seite.“

Während das „Erste Buch“ der „Baumwollpflücker“ noch von der Resignation des Ich-Erzählers Gale bestimmt wird („Es ist ja alles egal. Alles ist Busch. Überall ist Busch...“), erleben wir im „Zweiten Buch“ (das viel später geschrieben wurde) die Gesundung des Autors im neuen Lebens- und Wirkungsbereich. Gale hat eine tausendköpfige Rinderherde durchs Land zur Stadt zu führen: „Oh, was für einen schöneren Anblick gibt es, als so eine Riesenherde gesunder halbwilder Rinder! Dort vor einem trampt und stampft sie, die breiten Nacken, die runden Leiber, die mächtigen stolzen Hörner. Das ist ein wogendes Meer voll unsagbarer Schönheit. Gigantische Stärke lebendiger Natur gebändigt unter einen Willen. . . . Die Tiere brüllten ab und zu oder zankten sich und stießen sich. Es wurde geschrien und gerufen. Die Glocken läuteten. Die Sonne lachte und glühte. Alles war grün. Das Land des ewigen Sommers. O du schönes, o du wunderschönes, uraltes, sagen- und liederreiches Land Mexiko! Deinesgleichen gibt es nicht wieder auf dieser Erde.“

Ich mußte singen. Und ich sang, was immer mir einfiel, Choräle und süße Volkslieder, Liebeslieder und Gassenhauer, Opernarien, Sauflieder und Dirnenlieder. Was kümmerte mich der Inhalt der Lieder? Was ging mich die Melodie der Lieder an? Ich sang aus froher freier Herzensfreude . . .“

Durch die ersten Publikationen mit finanziellen Mitteln versehen, kaufte B. T. Reitmule, Fotoapparat, Reiseausrüstung, nahm sich einen indianischen Burschen (Tzotzil-Indianer) und reiste in der Zeit von Mai bis Oktober des Jahres 1926 eine Strecke von etwa 350 Kilometern durch Chiapas. Ergebnis: „Land des Frühlings“, Büchergilde Gutenberg, Berlin 1928; ein umfangreicher Reisebericht mit sozialen Studien, Wissen über die dort lebenden Indianernationen; weitschweifigen, oft fragwürdigen und unwissenschaftlichen Betrachtungen zur „Rassenpolitik“; einer Menge Bildern und einer Karte. (Eine neubearbeitete, gekürzte Ausgabe des Buches wurde 1950 von der Büchergilde in Zürich herausgegeben.) Im gleichen Jahr (1928) veröffentlichte die Büchergilde Gutenberg den Sammelband Erzählungen „Der Busch“ mit der bereits erwähnten Novelle „Nachtbesuch im Busch“.

B. Traven verzichtete damals auf einen Teil seines Honorars zugunsten der Werbekasse des Verlages. Ferner übersandte er der Büchergilde einige Geschenke (kunsthandwerkliche Gegenstände, Schallplatten usw.). Eine besondere Reklame für seine Bücher lehnte er jedoch strikt ab. Ebenso Verfilmungen. Um so mehr muß es uns heute befremden, daß die BT-Manager so emsig die Reklametrommel rühren. Auch sind in jüngster Zeit einige seiner Romane verfilmt worden. In diesem Zusammenhang ist interessant, daß Traven früher bereits bei der kleinsten Veränderung seines Textes heftig protestierte und lieber auf eine Veröffentlichung verzichtete, bevor er irgendwelche Zugeständnisse machte. In den neueren Traven-Publikationen lassen sich hingegen umfangreiche Kürzungen und Veränderungen nachweisen.

Im Jahre 1929 erschien der Roman „Die Brücke im Dschungel“, den die „Leipziger Volkszeitung“ bereits 1927 fortsetzungsweise (mit großem Abonnentenverlust!) vorabgedruckt hatte. Dieses Buch ist für die Identifizierung Traven-Marut besonders ergiebig durch die Parallelität der Gedanken, Ansichten und sprachlichen Eigenart. In der Neuausgabe (Universitas Verlag, Westberlin, Copyright 1954 by Esperanza Lopez Mateos, Mexico-City, and Joseph Wieder, Zürich.) sind die meisten dieser typischen Stellen gestrichen bzw. völlig neu bearbeitet.

B. Traven hatte sich intensiv mit der Revolutionsgeschichte der proletarischen Indianer in Mexiko (insbesondere wieder im Staate Chiapas) beschäftigt. In einem Brief vom 18. Oktober 1927 teilte er der Büchergilde mit: „Es ist mir bis zu dieser Stunde nicht gelungen, auch nur einen einzigen Abschnitt dieses Befreiungskampfes in nüchterner geschichtlicher Form oder in einem Kunstwerk dem europäischen arbeitenden Menschen verständlich zu machen; denn gegenüber der Größe, gegenüber dem Umfang der kulturellen, der zivilisatorischen und der wirtschaftlichen Begleiterscheinungen und logischen Folgen dieses indianisch-proletarischen Befreiungskampfes versagen alle Werkzeuge eines Schreibers oder eines Dichters, wie sie mir bis heute zur Verfügung stehen.“ („Die Büchergilde“, Februar 1928.) Die „Caoba-Reihe“ beweist: B. Traven hat die notwendige künstlerische Form gefunden und seine mystischen Ambitionen endgültig überwunden. Klar zeichnet sich die Konzeption des gewaltigen Epos über Leben, Leiden und Rebellion der Caoba-Arbeiter ab. Hier ist Abstand vom Stoff, hier entschwinden die üblichen persönlichen Schreie und eigenwilligen Abschweifungen, hier ist alles real, in sich geschlossen und nüchtern, hart wie Mahagoniholz.

Breit wird die Exposition im „Karren“ (1931) dargelegt (insbesondere das Schicksal und die zarten Liebesbeziehungen des Indianer Andreu und seines „Sternchens“); dann die widerliche Gegenseite in „Regierung“ (1931), das Schachern und abscheuliche Treiben eines Don Gabriel, bis der breite Strom

der Handlung in Fluß kommt („Der Marsch ins Reich der Caoba“, 1933); die furchtbare Quälerei der Boyeros und Hacheros im Dschungel („Trozas“, 1936); der endgültige Ausbruch der Empörung („Rebellion der Gehenkten“, 1936) und der siegreiche Rückmarsch der bewaffneten Rebellen, um mit den Tyrannen des Landes abzurechnen („Ein General kommt aus dem Dschungel“, 1939). Der Sieg der Rebellenchar erhellet das Ende ihres Leidensweges: „Sonne und Frieden“, so heißt die utopische Siedlung, die – mutatis mutandis – an die Hacienda „Die weiße Rose“ erinnert.

Immer wieder schweifen Travens Gedanken bei seinen Schilderungen der mexikanischen Welt ab und berühren Erlebnisse und Erfahrungen aus der Vergangenheit, vor allem aus seiner Münchener Zeit. Die Betrachtungen, Vergleiche werden vorsichtig durch „Verstellen der Stimme“ fixiert, damit der Leser keine direkte Beziehungen findet. Viele Situationen und Ereignisse im Lebensbereich der Indianer sind autistische Wunschwahrheiten. Ein Beispiel soll hier gegeben werden: B. Traven führt den Kampfweg seiner Caoba-Rebellen konsequent zu dem Ziel, das er bereits in den Tagen der Novemberrevolution in Deutschland anstrebte. Der politische Freund und Lehrer Ret Maruts, Gustav Landauer, hatte im Jahre 1910 in seinem Flugblatt „Die Siedlung“ den Aktionsplan des „Sozialistischen Bundes“ entworfen. Dort hieß es unter anderem: „Wir wollen Siedlungen gründen . . . Wir wollen nach Möglichkeit aus dem Kapitalismus austreten; wir wollen sozialistische Gehöfte, sozialistische Dörfer gründen . . . Wir wollen Vorausgehende sein, wir wollen uns in Bewegung setzen, und durch unsere Bewegung wollen wir die Massen bewegen . . .“

Während der Novemberrevolution fordert Gustav Landauer von der Regierung ein Terrain, um seinen Plan, dessen Voraussetzungen auch im „Ziegelbrenner“ nachzulesen sind, zu verwirklichen. B. Traven berührt im vorletzten Band der „Caoba-Reihe“, im Roman „Die Rebellion der Gehenkten“, bei seinen Betrachtungen über das Schicksal der Salvajes die vergeblichen Versuche der Innenkolonisation in kapitalistischen Ländern: „Genau dieselben Gründe waren es hier wie in zivilisierten Ländern, wo die Regierungen es verhindern, wenn nötig mit militärischer Gewalt, daß etwa arbeitslose Proleten von unbebautem und brachliegendem Land Besitz ergreifen, sich auf diesem Lande sesshaft machen und hier ihr Leben nach eigenem Gutdünken unter eigener Regierung führen. Die Idee könnte zu viele Nachahmer finden, und die Industrie würde ohne ein Heer Arbeitsloser sein, die immer willig sind, zu den Bedingungen zu arbeiten, die ihnen auferlegt werden.“ (B. Traven spielt hier auf die Bewegung der Digger an, die im ersten Monat der Republik – April 1649 – in direkter Aktion in der Nähe von London unbebautes Land zu bearbeiten anfangen, aber durch Militär vertrieben wurden.) Und mit solchen utopischen Vorstellungen und Wünschen

klingt die „Caoba-Reihe“ aus. Aufschlußreich dürfte wohl sein, wenn wir jetzt noch einmal das abschließende Gespräch der beiden Lehrer lesen. „Gabino Villalva“, das ist ein „wandernder Dorfschullehrer“, der in der Nähe der Siedlung vorbeikam und irrtümlich von den Rebellen festgenommen wurde. „Profesor“ ist einer der führenden Rebellen:

„Sage, Gabino Villalva, Profesor Rural Ambulante, warum bleibst du denn eigentlich nicht hier bei uns? Für dauernd meine ich. Wir können gut einen zweiten Lehrer gebrauchen . . . Aber Gehalt oder nicht Gehalt, ich verspreche dir, daß du, solange du mit uns bist, immer einen vollen Magen haben sollst.“

„Wenn das so ist, Freund und Berufskamerad, wozu brauche ich denn da Gehalt? Gehalt hat mir noch nie zum Sattessen gereicht. Natürlich bleibe ich hier. Wie heißt denn überhaupt dieses Dorf hier?“

„Solipaz“, erwiderte Profesor.

„Sonne und Frieden. Ein wunderschöner Name für ein Dorf. Aber, zum Teufel noch mal, wer seid ihr denn eigentlich?“

Profesor neigte sich nahe zum Ohr des Lehrers und flüsterte ihm ein Wort zu. Laut sagte er, und mit einem offenen Lachen: „Sag es nicht weiter, auch wenn du gefragt werden solltest. Wir sagen es nur weiter bei bestimmten, sehr bestimmten und sehr begrenzten Gelegenheiten. Seit wir nun auch noch wissen, amtlich wissen, daß der Diktator gefallen ist, hat sich, was wir waren, geändert zu dem, was wir jetzt sind, amtlich sind, ganz gleich, was für eine Regierung endlich den Palast besetzt.“

„Das also. Beinahe hätte ich es mir ja wohl denken können. Aber in diesen Zeiten, wie sie gegenwärtig sind, ist es schwer, das Richtige zu raten . . .“

Die letzte Publikation in Deutschland vor 1933 war das Buch „Regierung“. Als der Hitlerfaschismus zur Macht kam, löste B. Traven sofort die Verbindung: „Es ist in allen Ländern bekannt, daß ich mich freiwillig vom Büchermarkt in Deutschland zurückgezogen habe am selben Tag, als ich Kenntnis erhielt von der Besetzung des Hauses der Büchergilde Gutenberg durch Leute, die mir nicht gefielen.“ („Die Büchergilde“, Zürich 1935.)

Vorbild war Ret Marut/B. Traven neben Max Stirner auch Percy Bysshe Shelley, den Marut „für den größten Lyriker der Weltliteratur“ hielt. P. B. Shelleys Grundhaltung entspricht einer betonten Subjektivität. Er empfindet sich als Teil der kosmischen Urkraft, des „Geistes der Natur“, und er glaubt, nur den Gesetzen des Alls unterworfen zu sein und protestiert deshalb gegen jegliche gesellschaftliche Bindung. Sein moralisches Ordnungsprinzip verlegt er ins Innere des Menschen als Quell natürlicher Triebe, aus denen Liebe und Gerechtigkeit zu den Mitmenschen erwachsen sollen. Diese Eigenschaften voll zu entfalten, ist eine der Aufgaben des Künstlers. An dieser Stelle übersprang einst Ret Marut sein Vorbild Shelley. Shelleys Weg ver-

läuft von der Freiheit des einzelnen (Souveränität des Individuums) über die Solidarität zur allgemeinen Freiheit des Menschen. Ret Marut vertrat in den unruhigen Tagen von München den Weg Max Stirners, der von der aggressiven Souveränität des Individuums („Mir geht nichts über Mich!“) direkt zur Freiheit und dann erst zur Solidarität („Selbstlosigkeit ist ausge-reifter Egoismus“) führt. Aus den Fesseln gesellschaftlicher Bindungen, so glaubt Shelley, können die Menschen durch unermüdliche Aufklärung des prophetischen Künstlers befreit werden. Der Künstler ist ihm „Lichtbringer“, „Erlöser“, und bereitet das chiliastische Glücksreich vor. Traven tritt (wie Shelley) – trotz gelegentlicher Schwankungen – den Pantheismus Spinozas. Traven faßt (wie Shelley) seine pantheistische Welthaltung immer wieder in poetisch-phantastische Bilder:

„Dann kommt die Nacht herunter . . .

Und dann endlich steht sie da in ihrer vollen, ausgewachsenen unvergleichlichen Schönheit. Eine schwarzblaue, glänzende, unermesslich weite und hohe Halle, deren majestätische Wölbung keiner Säulen bedarf. Wohltätig und voll stiller Andacht schwebt sie über die Erde wie die segnende Hand der Ewigkeit. Nicht der Tag ist es, sondern es ist die Nacht, die uns verbindet mit dem, was wir waren, ehe wir wurden, und uns verbindet mit dem, was wir sein werden, wenn wir nicht mehr sind.“ („Land des Frühlings“.)

Nach der „Totenschiff“-Phase verläßt B. Traven den Weg Max Stirners und kehrt – beeindruckt durch die wachsenden Kräfte und die politische Wirksamkeit der Syndikalisten (man denke nur an die Streikszene in den „Baumwollpflückern“!) – zur Position P. B. Shelleys zurück. In diesem Abschnitt seiner Entwicklung entspricht B. Travens Haltung im großen und ganzen der eines Anarcho-Syndikalisten.

Der endgültige Bruch mit seinen beiden wichtigsten Vorbildern erfolgt mit der „Caoba-Reihe“: Traven nimmt – der politischen Realität Folge leistend – Partei für den gemeinsamen bewaffneten Kampf der Unterdrückten und Ausgebeuteten.

Der eigenwillige Entwicklungsgang von Ret Marut/B. Traven – soweit wir ihn verfolgen können – ist nicht so außergewöhnlich, wie man vielleicht annehmen könnte. Denken wir zum Beispiel an das Schicksal Jean Arthur Rimbauds. Rimbaud betrachtet sich selbst als „Erlöser“ der Menschheit aus jeglicher gesellschaftlicher Fessel, um ein „Weltreich für alle“ zu schaffen. Er war während der revolutionären Kämpfe 1871 nach Paris geeilt, hatte den Sturz der Vendômesäule erlebt, während der Gefechte hinter den Barrikaden der Pariser Kommune gelegen, um schließlich nach dem Zusammenbruch enttäuscht seine Heimat zu verlassen: „Ich weiß, daß ich in den Urwäldern, die noch nie der Fuß eines Europäers betrat, wieder zu dem alten

Ich-bin reifen würde.“ Oder denken wir an die Entwicklungswege von Charles Sealsfield (Karl Anton Postl), der als Mönch nach Prag floh, nach Amerika trampelte und in seinen Büchern, die er vor allem in englischer Sprache schrieb, Land und Leute dieses Kontinents schilderte. Oder auch Lafcadio Hearn, der, angeekelt vom britischen Imperialismus, Europa den Rücken kehrte und sich als Buddhist in Japan naturalisierte.

Der mexikanische Journalist Luis Spota spürte im Jahre 1948 mit unfairen Mitteln B. Traven nach. Er bestach eine Polizeistelle und einige Postbeamte und erbrach ein Postfach von B. Traven. Spotas Spur führte nach dem Luxusbad Acapulco zu einem gewissen Bendrich Torsvan, der Verlagsgelder kassiert. Dieser Bendrich Torsvan, ein 1890 in Chicago geborener Däne, nennt sich abwechselnd Bendrich Traven-Torsvan und Hal Croves. Diese Identität läßt sich leicht durch den Vergleich zweier Bilder feststellen, denn er wurde als Bendrich Torsvan in Acapulco und bei der Hamburger Premiere des Films „Das Totenschiff“ als Hal Croves von der Kamera überrumpelt. Diese Identität wird zusätzlich durch eine Leserzuschrift in der Hamburger Illustrierten „Stern“ vom 7. November 1959 bestätigt. Dort steht zu lesen: „Herr Croves hatte sich im Hamburger Hotel ‚Atlantic‘ als Mr. Torsvand aus Chicago eingetragen.“

Bei der Verfilmung der B.-Traven-Bücher ist Bendrich-Traven-Torsvan meist anwesend, und er zeichnete auch als Drehbuchautor (Hal Croves) bei dem Film „Rebellion der Gehenkten“. Ferner schrieb er als Hal Croves das Schauspiel in fünf Akten „B. Travens Totenschiff“ unter „Mitarbeit von B. Traven (?) und R. E. Lujan“, das in den „BT-Mitteilungen“ Nr. 18 (Mitte August 1955) angeboten wird. Im Zusammenhang mit dem Skandal, der durch Luis Spota ausgelöst wurde, gab Bendrich Torsvan 1948 in der mexikanischen Zeitung „Universal“ über B. Traven bekannt: „Seit einiger Zeit lebt der Autor zurückgezogen in völliger Inaktivität. Ich habe kein Recht, die Gründe preiszugeben; das könnte seine Interessen schädigen. Ich habe Gründe zu der Annahme, daß er vielleicht seit kurzem nicht mehr lebt . . .“

Offenbar handelt es sich bei Bendrich Traven-Torsvan/Hal Croves um den Hauptmanager im BT-Geschäft, denn in seinem „Universal“-Artikel heißt es: „Das Geld stammt aus den Einkünften des Verfassers der Bücher und stellt meinen gerechten Teil für die Geschäftsführung im Auftrage des Autors, für die Überwachung der Ausgaben in diesem Kontinent, insbesondere aber für mehr als 400 Fotos dar.“

Der westdeutsche Schriftsteller Wolfgang Cordan, der einige Jahre in Mexiko lebte und dort sein Buch „Geheimnis im Urwald“ schrieb, sucht seit Jahren nach der Fährte B. Travens. Cordan ist der Meinung, daß dieser „Mann Torsvan“, der bereits 1930 in El Real (dem östlichen Tiefland von

Chiapas) umherritt und Fotos machte, mit B. Traven identisch sei. Wir sind anderer Meinung: B. Traven hatte sich zu dieser Zeit, als die Traven-Jagd verstärkt einsetzte, irgendwo in den Wäldern von Chiapas eingeklinkt. Zugang hatten lediglich Esperanza Lopez Mateos und sein Mitarbeiter Bendrich Torsvan, der den Geschäftsapparat leitete und Material (insbesondere Fotos) für Travens literarische Arbeiten zu sammeln hatte. Im Laufe der Jahre isolierte sich Traven dann so weit (oder wurde isoliert), daß er von all den Manipulationen auf dem Büchermarkt und in der Filmindustrie keine Kenntnis mehr erhielt. Denn all das, was seit zehn Jahren mit seinem Werk geschieht, widerspricht dem Bild, das wir uns von dem Autor machen konnten.

B. Traven hatte sich einst als Ret Marut ebenfalls eines Mitarbeiters bedient, der ihn in der Öffentlichkeit, vor allem in der Geschäftsstelle des „Ziegelbrenner-Verlages“, zu vertreten hatte. Marut bekannte im „Ziegelbrenner“ (H. 5–8): „... ich habe nur einen Mitarbeiter, der mir eine ganze Welt aufwiegt!“ Oder: „Ich kann es euch ja heute endlich einmal sagen, daß der Mensch, der für alles, was ich schrieb, ohne mit der Wimper zu zucken, die Verantwortung übernahm, vom Erscheinen des zweiten Heftes an, jeden Tag nur mit 24 Stunden zu rechnen hatte, nach deren Ablauf er vor den auf ihn gerichteten Flintenläufen stand. Es klingt übertrieben, es ist aber nicht übertrieben für den, der die besonderen Umstände kennt, die hier in diesem Falle obwalteten.“ (H. 9–14.)

B. Travens legalisierte Bevollmächtigte Esperanza Lopez Mateos war eine wagemutige Bergsteigerin. Im Jahre 1950 verunglückte sie bei einer Expedition, „glitt mehrere Meter den Felsensteig hinunter, fiel über eine Felskante und erlitt einen Bruch im Rückgrat.“ („Excelsior“, Mexico City, vom 5. November 1957.) Esperanza Lopez Mateos war seit diesem Unglücksfall an den Rollstuhl gefesselt und übersetzte in diesem Zustand noch einige Bücher von B. Traven. Seit ihrem Freitod im Jahre 1951 wurde es auch still um B. Traven. In den Vordergrund rückte Bendrich Torsvan alias Hal Croves alias Bendrich Traven-Torsvan. Und seit diesem Zeitpunkt erlebt die Öffentlichkeit ein hysterisches Versteckspiel. Warum? Warum diese abstoßenden Auftritte des Bendrich Torsvan/Hal Croves; warum diese hektische Reklame; warum die Verleumdungen; und warum werden all diejenigen geschmäht, die ernsthaft B. Travens Werk erforschen und über Ret Marut auf seine Spur geraten? Diese Leute, die heute so schamlos das Werk des Asketen B. Traven ausbeuten, dürften kaum eine legalisierte Vollmacht des Autors besitzen, und der Autor selbst hat keine Erben. Also: Krämer-Interessen.

Der oberste Manager Bendrich Torsvan/Hal Croves schreckt selbst vor einer Fälschung nicht zurück, wie der Roman „Aslan Norval“ beweist, der im Frühjahr 1960 bei Kurt Desch GmbH, München, erschien. Nach einer

Pause von 20 Jahren ein neuer Roman von B. Traven! Der Kenner ist von diesem Elaborat entsetzt. Unter der Decke des Pseudonyms B. Traven haben sich gleich zwei Personen verkrochen: Bendrich Torsvan und der Lektor, ein ehemaliger Deutschlehrer, der als alter Travenexperte den Wust eines Torsvan ausbügelte und Travenwörter und typische Wendungen Travens sichtbar einstickte. Dennoch ist der Roman deutlich als das Machwerk des Torsvan/Croves zu erkennen: Den Gegenstand des Romans „Aslan Norval“ bildet ein detailliertes Kanalprojekt (Torsvan ist ja von Beruf Ingenieur); und das Milieu der Figuren liegt im Bereich von Film und Fernsehen und ausschließlich in den Kreisen der nordamerikanischen Hautevolee (Torsvan ist als Drehbuchautor und durch seine Lebensweise im Luxusbad Acapulco mit diesem Milieu bestens vertraut). Zeitlich spielt der Roman kurz nach dem Korea-Krieg 1953/54, also zu einem Zeitpunkt, wo bereits Schweigen um den Autor des „Totenschiffes“ und der „Caoba-Reihe“ herrschte und Torsvan/Croves den gesamten Geschäftsapparat in der Hand hatte.

Schauen wir uns den Roman „Aslan Norval“ näher an: Die Erzähltechnik B. Travens ist verändert. B. Traven verwendete bisher Dialoge nur äußerst sparsam; jetzt herrschen Dialoge vor, ja manche Kapitel bestehen ausschließlich aus Dialogen. Bisher hielt B. Traven seine Personen fest in der Hand, ließ sie handeln nach seinem Willen, und der Autor selbst sagte dem Leser, was die Personen dachten. Jetzt ist es umgekehrt: die Figuren sind selbständig wie auf der Bühne und der Filmleinwand, und mit Vorliebe führen die Hauptfiguren Gedankenmonologe. Die Pointen der Gespräche sind einfältig, ohne die Tiefe B. Travens; sie wirken verkrampft. Während früher intime Szenen zwar kernig, oft drastisch und doch natürlich dargestellt wurden, wirken in diesem Roman solche Szenen ordinär und peinlich kitschig.

Die ursprüngliche Fassung des Romans enthielt eine Anzahl pornographischer Szenen und war in abscheulichem Deutsch geschrieben. Kein Verlag wollte diese Manuskripte zur Veröffentlichung annehmen. Da mußte ein Lektor her, der die meisten dieser Stellen strich oder dämpfte. Eine der gestrichenen Stellen können wir in den „BT-Mitteilungen“ Nr. 33, Ende März 1959, nachlesen. Man bedenke: ein Lektor streicht ganze Absätze, wo sich B. Traven früher den kleinsten Eingriff verboten hatte!

Es werden alle möglichen Situationen und Figuren in den Handlungsablauf eingeschoben, die an B. Traven erinnern sollen: Der Gatte von Aslan Norval, ein Diplomingenieur, Präsident mehrerer Aktiengesellschaften, muß in einem „Buch über altindianische Architektur“ lesen; ein Kellner, eine belanglose Nebenfigur, besitzt „keine Papiere“, und es kann noch „viele Jahre dauern“, bis er aufgegriffen und zurückdeportiert wird; Aslan Norvals Dienerin muß ein mexikanisches Mädchen sein, „nicht groß, nicht klein“, mit

gefälligem Äußeren; und so weiter ... Ansonsten hat natürlich die ganze Geschichte mit Mexiko nichts zu tun. Und diese Fülle verkrampter Einsprengsel verrät die Absicht. So plump pflegte sich B. Traven nicht zu wiederholen. Die aus früheren Werken übernommenen Redewendungen B. Travens, die vereinzelt stark betont hervortreten, wirken im Zusammenhang mit dem übrigen Text wie ein Stilbruch.

Aslan Norval, die steinreiche und unternehmungsgierige Hauptfigur sagt: „Es ist, als wäre in mir eine Leere, ein Vakuum, ein Unerfülltsein, ein Drang nach – nach – wie soll ich sagen, nach ...“ Sie ballte ihre Fäuste, als ob sie dadurch die rechten Worte zu finden hoffte „... nach – nach – nach – nun kurz gesagt, ich explodierte manchmal fast vor Schaffenslust – ich möchte etwas wirklich Großes, etwas weithin Sichtbares schaffen, etwas, das bleibt.“

Torsvan/Croves wollte auch mal „etwas weithin Sichtbares schaffen“, etwas, das noch mehr Moneten bringt. Nur gut, daß der fleißige Lektor von den typischen Wortschöpfungen B. Travens eine beliebte Zwillingsformel nicht vergessen hat: „Alles Schitt und Schutt ...“

Künstlerisches Bestreben Ret Maruts war es, „einen Satz der deutschen Sprache so gut zu schreiben oder zu sprechen, daß jeder Lebende und jeder Nachkomme in ihm den Gedanken restlos versteht und der Lesende in der Formenschönheit des Satzes einen Schimmer vom Glanze der Gottheit im Menschen fühlt und in diesem Satz ihm die ewige Einheitlichkeit (Harmonie) des Universums aufgeht“. („Der Ziegelbrenner, H. 16-17.) Ret Marut verweigerte jede Änderung in seinem Manuskript ebenso konsequent wie später B. Traven. Marut wurde einst von einem Münchner Zensor angewiesen, ein anderes Wort als beabsichtigt in einem „Ziegelbrenner“-Artikel einzusetzen. Darüber berichtet er (im „Ziegelbrenner, H. 9-12) selbst: „Er weigerte sich, weil dieses ‚empfohlene‘ Wort den Rhythmus zerstört haben würde ... Ret Marut erklärte dann auch, daß er, falls ihm das Wort gestrichen würde, den ganzen Aufsatz weglassen müßte.“

B. Travens Auffassung von der Kunst und dem Künstler finden wir in seinem flüchtig skizzierten Manifest „Der Künstler“, das in den BT-Mitteilungen Nummer 12, Dezember 1953, abgedruckt wurde. Dort heißt es unter anderem: „Wozu leben? Es ist nicht die Religion, sondern der Künstler ist es, der diese Frage dem Menschen mit einem so starken Lebenswillen und einer so urmächtigen, gottgleichen Schöpferkraft beantwortet, daß dem Menschen jene Frage auf den Lippen erstirbt ... Das Werk muß unsere Sprache des Empfindens reden, muß unsere Ideen ausdrücken, muß unser Sehnen so klar ausdrücken, daß wir sofort wissen: Ich bin gemeint als Teil der Menschheit und als Teil des Weltalls ... Allein nur der Künstler ist es, der uns zu Menschen macht und der uns bewußt fühlen läßt, daß wir Menschen sind ... Es gibt nur einen Schöpfer im Himmel und auf Erden, es gibt

nur einen, der für dich die Sonne leuchten läßt, auch wenn du tief unten in der Erde sein solltest, es gibt nur einen Erbarmer unserer Kümmernisse und es gibt nur einen Erlöser aus aller unserer seelischen Not, und das ist der Künstler. Das ist der Künstler, der dein Bruder ist, der deines Fleisches, deines Blutes, deiner Leiden, deiner Freuden ist.“

In der Endphase seines bewegten Lebens hat B. Traven noch einmal nach den Schriften von P. B. Shelley gegriffen, denn die in dem Manifest dargelegten Gedanken entsprechen Shelleys Abhandlung „Verteidigung der Poesie“. Nach Shelleys Auffassung wird im Dichter die menschliche Natur zur Gottheit gesteigert. Er durchleuchtet die Rätsel des Lebens und führt die Menschen zur Erlösung aus ihrer seelischen Not.

Die Muttersprache von B. Traven ist Deutsch. Der Einfluß des englischen Sprachbereichs ist sowohl bei Ret Marut als auch bei B. Traven zu verfolgen. Streckenweise finden sich bei Traven englische Wörter in den Text eingeschoben, um die Leser glauben zu machen, Englisch sei seine Muttersprache. Als B. Traven (mit seinem Erzählernamen Gale) das französische Vergnügungsviertel einer mexikanischen Stadt durchbummelte, sinnierte er über die „Muttersprache“: „Die Großen des Reiches sprachen nicht nur fließend Französisch, sondern auch sehr geläufig Englisch, Spanisch, Deutsch. Manche Unterhaltungen bereiten nur dann Vergnügen, wenn die Begleitmusik die Muttersprache ist. Und gewisse Empfindungen kommen nur dann voll zur Entfaltung, wenn sie mit Worten erweckt werden, die bestimmte Gefühlsnerven treffen, die eine angelernte Sprache niemals treffen kann. Denn solche Worte bringen die Erinnerung an das erste Schamgefühl, die Erinnerung an die mysteriösen Stunden des ersten Reifegefühls zurück.“ Und etwas später erfolgt die Unterhaltung: „Wenn Sie es gern hören, kann ich auch Deutsch sprechen“, sagte Jeanette. „Ich bin ja aus Charlottenburg.“ („Die Baumwollpflücker“.)

B. Traven beherrschte mehrere Sprachen: Englisch, Französisch, Spanisch. Gut vertraut ist ihm ferner das Plattdeutsche. Im Werk B. Travens wimmelt es von originellen deutschen Ausdrücken, Flüchen, speziellen Redewendungen, volkstümlichen Spruchweisheiten, die nur dem vertraut sein können, der lange Zeit im deutschen Sprachgebiet gelebt hat. Hier nur einige wenige Beispiele aus den Büchern „Land des Frühlings“ und „Die Baumwollpflücker“: Auf dem letzten Loch flöten ... in die Nesseln setzen ... aber nicht die Bohne ... von den paar Kröten, die wir verdient hatten ... auf den Busch klopfen ... und nischt bleibt übrig ... bis der letzte Centavo verwischt ist ... durch die Kehle jagen ... Rachenreißer ... die Flötentöne beibringen ... für alten Kohl halten ... hier fackelt man nicht lange mit solchem Kropfzeug ... beim Schlafittchen nehmen ... ein paar in die Fresse hauen ... meiner Wege gehen ... gegen die Wand pfeffern ... Humbug,

Ehegespons, Klimbim, Mordsspektakel, Trottel, Blödhammel, Schneppe, windelweich gedroschen, herumfuhrwerken, sich vor Freude umbringen, seiner Wege gehen, einige Jahre verknackst usw.

Zwei grundverschiedene Stilfärbungen werden sichtbar: einerseits eine rhythmisch bewegte, melodische Sprache, wenn der Khundar-Poet fabuliert; andererseits eine rauhe, harte, stoßende Sprache, durchwirkt mit expressionistischen Schreien, wenn der Zyniker Hyotamore von Kyrena Szenen aus dem Alltag naturalistisch erzählt und in die Kommentare und Belehrungen seinen Zorn, Galgenhumor und Zynismus hineinlegt. Die poetischen Passagen (meist Naturschilderungen, Stimmungsbilder, Liebesszenen) werden bestimmt vom Gefühl hymnischer Erhabenheit und erhalten ihre Klangfarbe durch metrische Akzentuierung und Alliterationen. Streckenweise tritt (meist bei Naturschilderungen) die kräftige Melodie der Lutherschen Bibelsprache hervor.

Die Antithetik der Sprachmittel ist dem Traven-Leser geläufig, und deshalb möchte ich hier ein drastisches Beispiel der Disharmonie geben, ein Beispiel, wo die Kontraste dicht beieinander liegen. Der Kontrast in der Ausdrucksskala dient gleichzeitig zur Steigerung und Intensivierung der Wirksamkeit. Bei dem folgenden Zitat handelt es sich um eine zornige Attacke gegen die Frauenhaarsammlung im Kriege: „O Jammer der Welt! Geheiligttes Frauenhaar! Herrlichster Schmuck, den das Weib von einer gütigen Natur als Geschenk erhielt, dem meine Lobgesänge galten, die mir zu heilig waren, um sie niederzuschreiben! Krone auf dem Haupte der geliebten und verehrten Frau! Aber ihr habt ja Recht, Recht und nochmals Recht: Ach was scheiß Frauenhaar, weg mit der verweichlichten Kultur, weg mit dem Schwindel Ästhetik, weg mit allem Zarten, weg mit all der feinen Sitte, die ich lernte und übte in Gegenwart schöner Frauen. Krieg ist, du schlappes Arschloch, weg mit der Ziererei. Heiho! Heiho! Heiho! Laßt uns Barbaren sein, ein neu Geschlecht, daß uns die Welt gehöre! Aber dennoch: Ich stolpere, ich kann so rasch nicht mit . . .“ („Der Ziegelbrenner“, H. 9-14).

Und B. Traven im „Totenschiff“: „Ade, mein sonniges New Orleans . . . Mädel, mein liebes Mädel in New Orleans, jetzt kannst du warten auf deinen Jungen, auf dem Jackson Square kannst du sitzen und heulen. Dein Junge kommt nicht mehr heim. Das Meer hat ihn verschluckt. Gegen Sturm und Wellen konnte ich kämpfen, mit Farbe und mit harten Fäusten; gegen Paragraphen, Bleistifte und Papier nicht. Nimm dir beizeiten einen anderen, Liebchen. Verplempere deine rosige Jugend nicht mit Warten auf den Vaterlandslosen und Nichtgeborenen. Leb wohl! Süß waren deine Küsse und glühend, weil wir keine Heiratslizenz geholt hatten. Schiet das Mädel. Heiho! Wind kommt auf. Boys, get all the canvas set. Alles, was Leinwand-fetzen heißt, raus damit und hoch . . .“

Die Unruhe im Werk B. Travens, sein dauernder Stimmungswechsel, die explosiven Zornausbrüche, der (oft mißverstandene) derbdrastische Zynismus und die zarten poetischen Töne liegen zum Teil in seinem Charakter selbst: „Den einen Tag ist man fröhlich, und man weiß nicht warum; am nächsten Tag ist man sterbenstraurig, und man weiß nicht warum. Am Morgen ist man mißmutig, am Mittag gleichgültig, am Nachmittag verärgert, am Abend gelangweilt. Den einen Tag möchte man die Welt erobern, am nächsten lästert man Gott von früh bis spät und heult ihn an . . .“ („Der Marsch ins Reich der Caoba“.)

B. Traven hat seine Heimat für immer verlassen, wurde Weltenbummler und fand schließlich seine Wahlheimat unter den Indianern im mexikanischen Busch. Mit den Indianern teilte er Sorgen und Nöte, und für ihre sozialen Interessen nahm er in seiner Art als ewiger Empörer gegen die „kapitalistische Zivilisation“ Partei: „Man zwang mich, Rebell zu sein und Revolutionär. Revolutionär aus Liebe zur Gerechtigkeit, aus Hilfsbereitschaft für die Beladenen und Zerlumpten. Ungerechtigkeit und Unbarmherzigkeit sehen zu müssen, macht ebenso viele Revolutionäre wie Unzufriedenheit oder Hunger.“

Die größte Last der gegenwärtigen Politik, die Eroberung Algiers, würde längst nicht mehr so drückend auf den Schultern des Landes liegen, wenn nicht die Offiziere und Beamten ihre Mission nach Afrika nur als eine Gelegenheit ansähen, in der Weise römischer Prokonsuln sich dort ein Vermögen zu machen. Vor einigen Jahren wurde ein schmutziger Prozeß verhandelt, bei welchem es offen zum Vorschein kam, daß Louis Philippe selbst, der sich auf Renten versteht, einem General in Algier ein Kommando mit der Weisung gab, dort seine zerrütteten Vermögensumstände wiederherzustellen.

Karl Gutzkow, „Briefe aus Paris“, 1842

Gerhard Kasper

Literatur aus der Aktion

Adolf Endler: „Weg in die Wische“, Mitteldeutscher Verlag, Halle 1960

Adolf Endler ist vor einigen Jahren aus Westdeutschland zu uns gekommen. Er hat begriffen, welchen Widerspruch und welche Alternative es in Deutschland gibt. Am Anfang des uns vorliegenden schmalen Bändchens steht der Erinnerungsbesuch in der – westdeutschen – Vergangenheit Endlers: die Begegnung mit dem jungen Poeten, der, vergiftet „von Hoffnungslosigkeit und zynischer Geschäftstüchtigkeit“, in einem refaschisierten Literaturbetrieb vom „kindlichen Träumer“ zum „unpolitischen“ Wortlanger des RIAS herabgesunken ist. Ein treffendes Bild: Jener „Dichter“ steht auf einem Kehrichthaufen und lobpreist, inspiriert vom Untergrund, verhöhrend die Welt und die Menschen. Diesem Kehrichthaufen von Refaschisierung und RIAS hat Endler den Rücken gewendet. Sein Bekenntnis zu unserer Republik ist nicht platonisch geblieben: Im Herbst 1958 ging er als Mitglied einer Brigade der Freien Deutschen Jugend und – wie er selbst sagt – als „Konfliktsucher“ in die Wische. Er hat den entscheidenden Konflikt unseres sozialistischen Aufbaus gesehen und gestaltet: die Überwindung des Alten, Rückständigen in Menschen und Verhältnissen durch den Sozialismus.

In den beiden letzten Jahren ist die Wische zum Begriff für ein Schlachtfeld friedlichen Kampfes geworden. Tausende von Jugendlichen besiegten in der Elbniederung an der Westgrenze der Republik Wasser und Schlamm und schufen die Voraussetzungen für das Entstehen eines fruchtbaren Landstriches. Adolf Endler, aufgeschlossen suchend und beobachtend, hat dabei gesehen, was viele von uns

schon für eine wenig beachtenswerte Alltäglichkeit halten: hinter der lapidaren Selbstverständlichkeit des sozialistischen Aufbaus das Pathos und den Enthusiasmus unserer Werktätigen, besonders der Jugend.

Der Sammelband „Weg in die Wische“ umfaßt fünf ihrer Form nach recht unterschiedliche Teile; neben dem Bericht „Kurt und die anderen!“ enthält er ein Agitpropgedicht, Tagebuchblätter, Gedichte und „Das Karussell“, eine Erzählung.

Sie sind insgesamt beachtenswert, zunächst als literarisches Ergebnis der Selbstverständigung Endlers, seiner praktischen Auseinandersetzung mit der Weltanschauung und Politik unseres Arbeiter- und Bauern-Staates und der Partei der Arbeiterklasse, aber auch deshalb, weil sie die erste dichterische Widerspiegelung der Arbeit der FDJ im Jugendobjekt Wische darstellen.

„Kurt und die anderen!“, bescheiden „Bericht“ genannt, erzählt von der Arbeit einer Jugendbrigade. Gräben sind auszuheben, eine unbequeme Arbeit. Da gibt es neben solchen, die ohne Aufhebens fleißig sind, den Drückeberger und Simulanten und den notorischen Faulenzer. Endler wird Mitglied dieser Brigade. Er nimmt teil an ihrer Arbeit, wohnt mit ihr in Behelfsquartieren, erlebt ihre Plänkeleien und Liebelien. Teilnehmend beobachtet er, mit einem gesunden Blick für das bejahenswerte Neue: Im gesellschaftlichen Wollen mündet der persönliche Ehrgeiz dieser Jungen; aus ihm entwickelt sich, ohne daß es der Agitation oder der Steuerung bedarf, der sozialistische Wett-

bewerb, durch den auch die Faulenzer und Simulanten schließlich mitgerissen werden. Mit der gleichen richtigen Nüchternheit, wie sie Gräben aushebt, bespricht und klärt diese Jugend Grundfragen: Gibt es einen Gott? Genügt es in unserer Gesellschaftsordnung, Auto fahren zu können? Wie steht du zur Partei? So wird unaufdringlich und ohne erhobenen Zeigefinger überzeugt und erzogen. Für Endler selbst werden Jahre der Vergangenheit aufgewogen von zwei Wochen solcher Gemeinsamkeit. Am Ende steht des Schriftstellers Bekenntnis zu unserem Staat und zu unserer Zeit: „Später, als ich allein war, konnte ich nicht umhin, unsere Zeit seltsam und groß zu finden.“

Die „Tagebuchblätter“ sind Fortsetzung und Variation dieses Gedankens. Erlebnisse, Begebenheiten, Impressionen sind der Anlaß für Reflexionen. Dieses Tagebuch enthält ebensoviel Reportage wie eigenwillige, zuweilen durchaus intellektuelle Erörterung. Das Erlebnis der stetigen Umgestaltung der Produktionsverhältnisse auf dem Lande und des sich wandelnden Bewußtseins der Menschen, die Erfahrung der „schöpferischen Unruhe“ unserer Jugend läßt den jungen Intellektuellen vom Niederrhein eine Heimat finden an der Seite der Arbeiterklasse.

Das Buch schließt ab mit der Erzählung „Das Karussell“. Adolf Schreiner, Schlosser in einem Wische-Dorf und zugleich selbstherrlicher Vorsitzender des örtlichen Anglervereins, ist nicht nur ein verstockter Individualist, sondern auch allem Neuen abhold. Jedoch sein Angler- und Schlosserchreiz veranlassen ihn, sich stets in den Gemeinde-Vordergrund zu spielen, und so konstruiert er eines Monats ein Karussell, das er dem Kindergarten zum Anglervereins-Geschenk macht. Das ganze Dorf freut sich darüber. Aber die Freude ist kurz. Über Nacht ist das Karussell zerstört worden. Edmund Scharf, Anglerkollege Schreiners, ein „verschlossener“, wenn nicht gar bösartiger Mittelbauer“, wird der Untat überführt und entpuppt

sich als eingefleischter Faschist und Feind unserer Republik. Und da reißt bei Schreiner der Knoten. Er verlangt selbst die Aburteilung Scharfs und gibt seinen nörgelnden Individualismus auf.

Endler strebt hier gegenüber den stark autobiographischen Formen seines „Tagebuches“ und des „Berichtes“ einen höheren Grad von Objektivierung an. Es geht in der Erzählung um den Schlossermeister Schreiner, nicht um Endler. Zugleich verpflichtet sich der Autor mit der Bezeichnung „Erzählung“ literarisch weit mehr als bei den anderen Formen. Dazu muß einiges kritisch angemerkt werden.

Die Fabel der Erzählung ist durchaus tragfähig, und sie enthält einen echten individuellen, zugleich gesellschaftlichen Konflikt. Endler sagt am Schluß: „Die Veränderungen der Menschen sind schwer zu fassen.“ Gewiß. Aber diese Tatsache ist kein hinreichender Grund zur Vereinfachung. Was hier gestaltet wird, mag typisch gewesen sein für das Jahr 1956; in der hier vorgeführten ideologischen und psychologischen Vereinfachung und Verkürzung aber gewiß nicht mehr für 1960. Andererseits rafft Endler seinen Stoff zu wenig. Er verliert sich in Einzelheiten, die für die Fabel ohne Belang sind. Er braucht einen unnötig langen Anlauf. Das ist vor allem daraus zu erklären, daß er auch hier sich selbst als Person einführt, oft mit Gewalt. Aber die Person Endler hat hier weder eine kompositionelle noch überhaupt eine Aussagefunktion. So fehlt der Erzählung teilweise die differenzierte Typik des Gegenwärtigen, aber auch die letzte und durchaus mögliche epische Konzentration.

In dem „Agitpropgedicht für acht Sprecher“ (vier Jugendliche und vier Bauern) wird die Arbeit der Jugend in der Wische als Beispiel sozialistischer Umgestaltung der Menschen wie der Natur und des Bündnisses der Arbeiterklasse mit den Kollektivbauern lyrisch gefeiert.

Ein Agitpropgedicht ist für den Vortrag geschrieben. Seine Form wird daher wesentlich von den Erfordernissen der

sprecherischen und szenischen Gestaltung bestimmt. Endler benutzt, völlig legitim, sowohl die Mittel erzählenden und schildernden Darstellens – der Zustand der Wische, ihre Vernachlässigung in der Vergangenheit, die schwere Arbeit der Brigaden – wie auch das Mittel lyrischer Verallgemeinerung. Letzteres schließt die Charakterisierung der Einzelpersonen weitgehend aus, der mehr epische, hier überwiegende Teil verlangt aber zumindest eine ideologische Profilierung, eine Typisierung der einzelnen Sprecher, die dann auch durchgehalten werden muß. Endler läßt beides vermissen, und so wirken einige Aussagen der jeweiligen Person einfach nicht glaubhaft. Das Gedicht kommt der szenisch-deklamatorischen Gestaltung, die es verlangt, zu wenig entgegen. Besonders im letzten Teil besteht die Tendenz zum Reihen von Lyriken und Losungen. Einiges ist sprachlich nicht ganz geglückt: „Die Entwässerungsgräben / zerfall'n, wachsen zu, / greift ein Schmerz / den Sozialisten ans Herz.“ Eine Verallgemeinerung ist unrichtig: „Hier (in der Wische – G. K.) wird ein Weg sein dem Staat.“ Nein! Weil es diesen Staat gibt, werden hier Wege gebaut.

Endler verzichtet zu sehr auf die Formen des Gruppen- und Chorsprechens.

Der Gegenstand, der weitgehend Kollektivaussage ist, fordert das jedoch geradezu. (Die Form des Agitpropgedichtes ist eine gesonderte Diskussion wert!)

Die poetisch reife Leistung der Sammlung stellen zweifellos die drei Gedichte „Wohnung des Dichters“ dar. Hier, bei Endler, wo es primär um Selbstverständigung, um persönlich-praktische Auseinandersetzung mit dem Hier und Heute des Sozialismus geht, ist die Lyrik vor allem am Platze. Diese drei Gedichte spiegeln zugleich die dichterische Entwicklung Endlers vom sprachlichen Subjektivismus weg und zur lyrischen Allgemeinverständlichkeit und Verbindlichkeit hin. Er ist gleichermaßen bei Brecht wie bei Becher in die Schule gegangen, und es zeigt sich, daß das seiner Eigenart und Selbständigkeit keineswegs geschadet hat. Überhaupt zeichnen sich alle Einzelwerke des Bandes durch Originalität im Sprachlichen und eine eigenwillige Bildkraft aus.

„Der Weg in die Wische“ – ein Weg im doppelten Sinne – ist ein erfreuliches Debüt. Wir haben einen neuen Freund gewonnen, der mit dem, was er schreibt, eindeutig Partei nimmt für den Sozialismus. Er tut es auf eine Weise, daß auch andere, die in unserem Staat herangewachsen sind, davon lernen können.

Ursula Bechse

Kulturrevolution gegen Kulturreaktion

„Feuilleton der roten Presse 1918–1933“
Deutscher Militärverlag, Berlin 1960

In dem vorliegenden Bändchen „Feuilleton der roten Presse 1918–1933“ stellte der Herausgeber Konrad Schmidt Beiträge des roten Feuilletons zusammen, in denen die Schilderungen der „heldenhaften, opfervollen Kämpfe des Proletariats am stärksten zum Ausdruck kommen“. Die ausgewählten Artikel sollen zeigen, „wie die Ursachen und Auswirkungen der grau-

samen Ausbeutung und der Arbeitslosigkeit dargestellt wurden, wie man das Spießbürgertum in all seinen Schattierungen verspottete und wie die Militaristen und Faschisten und der politische Mißbrauch der Religion entlarvt wurde“.

Der Band bringt Beiträge aus der „Roten Fahne“, aus der „AIZ“, der „Jungen Garde“ und dem „Eulenspiegel“, dem

späteren „Roten Pfeffer“. In der Autorenliste sind die heute bekannten Namen von Willi Bredel, Hedda Zinner, Slang und Egon Erwin Kisch verzeichnet. Einen großen Anteil der Auswahl stellen jedoch anonyme Verfasser – Arbeiter, Erwerbslose und Jugendliche. Die Mehrzahl der Artikel stammt aus den Jahren von 1928 bis 1932. Kurzgeschichten, satirische Skizzen, historisch-ökonomische Kommentare, antireligiöse Glossen und Anekdoten stehen neben Darstellungen der sozialen Lage der Arbeiterklasse und Schilderungen über die revolutionären Kämpfe des Proletariats.

Oft ist die „Masse“ der Held der Erzählungen. Oder aber es wird versucht, am Geschick des einzelnen die soziale und politische Situation der „Masse“ darzustellen. Die Autoren beschränken sich aber nicht auf eine bloße Milieuschildering, sondern bemühen sich, die gesellschaftlichen Hintergründe, die Ursachen der „proletarischen Misere“ aufzudecken.

Zwar sind die Beiträge sowohl im Inhalt als auch in der Gestaltung von unterschiedlicher Qualität, doch verbindet sie etwas Gemeinsames: In den Erzählungen überwiegt die Didaktik. Das agitatorische Moment ist offenkundig in den Vordergrund gerückt. Die Absicht, die Formen der Kunst bewußt und eindeutig für das propagandistische Anliegen auszunützen, ist häufig erkennbar.

Es ist eine dankenswerte und lohnende Aufgabe, diese für die Allgemeinheit wenig zugänglichen Artikel aus der roten Presse aufzuspüren und zusammenzustellen. Der Leser erhält Einblick in die Situation und die Probleme des Proletariats in den Jahren von 1918–1933. Doch kann es nicht das ausschließliche Anliegen einer solchen Zusammenstellung sein, das historische Interesse zu erwecken. Der besondere Charakter der großen proletarischen Feuilletonkorrespondentenbewegung, die Tatsache, daß die Entwicklung der gesamten proletarischen Literatur durch sie Aufschwung und Anregung erhielt, hätte berücksichtigt werden müs-

sen. Konrad Schmidt gibt in seinem Vorwort zwar einen allgemeinen Überblick über die Situation der roten Presse; er erwähnt ferner den Polizeiterror, dem diese Presse ständig ausgesetzt war. Doch die Rolle und Wirkung der Feuilletonpressekorespondenz in der proletarischen „Kulturrevolution“ wird nicht erwähnt.

Als im Jahre 1929 die Interessengemeinschaft für Arbeiterkultur – die Ifa – gegründet wurde, stand auf dem großen Plakat über dem Podium „Kulturrevolution gegen Kulturreaktion“. Der Begriff „Kulturrevolution“ bezeichnete eine umfassende kulturelle Bewegung des revolutionären Proletariats. Auch auf kulturellem Gebiet hatte die deutsche Arbeiterklasse nach 1918 revolutionären Aufschwung erhalten. Ihre Teilnahme am kulturellen Leben erschöpfte sich seit dieser Zeit nicht mehr ausschließlich in bloßer Konsumtion von Theater, Film, Bildender Kunst, Musik und Literatur. Der Arbeiter wurde selbst zum künstlerischen Produzenten. Viele der später literarisch tätigen Proletarier begannen als Arbeiterkorespondenten im Feuilletonpressedienst.

Die von der Kommunistischen Partei herausgegebenen Betriebs- und Hauszeitungen hatten unter den Arbeitern große Resonanz gefunden. Doch als die kapitalistischen Unternehmer mit der Herausgabe betriebseigener Unterhaltungszeitungen als Gegenschlag antworteten, wurde die mögliche Ablenkung und Beeinflussung der Arbeiter durch diese Gartenlaubenspoesie zu einer akuten Gefahr. Deshalb rief die kommunistische Presse Arbeiter, Erwerbslose und Jugendliche auf, zu ihren Problemen selbst Stellung zu nehmen, über sie zu schreiben und das Geschriebene den Betriebs- oder Hauszeitungen zum Druck zu überlassen. Ob als Erzählung oder Skizze, als Gedicht oder Lied – in jeder Gestalt gab die rote Presse die Stimmen der Proletarier wieder.

Im Dezember 1925 wurde eine Arbeitsgemeinschaft der Arbeiterkorespondenten der „Roten Fahne“ gebildet. Im Winter

1927/28 übernahm Johannes R. Becher für drei Jahre die Leitung der neugegründeten Feuilletonpressekorrespondenz. Ein- bis zweimal wöchentlich erscheinende Informationen und literarische Zirkel unterstützten die Autoren in ihrer Arbeit. Die Feuilletonpressekorrespondenz wurde also aus aktuellem Anlaß geboren. Über den agitatorischen Zweck hinaus wurde sie aber zu einem wichtigen Bestandteil der gesamten proletarisch-revolutionären Kulturbewegung. Die Kommunistische Partei erkannte in der Kunst einen wichtigen Faktor revolutionärer Agitation und Propaganda.

Auch für die proletarische Feuilletonkorrespondenz war die Kunst eine Waffe, die im ideologischen Überzeugungskampf angewandt werden konnte. Leitartikel und Losungen vermochten nicht allein die Arbeiterklasse zu erziehen. Oft war die bildhafte, anschauliche Darstellung ihres Lebens das überzeugendere und direkter wirkende Argument. Bald bestand ein fester Mitarbeiterkreis der

Arbeiterkorrespondenten. Im Jahre 1930 gab es mehr als siebenhundert Betriebszeitungen in Deutschland. Alfred Kurella schrieb dazu im selben Jahr: „Die bedeutendste Erscheinung in der Geschichte des proletarischen revolutionären Schrifttums in Deutschland in den letzten Jahren ist der starke Nachwuchs an jungen begabten Autoren aus der Arbeiterklasse. Eine ganze Reihe von jungen Autoren hat ihren Weg als Arbeiterkorrespondenten der kommunistischen Presse begonnen.“

Der Leser vermißt die einführende Skizzierung dieser Entwicklung; auch die Prinzipien der Auswahl hätten zumindest den Kenner interessiert. Mit Recht bezeichnet der Herausgeber die rote Presse als Spiegel ihrer Zeit, dennoch entsteht ein unvollkommener Eindruck, läßt man die ausgewählten Beiträge nur „für sich selbst sprechen“. Für die nächste Auflage sollte daher der Wunsch nach einer ausführlicheren Einführung in die Geschichte des roten Feuilletons berücksichtigt werden.

Franz Hammer

Der aus dem Hinterhaus

*Peter Nell: „Heinrich Rothsclub erzählt“, Roman
Volksverlag Weimar, 1960*

Peter Nell – unvergessen für jeden, der ihn kannte – gehörte zu jenen Schriftstellern unserer Zeit, denen es nicht genügt, mit Hilfe des geschriebenen Wortes zu wirken. Wo er auch immer für eine raschere Umwandlung des Bewußtseins unserer Menschen wirken konnte, nahm er die Gelegenheit wahr. Diese Neigung paarte sich bei ihm mit der Fähigkeit, sich für eine einmal übernommene Aufgabe so zielstrebig einzusetzen, daß sie bald gelöst war. Solche Zuverlässigkeit aber, die Peter Nell jederzeit nachgerühmt werden konnte, führte dazu, daß Partei und Staatsapparat ihm oft und gern wichtige

Funktionen übertrugen. So fand Peter Nell nicht nur wenig Zeit zu intensiver Beschäftigung mit seinen literarischen Vorhaben, sondern mußte auch oft ihre Verwirklichung vorerst zurückstellen, sie auf später verschieben – und dieses „Später“ verwandelte sich in ein Niemals, als der unerbittliche Tod dem Fünfzigjährigen die Feder aus der Hand nahm.

Wir hatten uns mit ihm noch seines Romans „Der Junge aus dem Hinterhaus“ freuen können, in welchem er von seiner eigenen Kindheit und Jugend erzählte – die Fortsetzung dieses Romans, deren erste Kapitel bei dessen Erscheinen schon

vorlagen, hatte er dann nicht mehr vollenden können. Die Leser seines „Jungen aus dem Hinterhaus“ aber waren verständlicherweise auf diese Fortsetzung begierig, und auch Peter Nells Freunde hatten den Wunsch, die weitere Lebensgeschichte ihres Kampfgefährten zu besitzen. Es ist das große Verdienst von Walther Pollatschek, der gemeinsam mit Edith Nell, der Gattin des so früh Verstorbenen, das Fragment des zweiten Bandes behutsam zur Hand nahm, es unter dem Titel „Heinrich Roths Schuh erzählt“ der Öffentlichkeit zugänglich gemacht zu haben, indem er dort, wo es not tat, kleine Ergänzungen einfügte und das Ganze so rundete, daß der Eindruck des Fragmentarischen fast völlig verschwand. Man darf sagen, daß Pollatschek die Nahtstellen ungemein sorgfältig behandelt hat – sie sind für den normalen Leser nicht sichtbar.

Während „Der Junge aus dem Hinterhaus“ nahezu ausschließlich Autobiographie war, trifft das auf den zweiten Band nicht ganz zu. Wohl spinnt er den Faden der Handlung weiter und berichtet von dem wechselvollen Schicksal des Heinrich Roths Schuh, doch dieser ist nicht mehr völlig identisch mit Peter Nell, der in Wirklichkeit Kurt Heinze hieß und sich den Schriftstellernamen damals nicht aus Eitelkeit zulegte, sondern um als schreibender Arbeiter keinen Repressalien ausgesetzt zu sein. Aber was Peter Nell im zweiten Roman erzählt, ist alles selbst erlebt: die bedrückende Zeit der Arbeitslosigkeit zum Beispiel, in der es ein Lichtschimmer war, schreiben zu können und gedruckt zu werden, um der herrschenden Klasse den Kampf anzusagen, und in der man als Kommunist auch auf andere Art – legal und illegal – sich unentwegt rührte, sich hartnäckig wehrte. Selbst erlebt ist auch die schwärzeste Zeit, die jemals Deutschland heimgesucht hat, in der man sich tapfer zu bewähren hatte, und in der sich auch Peter Nell wie Tausende seiner Genossen im antifaschistischen Widerstandskampf als ein un-

erschrockener und unbeugsamer Kommunist erwies. Er geriet – trotz ständiger Gefahr – der Gestapo nicht in die Hände, sondern verstand es, sie immer wieder zu täuschen, ihren Fangnetzen zu entgehen, die Kampfeskunst sofort umzustellen, wenn es erforderlich wurde. Auch die Erlebnisse während der Rekrutenzeit in der faschistischen Wehrmacht und in Hitlers „Blitzkrieg“ und schließlich die schwere Verwundung, die es Heinrich Roths Schuh unmöglich machte, gleich anderen seiner Gesinnungsfreunde zur Roten Armee zu stoßen, sind nicht „erdacht“, sondern Peter Nells eigenem Schicksal entnommen.

Aber nicht nur die Tatsache, daß wir im „Heinrich Roths Schuh“ im Grunde doch eine Autobiographie Peter Nells besitzen, ein besonders wertvolles Erinnerungstück an den Verstorbenen also, verleiht dem Roman seine Bedeutung. Ich sehe sie noch auf einem anderen Gebiete:

Wir besitzen glücklicherweise eine große Anzahl von Romanen, Erzählungen, Berichten usw., in denen überzeugend und mitreißend das opferreiche und tapfere Leben und Wirken von antifaschistischen Kämpfern – namenlosen wie auch in der ganzen Welt bekannten – geschildert und manches Hohelied auf unvergängliches Heldentum gesungen wurde. Wie aber erging es jenen, die in aller Stille und von Hitlers Häschern unbemerkt, mit scheinbar belanglosem Tun der großen Sache dienten? Wie verhielten sich die vielen Kommunisten oder auch Sozialdemokraten, die Hitlers Feinde blieben, ohne als antifaschistische Kämpfer direkt in Erscheinung zu treten? Auf diese Frage gibt Peter Nell in seinem „Heinrich Roths Schuh“ eine schlichte, aber eindrucksvolle Antwort.

In welche Situation Heinrich Roths Schuh auch gerät: er verhält sich stets als Kommunist! Es gibt eine ganze Reihe solcher Episoden in Peter Nells Roman, die dem Leser das Herz höher schlagen lassen, weil sofort klar wird, daß man es bei diesem Heinrich Roths Schuh mit einem unbeugsamen Antifaschisten zu tun hat, der

sich in der geschilderten Situation nur so und nicht anders verhalten kann, weil er ein Mensch der lautersten Gesinnung ist. Diese Episoden finden sich nicht nur in dem Teil des Romans, der von der illegalen Widerstandsarbeit berichtet, sondern eben auch dort, wo sich ein Kommunist auf ganz besondere Art zu bewähren hat: bei der militärischen Ausbildung in Hitlers Wehrmacht, als Besatzungssoldat in Frankreich, in den Kämpfen an der Ostfront! Stets sucht und findet Heinrich Rothschi Gleichgesinnte – und wenn es auch nur wenige oder gar einzelne sind; gemeinsam unternehmen sie ihre Aktionen. Als dann Heinrich Rothschi als Krüppel wieder daheim ist und Arbeit findet, ist es für ihn selbstverständlich,

daß er – sobald sich Gelegenheit dazu bietet – sowjetischen Kriegsgefangenen hilft, mit denen er zusammenzuarbeiten hat, und nach dem Zusammenbruch steht er sofort bereit, ein Aktivist der ersten Stunde. Leider ist hier der Roman zu Ende, bricht er ein wenig unvermittelt ab, und man bedauert aufrichtig, daß es Peter Nell nicht vergönnt war, dieses Buch, das mit seinem Herzblut geschrieben ist, zu vollenden.

Dennoch: Freuen wir uns, es zu besitzen – auch unvollendet ist es ein bereichernder Beitrag zu unserer sozialistischen Gegenwartsliteratur! Daß es uns zugänglich gemacht wurde, verpflichtet uns den Herausgebern wie auch dem Verlag gegenüber zu besonderem Dank.

Klaus Walther

Stationen der Erkenntnis

Jurij Brezan: „Semester der verlorenen Zeit“, Roman
Verlag Neues Leben, Berlin 1960

Eine große Unterhaltungszeitschrift schrieb kürzlich in einer Rezension neuer Bücher von einer „Mode“ unserer Schriftsteller, die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit in umfangreichen epischen Werken zu führen. In der Tat lassen die Pläne unserer Verlage und Autoren erkennen, daß der mehrbändige Entwicklungsroman derzeit ein bevorzugtes Genre ist.

Nicht nur Erwin Strittmatters „Wundertäter“ trägt den Vermerk „Ende des ersten Bandes“. Herbert Jobst schreibt bereits am „Vagabund“, dem dritten Band der Lebensgeschichte seines Helden Adam Probst. Auch Dieter Noll und Günter Görlich arbeiten an mehrbändigen Romanen.

Ist das wirklich nur Zufall, eine Mode unserer Schriftsteller? Oder fiel das unbedachte Wort „Mode“ nur, weil sich die genannte Zeitschrift im Hauptteil mit der Mode beschäftigt? Haben wir es nicht

vielmehr mit einem echten Ausdruck unserer gesellschaftlichen Problematik zu tun, wenn die Schriftsteller zur literarischen Form des Entwicklungsromans neigen?

Die Menschen unserer Tage, Arbeiter, Bauern, Techniker und Wissenschaftler, die in dem ersten deutschen sozialistischen Staat eine wahrhaft menschliche Ordnung zum Siege führen, sind nicht nur die Helden unserer Zeit. Sie tragen Erkenntnisse, Erlebnisse, aber auch Fehlurteile und Irrlehren vergangener Jahrzehnte mit sich herum. Oft stehen die Kategorien des Denkens von gestern im Widerspruch zu ihren Handlungen von heute. Hier muß die gesellschaftliche Wirksamkeit der Literatur beginnen. Wer den Menschen unserer Zeit in seiner Größe und Vieltätigkeit darstellen will, muß den Weg dieses Menschen ins Heute ergründen.

Es spricht für unsere Schriftsteller, daß sie nicht an der Oberfläche bleiben und zu den Quellen vorstoßen wollen. Im Entwicklungsroman wird der Versuch unternommen, auf einem Umweg, der die Stationen und Erlebnisse eines ganzen Lebens erfaßt, das Bild des sozialistischen Menschen tiefer und gründlicher zu gestalten. Solch deduktive Darstellung, die den einzelnen noch einmal mit der Widersprüchlichkeit und Problematik der letzten fünfzig Jahre deutscher Geschichte konfrontiert, wird helfen, manches überlebte Gedankengut über Bord zu werfen. Bei entsprechend großzügiger Anlage bietet der Entwicklungsroman fruchtbare Möglichkeiten, solch umfassende Auseinandersetzungen zu führen. In der Unterschiedlichkeit der einzelnen Darstellungen verschiedener Autoren, deren Skala von Jobst bis Joho reicht, spiegelt sich die differenzierte gesellschaftliche Entwicklung.

Das ehrliche Bemühen, Antwort auf die Frage nach dem Weg ins Jetzt und Hier zu geben, ein ernsthafter Versuch, unsere sozialistische Gegenwart in ihrer Vielschichtigkeit zu erfassen, verdient zweifellos Anerkennung.

Zu den Autoren mehrbändiger Romanwerke zählt auch Nationalpreisträger Jurij Brezan, der unter dem Titel „Semester der verlorenen Zeit“ den zweiten Band eines Entwicklungsromans mit autobiographischen Akzenten vorlegte. Darin wird die Handlung des ersten Bandes zeitlich weitergeführt. An einem dritten Band arbeitet der Autor gegenwärtig. Schon die Wahl des Titels zeigt die Absicht des Schriftstellers: Ein Semester ist eine Station des Lernens. Hier ist es ein Semester der verlorenen Zeit. War die Zeit für die Entwicklung des Helden verloren? Oder hat sie ihm geholfen, einen Standpunkt zu finden? Diese Fragen muß Brezan dem Leser beantworten.

Die Zentralfigur seines Romanwerks ist Felix Hanusch, Sohn eines armen Steinbrucharbeiters. Diese Figur trägt unzweifelhaft autobiographische Züge. Der Vater hat im ersten Weltkrieg das Ge-

lübde abgelegt, den Sohn zur Schule zu schicken, ihn Pfarrer werden zu lassen. Der Gymnasiast Felix Hanusch steht vor einem doppelten Konflikt: Er ist der Sohn eines Arbeiters, und er ist Sorber. Felix möchte aus seiner Klasse ausbrechen, aber es gelingt ihm nicht. Er entscheidet sich nicht für das Proletariat, wenn ihn auch die Maßnahmen der Faschisten zu einer Entscheidung gegen den Faschismus zwingen. Hier endet der erste Band.

Die Handlung des zweiten Bandes wird bestimmt vom Konflikt eines Menschen, der sich nicht entscheiden will, der allein bleibt. Nach seiner Entlassung aus der Haft der Gestapo sind Felix Schulen und Universitäten versperrt. Seine Liebe zur Tochter des Großbauern Batschon überwindet nicht die unsichtbaren Schranken, mit denen der Faschismus auch die engsten menschlichen Beziehungen trennt. Auch die Gespräche mit dem „Akkordtöter“, einem Kommunisten, führen ihn nicht zur Aktivität, als Tagelöhner verliert er seine Zeit. Wohl sagt der Vater: „Ich will, daß du etwas werden sollst für dich.“ Was aber kann er werden, solange Faschistenherrschaft und Krieg andauern? Felix wählt den falschen Weg und wird Verwalter auf dem Rittergut Kreitersbach. Wieder gerät er in einen Konflikt, als er sich zwischen zwei Klassen stellt. Er möchte menschlich zu den Arbeitern sein, will ihr Freund bleiben, aber man kann nicht Herr und Knecht zugleich sein. Er möchte die Klassengegensätze als einzelner überwinden und muß scheitern. Die Stationen seines Weges sind Fehlpositionen. Es sind die Versuche eines Menschen, allein und auf sich gestellt gegen ein System der Unmenschlichkeit zu rebellieren. „Felix stierte, starrte und hoffte...“, mit diesen Worten charakterisiert Brezan seinen Helden. Felix Hanusch will anständig bleiben, aber ruhig leben, und sich politisch nicht binden. Anständigkeit und Menschlichkeit werden aber bei solcher Haltung zu fragwürdigen Begriffen.

Der Autor hat die Stationen, über die der Weg seines Helden führt, klug angelegt und dramatisch zugespitzt. Felix bleibt nichts erspart. Er lernt den Faschismus in vielen charakteristischen Situationen kennen. Isoliert betrachtet, vermitteln diese Stationen keine Erkenntnis, aber insgesamt wiegen die Irrwege des Helden schwer, drängen sie ihn schließlich zu einer Entscheidung.

Felix Hanusch verfällt zunächst dem Irrtum, allein als guter Fachmann leben zu können. Auf einer Domäne in Friesland unternimmt er diesen Versuch und verliert sich um ein Haar in die vermeintliche Idylle, die ihm die Erbhofstochter Anke verspricht. Hat er hier den Bauern von Gefangenen wie von Tieren reden hören, so wird er auf seiner nächsten Station einen der grausamen Progrems an einem jüdischen Mädchen miterleben. Hier, angesichts der unmenschlichen Praktiken des Faschismus, wird der endgültige Anstoß zu einem neuen Weg gegeben. „Ein anderer Felix Hanusch kehrt in eine andere Heimat zurück.“ Er vergißt seine ehrgeizigen Träume und beginnt, in der Widerstandsgruppe des „Akkordtöters“ mitzuarbeiten. Felix versucht, einem Mann auf die Spur zu kommen, der die Ausrottung der Sorben vorbereitet. Aber seine Arbeit ist undiszipliniert und unvorsichtig. So wird er plötzlich zur Wehrmacht eingezogen und versucht auch hier, zwischen den Fronten zu bleiben. Was ihm in anderen Situationen gelang – sich zwischen Unrecht und Gerechtigkeit zu stellen –, im Krieg mußte es miflingen. Die Bekanntschaft mit der Partisanin Dascha, eine der schönsten Passagen des Buches, führt unmittelbar zu einer Entscheidung hin. Brezan verdeutlicht die neue Einstellung und Haltung seines Helden in einer dramatisch zugespitzten Situation, in der er den Deserteur Felix Hanusch seinem ehemaligen Schulfreund und jetzigen SS-Offizier Bodo Schmidt gegenüberstellt.

„Das Grinsen in seinem Gesicht wurde stärker, es zog die Lippen von den star-

ken weißen Zähnen. Die Augen grinsten nicht, da war Tücke und Neugier und Gnadenlosigkeit. Zu gut kannte er solche Hanuschs: Die brachten sich aus lauter Anständigkeit selber um. Er meinte, daß er kein gefährliches Spiel spiele. Er wußte nicht, daß der alte Felix Hanusch gestorben war.“

Felix Hanusch hat mit der Vergangenheit abgerechnet. Die Stationen der verlorenen Zeit, die Stationen seiner Irrwege haben ihn schließlich zu wirklicher Erkenntnis, zur bewußten Handlung geführt.

Jurij Brezan hat den Weg eines Mannes geschildert, der zwischen den Fronten stehen wollte, der „die Fäuste in der Tasche ballte“. Die Erkenntnisse des Autors, gewachsen in den Jahren seines eigenen Werdens, sind hier künstlerisch gestaltet zur Geschichte eines Mannes, der endlich über die Provisorien seines Weges hinaus zu bewußter Entscheidung kommt. Die Geschichte des Helden, der über Umwege zur Einsicht gekommen ist, ist zu Ende. Der Weg eines politisch aktiv handelnden Menschen wird beginnen. Wir sind gespannt darauf, zu sehen, wie er seine Erlebnisse und Erkenntnisse in einer neuen Zeit verwerten wird.

Die Darstellung eines Menschen, der abwartend zwischen den Klassen stehen möchte, gewinnt an Aktualität, wenn man sich die Entwicklung in Westdeutschland vergegenwärtigt. Dort mag es noch manchen Felix Hanusch geben, in dem der Entschluß zur Aktivität erst nach einigen Semestern verllorener Zeit reift.

Die Handlung des Romans ist auf einen Helden konzentriert. Es gibt kaum eine Episode, bei der Felix nicht anwesend ist. Daraus ergibt sich auch der episodenhafte Charakter der Komposition; das war bereits bei der Lektüre des ersten Bandes zu erkennen, und hier liegen auch die Schwächen des Buches. In dem Bemühen um Knappheit und Konzentration hat Brezan manchmal des Guten ein wenig zuviel getan. So werden einzelne Situationen zu wenig charakterisiert, als daß sie der Entwicklung des Helden und

der Handlung dienen könnten. Einzelne Abschnitte des Buches bleiben dadurch farblos, so der Beginn seiner Arbeit in der Widerstandsgruppe. Brezan schöpft hier, wie auch an einigen anderen Stellen, die Möglichkeiten nicht aus, die ihm Stoff und Handlung bieten. Er unterläßt es damit auch, andere Personen umfassend darzustellen. So hätte man gern mehr über die Entwicklung des „Akkordtöters“ und der Eltern gewußt. Doch überwiegen bei der Lektüre des Buches positive Eindrücke. Brezan versteht es, aus dem Stoff eine spannende Handlung zu entwickeln. Die Kette der Ereignisse, durch die der Held geführt wird, reiht nicht gleichförmige Situationen aneinander. Jede Erfahrung, die Hanusch macht, vertieft und erweitert das Bild, das der Leser erhält. Brezan hat mit diesem Buch erneut

unter Beweis gestellt, daß er ein echter Erzähler ist.

Ein weiterer Vorzug des Buches ist die Sprache des Autors. Brezan liebt kurze Sätze. Er vermeidet lange Kommentare und Reflexionen, dadurch wird seine Sprache nicht nur anschaulich und farbig, sondern im besten Sinne poetisch. Mit wenigen, kräftigen Strichen zeichnet er eine Situation, die den Leser fesselt.

Sieht man das Kriterium eines guten Jugendbuches darin, daß es in einer spannenden Handlung nicht nur Probleme entwickelt und durch deren positive, unschematische Lösung dem jugendlichen Leser ein lebendiges Zeitbild vermittelt, sondern ihn auch zu eigenem Denken, eigener Aktivität anregt, dann hat uns Jurij Brezan um ein solches Buch bereichert.

René Schwachhofer

Gedichte eines Wismut-Kumpels

*Horst Salomon: „Getrommelt, geträumt und gepfiffen“
Verlag Neues Leben, Berlin 1960*

Es klingt paradox: die Intensität, mit der sich ein junger Autor seinem literarischen Vorbild verhaftet zeigt, läßt auch auf seine Begabung und Eigenständigkeit schließen. – Horst Salomon, der Wismut-Kumpel, hat von früh an das Leben dort kennengelernt, wo es spröde und rauh ist. Ihm blieb wenig Zeit zu sentimental Reflexionen. Wer, wie Salomon, fünf Jahre vor Ort gearbeitet hat, der drückt sich – verständlicherweise – unverblümt aus.

Möglich, daß ihm die bürgerliche Literatur – soweit er sie kannte – wenig imponiert hat. Gepackt haben ihn die wie starke Arme die Wirklichkeit umfassenden Poeme des Lyrikers der sozialistischen Revolution: Wladimir Majakowski. Bei ihm ging er in die Schule. Es gibt eine Unzahl schwächlicher Revolutions-

dichter-Epigonen; nicht immer haben Majakowski, Becher, Weinert, Brecht würdige Nachfolger gefunden. Horst Salomon – man darf es ihm zugestehen – macht seinem Meister Ehre: wenigstens in einigen Gedichten dieses Bändchens. Der junge Autor spricht in der Diktion (in Tonfall und Bildwelt) des Meisters – hin und wieder meint man, diesen selbst zu hören. Dabei ist Salomon nicht aufdringlich; die geistige Vitalität des Kumpels ist echt. So wirkt die Affinität zum Vorbild niemals geschmacklos.

Am Ende der „Zweiten Begegnung mit Majakowski“ heißt es:

*Ja, da nützt es auch wenig,
Silben wie Ölsardinen zu pressen;
Reime zu ordnen,
artig nach Rasse;*

besser wär's,

*das Versmaß erdröhnte:
im Marschtritt der Arbeiterklasse –
So schrieb ich ...
Als der Morgen
seine Purpurfäden am Fenster spann,
verblaßte das hundertkerzige Licht.
Und Majakowski –
– ich traute den Augen nicht –
trug ein Lächeln im ernsten Gesicht.*

Dies ist – mit den Mitteln Majakowskischer Diktion – schön, klar, lapidar. Der Dichter bekennt sich zu seinem Vorbild – ist er sich nun auch bewußt, daß er es verlassen, seine eigene Sprache finden muß?

Eigentümlich: überall dort, wo Salomon noch im Bannkreis des Meisters verharret – etwa in den umfanglicheren Poemen „Zwischen Tag und Nacht“, einer Reportage in Versen, in den „Streiflichtern“ und in einigen Satiren –, zeigt er sich kraftvoll, interessant und schablonenfrei. Da bricht der Wismut-Kumpel zuweilen die Worte aus unserer Sprache wie Gestein aus einem Steinbruch. Erleben ist unmittelbar ins poetische Bild umgesetzt. Nicht in jeder Strophe, doch oft genug wirkt das „Argumentieren und Denken in Bildern“ frappierend. Da atmet, schmeckt, riecht die Sprache: Blut und Leidenschaft des Kumpels Salomon sind in sie eingeflossen. In der Reportage in Versen „Zwischen Tag und Nacht“ lesen wir:

*Zum nächsten Querschlag lenkt' ich die Schritte.
Die Nacht ward zerschnitten von meinem Geleucht.
Mich packten ausziehende Wetterströme,
die schmeckten nach Arbeit – warm und feucht.
Der Berg begann nun rhythmisch zu stöhnen.
Schwer rollten die Schüsse vom Streckenvortrieb.
Ein dumpfes Geknatter, die Abbaue dröhnten
gewaltig ihr Lied, das der Kumpel schrieb.*

Und zwei Seiten weiter:

*Ich bin ein Kumpel und werde durch Tinte
noch lange kein spießiger Advokat.
Wie einst vor Ort mein Preßlufthammer,
dient heut meine Feder dem Arbeiterstaat! –*

Dies ist „poetische“ Sprache unserer Tage: realistisch, bildhaft, phrasenlos aus dem Inhalt, dem „Sujet“, erwachsen; dieses Sujet aber heißt „befreite Arbeit“.

Seltsam darum, daß dort, wo die Inspiration (in Diktion und Bildwelt) durch das Vorbild nicht oder kaum spürbar ist, der Autor weniger originell, ja um etliches blasser wirkt. Leider fehlen die Entstehungsdaten der einzelnen Gedichte, so daß sich gerade bei den schwächeren und farbloseren Arbeiten nicht feststellen läßt, ob sie noch vor dem Majakowski-Erleben entstanden oder jüngeren Datums sind. Die Vitalität, die aus den Bekenntnissen, Lebenschroniken und Satiren spricht: sie fehlt in den eigentlich lyrisch bestimmten und gestimmten Gedichten – so in den Erinnerungen („Großmutterns Weihnachten“, „Eine westdeutsche Mutter an ihren Sohn“, „Für meine Mutter“, „Meine Frage“, „Lied von der Sonne“ usw.). In diesen Gedichten wird zumeist nur etwas gesagt und nicht ins poetische Bild transponiert. In dem Gedicht „Für meine Mutter“ steht die Strophe:

*Die Zeit der Qual und Bitternis verrann.
Das Morgenrot den Mut entfachte;
als unser Land von Ketten frei erwachte,
da brach für dich ein bessres Leben an ...*

Hier – und auch an einigen anderen Stellen – häufen sich Begriffe und allzu strapazierte Bilder; die Sprache bekommt kein eigentliches Leben. Immer wieder gewinnt man den Eindruck, daß der Autor seine stärksten Impulse aus der direkten Auseinandersetzung mit der politischen und gesellschaftlichen Wirklichkeit, aus dem unmittelbaren Erleben „Arbeit“ empfängt; ganz besonders dort, wo – wie Salomon einmal schreibt – „der Körper

im salzigen Schweiß schäumt". Hier inspiriert das Sujet den Dichter und verleiht seiner Sprache Bildkraft. – Die wesentlichsten Gedichte des Bändchens sind die schon zitierten Poeme „Zwischen Tag und Nacht“ und „Streiflichter“, in denen – aus der Sphäre des Kumpels heraus und unter dem Scheinwerferlicht des großen Vorbildes Majakowski – Zeit und Wirklichkeit plastische Gestalt annehmen.

Auf die weitere künstlerische Entwicklung Horst Salomons darf man gespannt sein: er scheint auf dem Weg zu größerer

Schlichtheit und Klarheit. Möge er sich dessen bewußt sein, daß echte (und schwer zu erringende) Schlichtheit etwas anderes ist als farblose Simplizität, die sich gelegentlich auch noch präntiös gibt. In den das Büchlein abschließenden „Liedern der Freundschaft (Untertitel: „Kantate, geboren in den Schächten der SAG ‚Wismut‘“) mischt sich noch beides: gerade, zupackende Schlichtheit und manche zu bewußte Vereinfachung, Gestaltetes und nur Gesagtes, Klang und nur sprödes Anklingen.

Helmut Kaiser

Partisanen des Konformismus

Eigentlich nannten sie sich durch den Mund ihres Hauptredners anders, nämlich „Partisanen des Geistes“; doch das war um einige Ränge zu hoch gegriffen, wie der nüchterne Betrachter des sogenannten „6. internationalen Kongresses der Schriftsteller deutscher Sprache“ feststellen mußte. Auch der offizielle Titel offenbarte den hochstaplerischen Zug, der im Beisammensein von rund dreihundert Schriftstellern und Verlegern immer wieder durchbrach und den Besucher eindringlich darauf hinwies, in welchem Teil Berlins er sich befand und wieweit die Akkommodation der Veranstalter an die Werbeusancen ihrer Umwelt gegangen war. Solcher ungewollten symbolhaften Unstimmigkeiten hätte, wer darauf ausgewiesen wäre, die Fülle verzeichnen können. Doch bleiben wir zunächst bei den gewollten Symbolen.

Symbol war – selbstverständlich – der Tagungsort Westberlin und die Kongreßhalle, wenige Minuten vom Brandenburger Tor. Das verschaffte vielen Teilnehmern ein angenehmes Gruseln, die Basis, sich nicht nur als Kongreßbesucher, sondern auch als Repräsentant der „freien Welt“ fühlen zu dürfen. Daß ihr Tagungslokal seine Existenz einer „Stiftung“, einer modernen Form der Steuerhinterziehung, verdankte, fiel nicht weiter auf; dieses unfreiwillige Symbol war man zu sehr gewohnt. Gewöhnt hatte man sich auch an die schwere Aufgabe der „westlichen Welt“, die „Freiheit“ zu verteidigen, und niemand von den Zuhörern wäre auf den Gedanken verfallen, dem Hauptredner, Herrn von Salis aus Zürich, zu widersprechen; er hätte es ohnehin nicht gekonnt, denn was der Herr von

Salis sagte, war ein „Festvortrag“, und eine anschließende Diskussion hätte die Weihe des Beisammenseins gestört. Deshalb ließ man sich – wenn man überhaupt Einwände hatte – im Namen der Freiheit mundtot machen und lauschte dem Orchester, das der RIAS bereitgehalten hatte. Die beiden Vertreter dieses, nun, sagen wir einmal: Rundfunksenders im vorbereitenden Komitee hatten offensichtlich ihre Aufgabe erfüllt. Was hätten sie da wohl auch sonst zu tun gehabt?

Für die heitere Note der festlichen Eröffnungssitzung sorgte kein anderer als der Vorsitzende des vorbereitenden Ausschusses; er begrüßte „die Schriftsteller aus dem Osten und aus der DDR“. Aber keiner der Anwesenden lachte. Als er dann von den „vier Himmelsrichtungen“ sprach, aus denen die Teilnehmer gekommen seien, wurde im Zuschauerraum ebenfalls nicht reagiert. Kennzeichen für verstümmeltes Denken und geschrumpftes Weltbild der Kongreßteilnehmer, denn Osten gehört für sie nicht mehr zu den Himmelsrichtungen, und die Schriftsteller aus der DDR waren gar nicht eingeladen und infolgedessen auch nicht anwesend.

Man war auf dem Kongreß vielmehr ganz unter sich. Die Regie hatte geklappt, und sie wurde gar nicht als solche gespürt. Der jahrelange kalte Krieg war nicht ohne Folgen geblieben. Hier zeigte sich, welchen Widersinn sich Leute vorgesetzen ließen, die von sich selbst glaubten, „Partisanen des Geistes“ zu sein und die Freiheit gegen jeden Anspruch des Staates zu verteidigen. Aber die Freiheit hatte sich bei denen in das leere Wiederholen eines achtbuchstabigen Wortes verwandelt, und der Konformismus war ihre

Grundhaltung geworden (wenn nicht schon immer gewesen). Von ihnen war keine Renitenz zu erwarten.

Besänftigend wirkte auch die Anwesenheit der Ausländer, der Österreicher und Schweizer. Auf die Österreicher geht die „Tradition“ dieser Kongresse zurück; sie hatten vor sechs Jahren das erste Mal eingeladen aus Sorge um die Einheit der deutschen Literatur. Sorge um großdeutsche Tendenzen machten sie sich selbstverständlich nicht, und sie trieb auch nicht die Sorge um die Einheit der Literatur in Deutschland. Das wären tagespolitische Gesichtspunkte gewesen, und solche waren – natürlich! – von ihren Kongressen ausgeschlossen. Daß es da dennoch Hände im Hintergrund gibt, welche die Kongreßredner in eine bestimmte politische Richtung zu lenken und die Tagungen politisch auszumünzen suchen, bestätigt die Wahl der letzten Treffpunkte. 1959 traf man sich in Meran und demonstrierte dort deutschsprachige Literatur zu einem Zeitpunkt, als die Auseinandersetzungen zwischen Österreich und Italien um die Provinz Ober-Ötztal ihrem Höhepunkt entgegengingen. Dafür revanchierten sich die Österreicher und kamen dieses Mal nach Westberlin, um das Abendland verteidigen zu helfen.

Und nun setzte die gründliche Vorbereitungsarbeit der „Kalten-Kriegs-Fraktion“ unter den westdeutschen Schriftstellern ein. Es gelang, dieses Mal die regionalen Schriftsteller-Organisationen einzuschalten und auf diese Weise etwa 120 Autoren nach Berlin zu bringen; etwa dreißig kamen aus der Schweiz und aus Österreich. Noch einmal soviel (fast 170) stellte Berlin (eingerechnet Kritiker und Journalisten). So läßt sich feststellen, daß die relativ hohe Teilnehmerzahl allein der Wahl des Tagungsortes und der Frontstadtpolitik der Bonner Regierung zu verdanken ist. Im vorigen Jahr reichte ein Schloß, um den Kongreß zu beherbergen, und auf der siebenten Tagung wird sich das Häuflein der Unentwegten auf seine frühere Zahl reduziert sehen

und in die Bedeutungslosigkeit der Tagungen Nummer eins bis fünf zurückfallen.

Damit soll freilich nicht gesagt werden, daß etwa Nummer sechs mehr Substanz besaß. Den einen oder anderen Namen hatte das Trommeln nach Berlin gebracht, auch manchen Jungen, um Orientierung bemüht. Sie verstärkten den „Stamm“, die Vertreter der südwest- und süddeutschen und Älplerautoren, der „Heimatliteratur“ mit regionaler und überregionaler Leserschaft. Das war die Zuhörerschaft des Herrn von Salis, als er das Thema „Unabhängigkeit und Verantwortung des Schriftstellers“ abhandelte. In seinem Schemareferat war alles, was Lemmer und Pohl erwarteten, denn auch drin: längst von der Wirklichkeit widerlegte liberale politische Ideen, die abstrakte Freiheit des Individuums, die leere Verantwortung des Autors vor der inneren Stimme, der unbewältigte Widerspruch zwischen individuellem und Kollektiv – und Antisozialismus, immer wieder Antisozialismus. Wie man sieht, ein unorigineller Aufguß der üblichen NATO-Ideologie. Interessant aber, weil symptomatisch, war folgendes: Um seine „Objektivität“ zu bekunden, kritisierte Herr von Salis auch die sogenannten „freien“ Staaten, und zwar, weil sie zur Abwehr (natürlich zur Abwehr, also schon halb gerechtfertigt) der „totalitären“ Bestrebungen selbst Anleihen beim Totalitarismus machten. Aber, so räumte der Herr aus Zürich ein, in einer Festung, die sich verteidigen will, sei die Hausordnung strenger; und damit war die Kritik wieder in die Apologetik zurückgeführt, und Herr Schröder wird dem Referenten nicht böse gewesen sein. Dieser Vorgang ist deshalb symptomatisch, weil er noch vor einer kurzen Zeit auf repräsentativen Veranstaltungen westdeutscher Schriftsteller kaum anzutreffen gewesen wäre. In der Öffentlichkeit wahrte man stets das Gesicht und versuchte, den Schriftsteller als Unbequemen, als notwendigen Widersacher des Staates hinstellen. Das tat

der Herr von Salis zwar auch; jedoch geht man jetzt – zweifellos unter Einfluß der lex Schröder und in Anpassung an sie – dazu über, dem Schriftsteller, dem man bisher so etwas wie Narrenfreiheit zugebilligt hat, nun das lange Seil bewußt zu machen, an dem man ihn hält, und seine „Aufgaben als Staatsbürger“ in den Vordergrund zu rücken.

Innerhalb dieser Grenzen begann dann, was man bei den Konformisten „freie Diskussion“ nennt, doch beileibe nicht über die Grundlagen der eigenen Meinung – darauf wurde schon hingewiesen. Jetzt ging man vielmehr in die Arbeitskreise und sprach dort über Berufliches und Literarisches bei vollendeter Umgehung aller wirklichen Probleme. Allerdings wollen wir uns nicht auf das hohe Pferd setzen angesichts der materiellen Sorgen unserer westdeutschen Kollegen, in die sie die rüden Gebräuche des Funks, des Films, des Fernsehens und der Verleger stürzen. Wir haben solche Verhältnisse längst hinter uns gelassen; aber was dort zur Sprache kam, wäre für den einen oder anderen Kollegen doch eine Instruktion gewesen, und der Vergleich mit unserer gegenwärtigen Vergangenheit hätte seinem Urteil über das sozialistische Literaturleben noch einen wichtigen Schuß Sachkenntnis hinzugefügt.

Eine der literarischen Diskussionen leitete Willy Haas von der „Welt“. Er sollte herausfinden, was denn „literarischer Kitsch“ und „literarische Konfektion“ sei. Dieses Thema ist anscheinend nicht totzukriegen, und auch die Veranstalter der Tagung griffen zu dieser Zugnummer. Sie wußten im vorhinein, daß jeder sich berufen fühlen würde, das Wort zu nehmen, jedoch nichts anderes als „frappierende“, „geistreiche“ Paradoxa zu erwarten waren. Der Verlauf bestätigte ihre Voraussicht. Naive Gemüter brachten es gar zu der Forderung, die Verleger und die Illustrierten sollten keinen Kitsch und keine Konfektion mehr produzieren, also zum Nutzen des literarischen Niveaus auf eine sichere Einnahmequelle verzichten. Was

in den Diskussionen der beruflichen Probleme schon deutlich geworden war, wurde hier von der ideellen Seite her bestätigt: Die Tagung war ein Symptom für das mittlerweile beängstigende Kulturgefälle jenseits des Brandenburger Tores.

Am interessantesten war noch die Veranstaltung des „Arbeitskreises Lyrik“ unter Leitung von Walter Höllerer. Sieben junge Dichter lasen nacheinander je zwei ihrer Gedichte vor, dann gaben sie in wenigen Sätzen ihre Meinung über das Wesen der Lyrik kund, und schließlich diskutierten sie auf dem Podium den zahlreichen Zuhörern (viele Oberschüler und Studenten) etwas vor. Dabei geriet das Hauptthema des Treffens völlig außer Sicht, hier nicht anders als in den übrigen Arbeitsgruppen. Neues hörte man hier weder an Lyrik noch an Gedanken über sie. Beachtung verdiente die scharfe Kontroverse zwischen den Anhängern der „Gelegenheitsdichtung“, wie sie sich nannten, richtiger: der gegenständlichen Dichtung, und den Verfechtern abstrakter Laborkunst. Günter Grass, etwas zögernd unterstützt von Peter Rühmkorf, ging mit Ironie und Sarkasmus auf die Experimentaldichter los, auf die Kleinschreiber und die „Dauermieter am Rande des Schweigens“. Ihm gegenüber hatte Franz Mon (Herausgeber des amüsanten Bandes „movens“) einen schweren Stand, wenn er sein Gedicht „Entwicklung einer Frage“ zu verteidigen suchte. Mon schreibt überhaupt keine Gedichte, er verwirft sogar den avantgardistischen Ausdruck „Text arbeiten“. Er setzt sich hin und „arbeitet an einem Schreibstück“; was es wird, ein Roman, ein Aphorismus oder ein Gedicht, ergibt erst die Arbeit. Das oben erwähnte Gedicht ist so entstanden, daß Mon angefangen hat, die Frage „Wer will? Wer will?“ und die sich bei ihm daraus ergebenden Assoziationen schnell auf ein Tonband zu sprechen. Daraus seien dann „Spannungsbögen“, „Artikulationen“ entstanden; und daß er sich der Realität ebenso „stelle“ wie die anderen, suchte er mit der Versicherung zu be-

weisen, daß er aus seinem „Schreibstück“ Straßenbahngeräusche heraushöre.

Es wurde ein lustiger Nachmittag, auf ganz andere Art erheiternd als das Brambasieren über Kitsch und Konfektion, und manchmal wußte man kaum, was komischer wirkte, der Ernst und der Eifer, mit dem Mon und auch Heißenbüttel ihre Verstiegheiten vortrugen und mit dem Höllerer ihnen Gehör zu schaffen suchte, oder die Kombination der unverdauten Argumente der Dekadenz von Baudelaire bis Benn. Grotesk, wie die jungen Leute in einer an Exhibitionismus grenzenden Besessenheit ihre Verwirrtheit zur Schau stellten. Vielleicht hielten sie es für die in der Dekadenz so oft beschworenen „Abgründe“ (lies: Gedanken- und Gefühlseere). Symptomatisch war jedenfalls auch diese Veranstaltung, und zwar für die Lage der jungen Lyrik in Westdeutschland. Denn Mon war ja nur der Exponent der einen Richtung, die in der Auseinandersetzung mit der anderen Haare lassen mußte. Und

das ist das Bemerkenswerte dieser Veranstaltung: Selten ist bei den westdeutschen Lyrikern so geballt der starke Zug zur gegenständlichen Dichtung und das Ungenügen an den „Experimenten“, „Texten“ und anderen Surrogaten geäußert worden. Dadurch werden Grass und Rühmkorf, Höllerer und Fuchs noch nicht zu Realisten; die Umstände, unter denen sie schaffen, stehen einer solchen Entwicklung entgegen, und die Gesellschaft von Konformisten, in der wir sie in der Kongreßhalle trafen, ist alles andere als ein Mentor auf dem Wege zur Meisterschaft. Aber noch haben sie Entscheidungsfreiheit, denn das Beisammensein in Westberlin war nicht repräsentativ für die westdeutsche, schon gar nicht für die ganze deutsche Gegenwartsliteratur. Hier wurde der dritte und vierte Rang in den Vordergrund gespielt von Kräften, denen an einer Entwicklung der Kunst nichts gelegen ist. Deshalb blieben ihm auch die echten Potenzen, die ein Leitbild für die Jungen abgeben könnten, fern.

Zum Tode Ernst Rowohlts

„Ich würde am liebsten meinen Leichnam in unserem neuen Verlagsgebäude einmauern lassen...“, erklärte Ernst Rowohlts in launischer Nachdenklichkeit und antwortete, nach dem Sinn dieses Einfalls befragt: „Ich würde eine Inschrift daraufsetzen: „Hier ruht ein Verleger, der vierundfünfzig Jahre Buchhändler war und noch nicht geisteskrank wurde und der sein Leben lang, fast umsonst, ein alter Kämpfer gegen die Torheit war.“ Nun ist er im Alter von 73 Jahren in Hamburg einem Schlaganfall erlegen, der große Alte, der in grimmiger Weinseligkeit Gläser zerkauen konnte, wie er in nüchterner Stimmung seine Lebens- und Geisteskraft gegen Tod und Teufel und allen Wahnsinn der Zeit gestemmt hat. „Fast umsonst“ – was er da in monumentaler Bescheidenheit mit zwei Worten sagte,

das umfaßt ein in seiner zukünftigen Bedeutung noch gar nicht abzuschätzendes Lebenswerk, das nicht nur der deutschen, sondern der Weltliteratur gedient hat.

Er, der Sohn eines Maklers, entfloß frühzeitig der stickigen elterlichen Bankhausatmosphäre; er gründete mit 21 Jahren seinen ersten Verlag, in dem bereits Namen wie Georg Heym, Franz Kafka, Mechthilde Lichnowsky und Arnold Zweig auftauchten, und gründete nach dem ersten Weltkrieg seinen zweiten Verlag, der die große Zeit literarischer Neuentdeckungen eingeleitet hat: Rowohlts druckte Tucholsky, Polgar, Fallada, Kästner, Becher und Brecht. Rowohlts druckte als erster deutscher Verleger die amerikanischen Gesellschaftskritiker des 20. Jahrhunderts von Thomas Wolfe und Sinclair Lewis bis Erskine Caldwell, John Stein-

beck und Ernest Hemingway, wobei nicht vergessen werden soll, daß er damals als einziger deutscher Verleger auch für die junge Sowjetliteratur eine Lanze gebrochen hat. Wer die Lebensläufe seiner Autoren unter die Lupe nimmt, der entdeckt, daß sie in aller Vielschichtigkeit des menschlichen Geistes, in aller Verschiedenheit von literarischer Form und Thematik etwas gemeinsam haben – sie reihen sich ein in die Rowohltsche Geistesfront gegen Konventionen und Restaurationen einer Welt, in der die einen auf Kosten der anderen ihre Daseinslüge zu pflegen wissen.

Kein Wunder, daß in den Jahren des Faschismus der Rowohlt Verlag verboten und der Verleger selbst wegen „Tarnung jüdischer Autoren“ gemäßregelt wurde. Ernst Rowohlt emigrierte nach einem kurzen Zwangswehrdienst, aus dem er als „wehrunwürdig“ entlassen wurde, nach Brasilien, zähmte Pferde und pflasterte Straßen. Siebzehn Werke seines Verlags waren auf dem Scheiterhaufen der nazistischen Bücherstürmer in Flammen aufgegangen. Schon im Jahre 1940 kehrte er nach Deutschland zurück – „ich witterte Untergang und wollte dabeigewesen sein“. Nach dem Krieg erhielt er als erster deutscher Verleger die Verlagslizenz aller vier Besatzungsmächte und gründete in Hamburg – zum dritten Mal – seinen Verlag, mit dem er die fortschrittlichen

Literaturwerke der Vergangenheit in unsere Gegenwart hinüberzuretten begann und in der Folgezeit mit mancher literarischen Aktualität die Mittagsruhe der Bundesspießer störte.

Ernst Rowohlt revolutionierte mit seinen Rotationsromanen auf billigem Papier, die nach dem Krieg in Millionenauflagen erschienen, und nach der Währungsreform mit seinen Taschenbüchern die verlegerischen und buchhändlerischen Traditionen. Rowohlt, schon zu Lebzeiten ein legendärer „Riese“ in der deutschen Verlagsgeschichte, brachte seinen Taschenbucherfolg auf die nüchterne Formel: „Das Buch ist ein Konsumgegenstand geworden...“ Es will schon etwas heißen: Millionen lesen, was früher in ein paar Bücherschränken verstaubt wäre!

Auf die Frage, was ihn am meisten beschäftigte, antwortete Rowohlt kurz vor seinem Tod: „Was kann man tun, um dem bundesdeutschen Volk eine gewisse Hochachtung vor dem rapiden Fortschritt der Oststaaten, inklusive China, beizubringen? Was kann man gegen die Borniertheit der Menschen unternehmen? Mit Büchern allein geht es nicht...“ Nein, mit Büchern allein geht es nicht, doch haben Rowohlt-Bücher viele Menschen dazu gebracht, auf diese Fragen eine Antwort zu suchen, die übers Büchermachen und Bücherlesen weit hinausgeht.

Rolf Seeliger

Heinz Auerbach

Dramatik aus dem Äther

Mit „*Flucht aus der Hölle*“, einem vierteiligen Fernsehfilm von Gottfried Grohmann und Rolf Guddat, ist bei uns zum erstenmal ein Genre erprobt worden, das spezifische Formelemente des Literarisch-Journalistischen für den Bildschirm erschließt: die Fortsetzungsserie. Gedruckte Literaturwerke, etwa ein Roman oder auch nur eine längere Erzählung, werden ja auch nicht in einem Zug, ohne größere

oder kleinere Unterbrechung, aufgenommen, sondern Vielschichtigkeit, Breite und Umfang epischer Werke machen eine Reproduktion der nachlassenden Aufmerksamkeit durch Pausen geradezu nötig. Der Zeitungsroman hat aus dieser Not sogar eine Tugend zu machen gewußt, zumindest einen der Faktoren seiner Massenwirkung. Auch der Stummfilm kannte ähnliches. Es ist erfreulich, daß gleich der

erste Versuch des Deutschen Fernschfungs, Fortsetzungsreihen mit einer in jedem Teil abgerundeten und doch zum nächsten Teil hinführenden Handlung zu schaffen, überzeugend gelang. Das neue Genre besitzt alle Voraussetzungen, um künstlerische Qualität, Tiefe, Differenziertheit der Aussage und Publikumswirksamkeit dauerhaft in sich zu vereinen.

Die vier Teile von „Flucht aus der Hölle“ bilden eine durchgehende, in sich geschlossene Handlung: die Erlebnisse eines jungen Westdeutschen, der Werberrn der französischen Fremdenlegion ins Netz gegangen ist, im algerischen Krieg; seine Flucht in das bessere Deutschland; seine aus Erfahrung und Erkenntnis erwachsende geistige und ethische Entwicklung, in deren Verlauf aus einer bedingten Entscheidung gegen Unmenschlichkeit im Kleinen und Großen eine unbedingte Absage an das imperialistische System von Unterdrückung und Terror wird. Zugleich aber enthält jeder einzelne Teil für sich eine abgeschlossene Aussage. Das ist der geschickten Schichtung der Handlung zu verdanken. Diese führt uns in zeitlichem Nacheinander auf mehrere Schauplätze, von denen zwar jeder sein eigenes unverwechselbares Gesicht hat, die sich aber darin gleichen, daß es derselbe Imperialismus ist, der sich auf ihnen offenbart. Vor unseren Augen entsteht so mit dem Fluchtweg Hans Röders ein Bild der inneren Verderbtheit des Systems der kolonialen Unterdrückung, das nicht nur Not und Elend über die versklavten Völker bringt, sondern zurückschlägt auf die Träger dieses Systems, indem es die Bande von Sitte, Anstand und Recht zwischen ihnen zerfetzt und die Amoral zum Prinzip erhebt. Damit bestätigt dieser Film auf seine Weise die bekannte These der marxistischen Philosophie, die von der Unfreiheit der Unterdrücker spricht.

Eine wohlthuende Zurückhaltung in der Setzung der Akzente, Abkehr von jeder Konstruktion und Hinwendung zur ungeschminkten Realität sind die positivsten Elemente des Werkes, das sich damit

über die Maskerade zu echter dramatischer Kunst erhebt. Die Orientierung auf die Wirklichkeit des Lebens zeigt sich nicht nur im Verzicht auf beliebte Klischees der Tropenromantik, sie zeigt sich vor allem in der souveränen Erfassung und Gestaltung der gesellschaftlichen Kräfte, deren innere Widersprüchlichkeit der eigentliche Motor der stets spannungsgeladenen und bewegten Handlung ist.

„Flucht aus der Hölle“ ist nicht nur eine abenteuerliche Geschichte, sondern in erster Linie Abrechnung mit einer wesentlichen Seite des Kapitalismus überhaupt: der zum Untergang verurteilten Kolonialpolitik. Diese Politik tritt in den Stützpunkten der Fremdenlegion ebenso in Erscheinung wie bei den Mordexpeditionen gegen die algerische Zivilbevölkerung oder auch bei Strafmaßnahmen gegen unliebsame Elemente in den eigenen Reihen. Eben diese Politik läßt aber auch den jungen Deutschen Hans Röder endgültig einen Entschluß fassen, der – längst herangereift – nur noch eines letzten Anstoßes bedurfte. Röder erkennt, daß Unrecht und Grausamkeit hier nicht betrübliche Ausnahme- und Nebenerscheinungen eines im Grunde rechtmäßigen und notwendigen Kampfes sind, wie man es ihn glauben machen will, sondern System und Methode. Allerdings, er versucht zunächst, sich aus dem bösen Spiel herauszuhalten. Hierin gleicht er Hunderttausenden deutscher Landser zweier Weltkriege. Aber irgendwann und irgendwie kommt es doch zum offenen Konflikt mit dem System, dem man im Innersten den Gehorsam bereits versagt. Man kann es nicht länger vermeiden, eine Rechnung zu quittieren, deren Endsumme durch ständiges Aufschieben der Bezahlung nicht kleiner geworden ist – falls nicht der Tod die angelaufene Schuld tilgt. Auch gegen seinen Willen wird man zum Handeln gezwungen, weil das System des Verbrechens eine Verschärfung des Konflikts provoziert.

Bei Hans Röder tritt der Umschlag in dem Moment ein, da er an der Er-

schießung: unschuldiger Geiseln teilnehmen soll. Noch glaubt er ausweichen zu können, indem er in die Luft feuert und dem ihm zugewiesenen Opfer die Flucht ermöglicht. Aber sein Betrug wird entdeckt, er wird verhaftet, Verurteilung durch das Kriegsgericht steht ihm bevor. Als einziger Ausweg bleibt ihm die Flucht. Diese aber kann in der gegebenen Welt nur die Flucht zum bisherigen Gegner sein.

Röder ist damit kein Held im eigentlichen Sinne. Wenn er trotzdem außerordentlich starke Resonanz gerade bei Jugendlichen auslöste, so zeugt das davon, daß noch weite Bereiche der zeitgenössischen Wirklichkeit von unserer ästhetisch-theoretischen Verallgemeinerung unbeachtet bleiben. Kein Zweifel, ein Held, der im Augenblick der Bewährung über sich selbst hinauswächst und ungeahnte Taten vollbringt, wird stets begeisterndes Vorbild sein. Es gibt aber nicht nur Ausnahmesituationen, sondern auch der Alltag verlangt oft viel Standhaftigkeit, Ehrgefühl, Charakter, aufrechte Menschlichkeit. Auch unter diesem Gesichtspunkt verdient „Flucht aus der Hölle“ wegen der positiven Charakterisierung eines Durchschnittsjugendlichen unserer Tage größtes Interesse.

Im Verlauf der Handlung wird die hier skizzierte Grundhaltung Röders konsequent beibehalten. Weder geht der junge Mann mit fliegenden Fahnen zur algerischen Befreiungsfront über, noch wird er von heute auf morgen zu einem bewußten und konsequenten Gegner des Kapitalismus. Zunächst erstrebt er nichts anderes als seine Ruhe, persönliches Glück durch Vereinigung mit seiner Braut und ein friedliches, arbeitsames und ehrliches Leben in seiner westdeutschen Heimat. Aber er hat sich durch seine Flucht aus der Legion schon zu sehr exponiert, als daß er sich in ein Mauseloch verkriechen könnte. Das System gönnt ihm keine Ruhe. Trotzdem glaubt er noch mit halbhen Entscheidungen auszukommen. Seine ursprünglichen Vorstellungen von der

Rechtsstaatlichkeit Westdeutschlands und von der vielgepriesenen Freiheit der Persönlichkeit in diesem Staat sind zwar schon einigermaßen erschüttert, aber noch immer hofft er, daß es so ganz schlimm nicht sei. Erst als Westberliner Polizei und französisches Militär in traurem Verein ihn wie einen Verbrecher von der Straße wegfangen, um ihn der Fremdenlegion wieder auszuliefern, weiß er endgültig, was die Glocke geschlagen hat. Er nimmt seine letzte Chance wahr, indem er aus einem fahrenden Militärzug auf das Gebiet der deutschen Arbeiter- und Bauern-Macht flieht.

Damit hat ein schwerer Weg der Erkenntnis von Gut und Böse, von Recht und Unrecht vorläufig ein Ende. Ein junger Mensch, ein Arbeiter, hat seinen Platz im Leben gefunden und wird lernen, das Leben zu meistern.

In noch einer Hinsicht verdient die Gestalt des Hans Röder Beachtung: Sie widerspiegelt die vom Kapitalismus bewirkte Aufhebung menschlicher Beziehungen zwischen den Menschen und ihre Ersetzung durch die nackte Ware-Geld-Beziehung, und sie illustriert die von westlichen Ideologen so gern betonte „Vereinzelung“ des Menschen, eine Geisteshaltung, die wir schlicht und einfach als Individualismus brandmarken. Niemals nämlich kommt Hans Röder auch nur auf die Idee, Gefährten auf seinem Weg zu suchen, die ähnliche Sorgen und ähnliche Ziele haben könnten. Für ihn ist das allgemeine gesellschaftliche Problem nur ein persönliches Problem, mit dem er allein fertigwerden muß. Dieser Zug in Röder und in seinen Lebensumständen ist zugleich eine Anklage gegen jene Führer der SPD und der Gewerkschaften in Westdeutschland, die der bürgerlichen Ideologie nichts entgegensetzen und die Massen von gemeinsamen Aktionen abhalten.

Das Fernsehspiel „Manko“ von Gerhard Bengsch, für das der Autor mit dem Fontane-Preis ausgezeichnet wurde, be-

eindrückt durch Dichte der Atmosphäre und überzeugende Kompaktheit der Aussage. Das Werk ist gleichsam Fleisch gewordene innere Notwendigkeit des Geschehens. Die Fabel selbst ist nicht sensationell. Wir werden in das Haus einer jüdischen Familie in einer kleinen westdeutschen Stadt geführt. Christian Rosenheim, der Vater, ist Postangestellter. Nach Dienstscluß verdient er sich als Versicherungsagent noch etwas dazu, denn die Familie, die schwere Jahre in der Emigration durchgemacht hat, muß das Studium der Tochter finanzieren. Als eines Tages in seiner Versicherungsabrechnung ein Manko auftaucht, entschlüpft seinem Vorgesetzten eine aus dem Vokabular des „Stürmers“ stammende Bemerkung, die verrät, daß die Eiterbeulen des Rassenwahns in Westdeutschland noch lange nicht eingetrocknet sind. Die Stellungnahme der Gesellschaft, das heißt der von diesem Vorfall Kenntnis erhaltenden Personen, wird nun zum Prüfstein dessen, was man in Westdeutschland gern „Bewältigung der Vergangenheit“ nennt. Und siehe da, die Vergangenheit ist keineswegs bewältigt. Die befugten Vertreter der bundesdeutschen „Ordnung“ wenden sich – überzeugt oder nicht – von dem beschuldigten Juden ab. Nur jene, die eben diese Ordnung außer Recht und Gesetz stellt, treten an die Seite Rosenheims.

Der dennoch optimistische Schluß wird zu einem Aufruf an alle, die angesichts des offenen oder verkappten Auftretens von Faschisten in Westdeutschland und angesichts der noch vorherrschenden Blindheit gegen die drohende Gefahr zur Resignation neigen. Dieser Schluß ist ein Bekenntnis zur sozialistischen Zukunft eines geeinten Deutschlands.

Gerhard Bengsch zeigt in diesem neuen Werk bemerkenswerte Sicherheit der formalen Mittel. Er meidet jedes abstrakte Diskutieren, jedes Anpreisen fertiger Rezepte für den allgemeinen Gebrauch.

Seine Figuren sind nicht statisch festgelegt, nicht a priori säuberlich in mehr oder minder differenzierte Anhänger der einen oder der anderen Idee geschieden. Wenn sich am Ende die einen hier und die anderen dort sammeln, so ist dies Ergebnis der Austragung eines Konfliktes. Bengsch charakterisiert seine Gestalten als Angehörige bestimmter gesellschaftlicher Schichten, aber er hat sie nicht dem Lehrbuch der Politischen Ökonomie entnommen, sondern dem Leben zwischen Rhein und Elbe. Wenn sie offensichtlich in ihrem tiefsten Wesen den Definitionen des Lehrbuches entsprechen, so weil Wissenschaft und Kunst zwar mit verschiedenen Mitteln arbeiten, aber aus denselben Quellen schöpfen. Der Rosenheim des Stückes ist nicht in die Emigration gegangen, weil er Gegner des Faschismus gewesen wäre, sondern weil der Faschismus sein Gegner war. Er ist zurückgekehrt – wie sich ein Baum wieder aufrichtet, wenn die Sturmbö vorüber ist –, als er vom Ende des ihm feindlichen Systems hörte. Er hat nie etwas anderes gewollt als persönliche Ruhe und Frieden: ein bescheidener, treusorgender, pflichtbewußter deutscher Postangestellter mit Aussicht auf Übernahme ins Beamtenverhältnis. Aber er kann nicht über seinen Schatten springen. Er hat erfahren, wie es weitergeht, wenn erst Worte wie „dreckiger Jude“ wieder erklingen. Das ist es, was ihn aus seiner Schicksalsergebenheit erwachen und dem Rad der Geschichte in die Speichen greifen läßt. Das ist sein ganz persönliches Motiv, unterschieden von dem Motiv des Geschäftsmannes Fränkel, des Journalisten Amberger, des Kommunisten Kesting und des Revisors Holle, und doch eins mit ihnen.

Das ist die Wahrheit der breiten Front gegen Faschismus und Krieg, die heute auch in Westdeutschland allem Terror zum Trotz erwächst.

Gutzkows Kompromiß

Am 17. März jährt sich Karl Gutzkows Geburtstag zum 150. Male. Er teilt mit den meisten Schriftstellern des „Jungen Deutschland“ das mißliche Geschick, den Rechten ein Greuel und den Linken ein Kompromißler zu sein.

Im Jahre 1927 lernte ich den Enkel eines Vertreters des „Jungen Deutschland“ kennen, der mir in seinem halb zum Museum ausgestalteten Wohnhaus eine „Kammer der Ausgestoßenen“ zeigte. In ihr hing neben dem Bild Heines auch das Gutzkows. Voller Abscheu sprach er von diesen beiden Schriftstellern, während er die gemäßigte liberale Einstellung seines Großvaters nur lebhaft bedauerte.

Daß wir in der DDR bei der Pflege unseres Kulturerbes bisher nur wenig Interesse für Gutzkow gezeigt haben, ist leider auch eine unbestreitbare Tatsache, obwohl doch Franz Mehring einst nachdrücklich betont hat, daß niemand an der Stellung, die Gutzkow von 1830 bis 1860 in der deutschen Geschichte eingenommen hat, vorbeigehen könne. Erst im Hinblick auf das Jubiläumsjahr sind kürzlich auf dem Büchermarkt einige Werke von Gutzkow neu erschienen, die auf eine Wiederbelebung des Interesses hoffen lassen.

Warum hat Gutzkow, den Friedrich Engels einst „einen ausgezeichnet ehrenwerten Kerl“ nannte und für den „Klarsten, Verständigsten“ unter den Jungdeutschen hielt, allmählich den Weg des Kompromisses beschritten? Eine Teilantwort darauf, die wohl nichts entschuldigt, zumindest aber manches erklärt, gibt uns ein Blick in die Zensurakten des Deutschen Zentralarchivs Merseburg.

Aus der Literaturgeschichte ist bekannt, daß Karl Gutzkows 1835 erschienener Roman „Wally, die Zweiflerin“ den Zorn der damaligen Machthaber erregt und schließlich zum Verbot der Schriften des

„Jungen Deutschland“ geführt hat (Bundestagsbeschluß vom 10. Dezember 1835). Die Schriftsteller Gutzkow, Laube, Mundt und Wienberg – später kam noch Heine dazu – sollten zwar, wie es nach 1836 gehandhabt wurde, nicht an jeder literarischen Tätigkeit gehindert, aber durch eigens für sie eingesetzte Zensoren strenger als andere zeitgenössische Schriftsteller überwacht werden. In Preußen wurde Dr. John, ein ehemaliger Sekretär Goethes, zu ihrem Spezialzensor ernannt.

Sich dieser Fessel zu entledigen, war von da an das Bestreben vor allem derjenigen, die sich nicht durch Emigration ihre Selbständigkeit bewahren wollten. Sie taten es auf verschiedene Weise. Entweder sie milderten den Ton ihrer Schriften oder wechselten in andere literarische Bezirke über, wie zum Beispiel in das dramatische Schaffen, oder sie versuchten, durch Bittgesuche oder Unterwerfungserklärungen eine Besserung ihrer Lage herbeizuführen. Dabei nahmen sie oft nicht nur Schaden an ihrem Talent, sondern auch an ihrem Charakter. Von Gutzkow wissen wir, daß ihn die Qual dieser Jahre zermürbt hat. Über den verhängnisvollen Einfluß des Zensurgebotes auf sein dichterisches Schaffen gibt folgendes Selbstbekenntnis Auskunft: „Der Meltau der ‚Machtgebote der Zensur‘ vergiftete schon die Konzeption, bereits die Idee einer Dichtung im Keime.“ (Paul Friedländer in seiner Einleitung zu K. Gutzkow: „Berliner Erinnerungen und Erlebnisse“, Verlag Das Neue Berlin.)

Zu den üblichen Zensurrepressalien kamen bei Gutzkow sechs Wochen der Gefangenschaft hinzu, die er wegen seiner „Wally“ abzusitzen hatte. Während dieser Zeit verfaßte er eine Schrift „Zur Philosophie der Geschichte“, die den Machthabern seine Wandlung dokumentieren sollte. An den preußischen Minister des Innern, von Rochow, den „düsteren Alba“,

wie er ihn später einmal nannte (Fritz Reuter bezeichnete ihn als den „Mann von dem beschränkten Unnerdahlen-Verstand“), schrieb er: „Diese Schrift ist die Frucht einer herben Erfahrung. Ich schrieb sie in demselben Augenblicke, wo ich in einem Gefängnisse die Grenzen kennenlernte, welche der Staat jeder planlosen Charakterentwicklung, die das Allgemeine, wenn nicht gefährden, doch verwirren könnte, ziehen muß.“ Er beansprucht dabei aber für sich das Recht auf Individualität und größeren Spielraum, da er nur so für seine „versöhnenden Zwecke“, von denen er jetzt durchdrungen sei, wirken könne. (3. April 1836. Deutsches Zentralarchiv Merseburg, Rep. 77, II Lit. G Nr. 29.) Da dieses Werk aber trotzdem verboten wurde, richtete er am 20. März 1837 einen zweiten Brief an den Minister. Darin ist vor allem ein Satz für die Gewissensnot des eingeengten Schriftstellers bezeichnend: „Unter diesen Umständen kann ich Ew. Exc. wohl gestehen, daß die über mich verhängte Preßmaßregel mich verhindert, irgend etwas, von dessen Wert ich überzeugt bin, zu schaffen.“

In einem dritten Brief (vom 20. September 1837), in dem Gutzkow darum bittet, in Berlin eine Zeitschrift redigieren zu dürfen, erneuerte er das Friedensangebot. Die dem Schreiben beigelegten Nummern des „Telegraph“ mit Gutzkows Aufsatz über „Professor Steffens und die Revolution“ sollten dem Minister Vertrauen einflößen. Folgende Stelle scheint besonders auf diese Wirkung hin berechnet worden zu sein: „Wir waren für politische Träume eingenommen, wir sahen aber ein, daß mit Schmetterlingsflügeln, ja selbst mit Adlerfittigen die Maschine des Bestehenden nicht fortzubringen ist. Wir gaben diese Grillen um so mehr auf, als der bloß rationelle Liberalismus weder unserer Phantasie noch unserer spekulativen Bildung zusagt. Wir beschränken uns auf die ausschließlich literarischen Interessen.“ (Nr. 41 des „Telegraph“, 1837.) Jedoch auch dieser dritte,

beinah demütig zu nennende Brief erreichte nicht, was er sollte. Innenminister Alba-Rochow wollte in Berlin absolute Ruhe haben.

Erst mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. schienen die letzten noch vorhandenen Einschränkungen ein Ende nehmen zu wollen. 1843 stellte Gutzkow in einem Brief an den Minister des Innern und der Polizei den Antrag auf Revision seines Zensurverhältnisses, geriet dabei allerdings in eine neue peinliche Situation. Der König erwartete eine volle Unterwerfung, das bisherige Verhalten Gutzkows schien ihm keine ausreichende Garantie zu sein. Gutzkow sollte, wie vor ihm Mundt und Laube, einen Revers unterzeichnen, daß er in Zukunft nicht gegen die Religion, die Staatsverfassung und das Sittengesetz schreiben werde. Diese Zumutung allerdings wies Gutzkow mit der Entgegnung zurück, daß solches Ansinnen den finsternen Zeiten mittelalterlicher Kirchenversammlungen angehöre. Daraufhin nahm Friedrich Wilhelm IV. in diesem Falle Abstand von einer solchen kompromittierenden Form der Unterwerfung und erließ eine Kabinettsorder, durch die der verfemte Dichter endlich von den letzten Fesseln der Zensur befreit wurde. Daß Gutzkow, ohne es zu ahnen, durch den Abdruck der Weitling'schen Schrift „So kann es nicht bleiben! Eine kommunistische Hoffnung“ beinah der eben erlangten Zensurfreiheit wieder verlustig gegangen wäre, soll hier nur am Rande vermerkt werden.

Ogleich es dem reaktionären preußischen Staat durch seine Zensurbehörde gelungen war, Gutzkow von seinem ursprünglichen revolutionären Kurs weitgehend abzulenken, so hat er es doch nicht erreicht, ihn gänzlich ins Lager der Reaktion zu führen. Ein immer noch beachtliches Maß an Anstand und Würde in seinen Briefen an den preußischen Alba und seine Treue wenigstens dem kämpferischen Humanismus gegenüber sollten uns unsere kritische Sympathie zu Karl Gutzkow erleichtern.

Informationen

Anna Seghers und Elfriede Brünig wurden mit dem Vaterländischen Verdienstorden geehrt.

Gerhard Bengsch erhielt den Theodor-Fontane-Preis.

Den Kunstpreis für Literatur der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft erhielten das Kollektiv Alexander Ott, Manfred Petzold und Gerhard Jarolim für das Fernsehspiel „Parole Freies Deutschland“, Paul Wiens für sein szenisches Oratorium „Ein Denkmal für Dascha“ (siehe NDL H. 1/60) und Martin Viertel für seine Erzählung „Tonka“.

Der Schweizer Dramatiker Friedrich Dürrenmatt wurde mit dem Großen Preis der Schweizer Schillerstiftung geehrt.

Das Institut für Deutsche Sprache und Literatur der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Abteilung Deutsches Wörterbuch, konnte in Zusammenarbeit mit einer Göttinger Arbeitsstelle um die Jahreswende die Arbeiten am Deutschen Wörterbuch beenden. Das Deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm, vor mehr als hundert Jahren begonnen, liegt nunmehr abgeschlossen vor. Das aus bescheidenen Anfängen erwachsene Werk birgt heute in 32 Bänden den gesamten, in seiner historischen Entwicklung dargelegten Wortschatz der deutschen Schriftsprache vom 16. Jahrhundert bis in die Gegenwart.

Der Leitung des Brüder-Grimm-Museums in Kassel ist es gelungen, einen großen Teil der noch vorhandenen Zeugnisse über das Wirken der beiden Gelehrten zusammenzutragen und in einer geschlossenen Sammlung zu vereinigen. Die Dokumente befanden sich zum größten Teil in privater Hand.

Die „Lesebücher für unsere Zeit“

(Volksverlag Weimar) sind bisher in einer Gesamtauflage von rund 1 300 000 Exemplaren erschienen. An der Spitze steht das Goethe-Lesebuch mit 205 000 Exemplaren.

Einen „Mahnruf zum Frieden“ richtete der in den USA lebende Schriftsteller Fritz von Unruh an seine Landsleute in Westdeutschland, worin er vor den „Stricken der Gleichgültigkeit“ warnt, mit denen man „euch höheren Orts zu fesseln hofft“. In seinem Appell erinnert Unruh an die Göttinger Professoren, die in „unbezweifelbarer Deutlichkeit“ vor der Ausrüstung der Bonner Armee mit Atomwaffen gewarnt haben.

Zu Ehren Thomas Manns, anlässlich seines fünften Todestages, veranstaltete das germanistische Institut der Universität Poznan eine Tagung, an der Delegationen aus der Sowjetunion, der Tschechoslowakei und der DDR teilnahmen.

In einer Publikationsreihe der Universität von North-Carolina (USA) ist eine Bibliographie über „Das Drama des deutschen Expressionismus“ erschienen. Sie umfaßt etwa 4000 Werke, Dissertationen oder Zeitschriftenartikel, die in deutscher oder englischer Sprache bis Ende 1957 veröffentlicht wurden. Die Verfasser sind Claude Hill und Ralph Ley.

In der Volksrepublik China erschienen im Jahre 1960 nahezu drei Milliarden Bücher. Gegenwärtig bestehen 300 000 Bibliotheken in China, von denen die größte, die Peking Staatsbibliothek, einen Bestand von sechs Millionen Bänden aufweist.

Die im Jahre 1958 auf der I. afro-asiatischen Schriftstellerkonferenz in Taschkent beschlossene Gründung eines ständigen Büros der Schriftsteller Asiens und Afrikas wurde kürzlich in Colombo verwirklicht.

NEUERSCHEINUNGEN

Belletristik

Trude Beckmann: Jeannette. Roman. Volksverlag Weimar, 228 S. DM 6,-

Elfriede Brüning: Sonntag, der Dreizehnte. Roman. Tribüne Verlag, Berlin, 284 S. DM 7,10

Walter Flegel: Wenn die Haubitzen schießen. Deutscher Militärverlag, Berlin, 270 S. DM 5,80

Theodor Fontane: Von Dreißig bis Achtzig (Sein Leben in seinen Briefen). Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig, 608 S. DM 7,85

John Gay: Die Bettleroper. Aus dem Englischen von A. und H. Seiffert. Mit Zeichnungen von J. Hegenbarth. Philipp Reclam jun., Leipzig, 176 S. etwa DM 9,-

Nikolai Jantzen: Ein Mensch – wie stolz das klingt. Verlag Neues Leben, Berlin, 272 S. DM 4,20

Albert Maltz: Nachmittag im Dschungel. Erzählungen. Aus dem Amerikanischen von G. R. Lys und E. Brüning. (bb-Taschenbuch) Aufbau-Verlag, Berlin, 140 S. DM 1,85

Arthur Miller: Brennpunkt. Roman. Volk und Welt, Berlin, 266 S. DM 5,80

Paul Schmidt-Elgers: Es begann im Sommer. Greifenverlag Rudolstadt, 332 S. DM 6,50

J. C. Schwarz: Der neue Direktor. Mitteldeutscher Verlag, Halle, 252 S. DM 6,-

W. K. Schweickert: Groteske Geschichten. Eulenspiegel Verlag, Berlin, 204 S. DM 5,80

Wolfgang Schreyer: Tempel des Satans. Roman. Deutscher Militärverlag, Berlin, 340 S. DM 6,80

H. E. Siegrist: Stürmische Jahre. Roman. Volksverlag Weimar, 246 S. DM 5,-

Inge von Wangenheim: Professor Hudebraach. Roman. Mitteldeutscher Verlag, Halle, etwa 400 S. etwa DM 8,50

Die Stranddistel blüht – Erzählungen schreibender Arbeiter. 64 S. DM 3,-

Ein wunderbar eigenes Lied. Gedichte. 60 S. DM 3,-

Das Wort, das nicht verzeiht – Verse und Prosa aus der proletarisch-revolutionären Literatur Mecklenburgs. 60 S. DM 3,-
Alle drei Bände im VEB Hinstorff Verlag, Rostock (Kleine Reihe)

Deutsche Erzähler des 19. Jahrhunderts. Verlag Neues Leben, Berlin, 608 S. DM 7,80

Welthumor – Eine neue Anthologie, Hrsg. Günter Albrecht. Eulenspiegel Verlag, Berlin, 900 S. DM 14,80

Das Wiener Volkstheater in seinen schönsten Stücken. Hrsg. G. Helbig. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig, 600 S. etwa DM 8,-

Die Bewegung schreibender Arbeiter und die Aufgaben der Germanistik. VEB Verlag für Buch- und Bibliothekswesen, Leipzig, 144 S. etwa DM 2,50

Literaturtheorie und Literaturkritik

Heine-Bibliographie, Teil 1, Bearbeitet von G. Wilhelm und E. Galley, Arion Verlag, Weimar, 204 S. DM 16,-

Kurt Hager: Die geistige Situation der Gegenwart. Dietz Verlag, Berlin, etwa 120 S. DM 1,60

Bibliographie der deutschen Bibliographien. VEB Verlag für Buch- und Bibliothekswesen, Leipzig, 252 S. DM 35,40

N. G. Suchowa: Alexander von Humboldt in der russischen Literatur. Bibliographie.

VEB Verlag für Buch- und Bibliothekswesen, Leipzig, 96 S. DM 8,30

Der sozialistische Realismus in Kunst und Literatur. Bibliographie. Bearbeitet von G. Rost und H. Schulze. VEB Verlag für Buch- und Bibliothekswesen, Leipzig, 128 S. DM 3,95

Daniel Hoffmann-Ostwald/Ursula Behse: Agitprop 1924–1933. VEB Hofmeister-Verlag, Leipzig, 104 S. DM 3,50

Klaus Pfützner: Die Massenfestspiele der Arbeiter in Leipzig (1920–1924). VEB Hofmeister-Verlag, Leipzig, 40 S. DM 1,50

ZEITSCHRIFTEN- UND ZEITUNGSSCHAU

Die ästhetischen Beziehungen der Kunst zur Wirklichkeit, von I. Astachow, „Kunst und Literatur“ H. 12. 60

Wie beginnt man, Stücke zu schreiben?, von N. Pogodin, „Kunst und Literatur“ H. 12. 60

Die erzieherische Rolle der Literatur und

der Kunst, von W. Iwanow, „Die Presse der Sowjetunion“ Nr. 1. 61

Marxismus – lebendige Wirklichkeit, von Kurt Hager, „Sonntag“ Nr. 2. 61

Autobiographische Notizen Romain Rollands über die Entstehungsgeschichte seines Romans „Johann Christof“, „Sinn und Form“ H. 4. 60

Zu unseren Beiträgen

Das Buch „Kabelkran und Blauer Peter“ von Franz Fühmann erscheint im VEB Hinstorff Verlag, Rostock, mit Illustrationen von Arnim Münch, der – wie Fühmann – ebenfalls einige Zeit auf der Warnowwerft gearbeitet hat.

Unsere Veröffentlichung der neuen Komödie von Harald Hauser, „Der Spuk von Frankenhöh“, ist ein gekürzter Abdruck der Erstfassung. Die endgültige Bühnenfassung, während der Proben zur Uraufführung entstanden, erscheint im Bühnenvertrieb des Henschelverlages, Berlin.

Den Auszug aus Martin Walsers Roman „Halbzeit“ veröffentlichen wir mit freundlicher Genehmigung des Suhrkamp Verlages, Frankfurt am Main.

Der Spruch von Peter Huchel wurde im Auftrag der Deutschen Akademie der Künste als Text für ein Chorstück Prof. Ottmar Gersters geschrieben.

„Neue Deutsche Literatur“, Monatsschrift für Schöne Literatur und Kritik. Aufbau-Verlag, Berlin W 8, Französische Straße 32, Fernsprecher 22 54 21. Redaktion: Berlin W 8, Friedrichstraße 169/170, Fernsprecher 22 07 31 25. Nachdruck nur mit Genehmigung und Quellenangabe gestattet. Zuschriften, die den Inhalt der Zeitschrift betreffen, sind an die Redaktion, Zuschriften in Fragen des Vertriebs und Bezugs sind an den Verlag zu richten. Für unverlangt eingehende Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden. Anzeigenannahme durch den Verlag. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 1 gültig.

Druck: 1/16/01 Märkische Volksstimme, Potsdam. Lizenz-Nr. 5259. A 71

ZEITSCHRIFT FÜR DEUTSCHE LITERATURGESCHICHTE

— Weimarer Beiträge —

*Herausgegeben von Louis Fürnberg† und Hans-Günther Thal-
beim im Auftrag der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten
der klassischen deutschen Literatur in Weimar*

Die Zeitschrift ist das führende Organ in der Deutschen Demokratischen Republik für die Erforschung der deutschen Literatur. Sie wendet sich an den Germanisten und den Lehrer, aber auch an den lesenden und schreibenden Arbeiter sowie an alle literarisch interessierten Kreise.

Der Veröffentlichungsbereich umfaßt die deutsche Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart. Hinzu kommen Untersuchungen zu Fragen und Problemen der Literaturtheorie und -ästhetik.

Ein umfassendes Programm, Beiträge namhafter Gelehrter des In- und Auslandes und die ständigen Bemühungen der Redaktion, neueste Ergebnisse der marxistischen Forschung der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, geben der Zeitschrift den Charakter eines Forums der fortschrittlichen literaturwissenschaftlichen Germanistik.

Neben Einzeluntersuchungen, Berichten und Textveröffentlichungen wird ein reichhaltiger Rezensionsteil geboten. Die regelmäßig erscheinenden Bibliographien zu wichtigen Problemen und Themen der Literaturentwicklung sind wertvolle Hilfsmittel für Forschung und Lehre.

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich im Umfang von 224 Seiten zum Preise von DM 3,80 je Heft. Sie kann durch jede Buchhandlung bezogen werden. Ein ausführlicher Prospekt liegt der nächsten Ausgabe der „Neuen Deutschen Literatur“ bei.

ARION VERLAG · WEIMAR